DIE GLOCKEN DER HEIMAT

ROMAN VON

ADAM MÜLLER-GUTTENBRUNN

VERLAG L STAACKMANN LEIPZIG

Digitized by Google

THE PENNSYLVANIA STATE
UNIVERSITY LIBRARIES

Die Glocken der Heimat.

Von **A. Müller-Guttenbrunn** erschienen ferner im gleichen Verlage:

Der große Schwabenzug. Roman.
8. Tausend. Br. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Es war einmal ein Bischof. Roman.
10. Tausend. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Arme Komödianten. Ein Geschichtenbuch.
5. Tausend. Br. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Götzendämmerung. Ein Kulturbild aus Ungarn. Neue Ausgabe. 9. Tausend. Br. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Der kleine Schwab'. Abenteuer eines Knaben. 10. Tausend. Kart. M. 1.—.

Digitized by Google

Die Glocken der Heimat

Roman

von

Adam Müller-Guttenbrunn

Buchschmuck und Einband von Alfred Keller-Wien

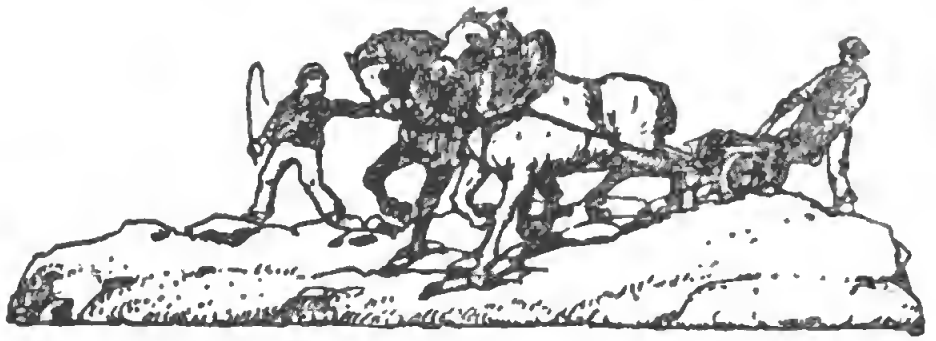
11. und 12. Tausend

Leipzig — Verlag L. Staackmann — 1914

Alle Rechte vorbehalten.
Copyright 1910 by L. Staackmann.

Altenburg
Pierersche Hofbuchdruckerei
Stephan Geibel & Co.

Digitized by Google



I.

Das Schwabendorf lag ſtill und friedlich in der warmen Aprilſonne. Alles war draußen in den Riedfeldern und in den Weingärten; die große Arbeit des Jahres hatte wieder begonnen, und ſie war eine Luſt nach dem langen, milden Winter, der heuer von ſüdlicher Harmloſigkeit geweſen und faſt gar keine Beſchwerden gebracht hatte.

Öſterliche Auferſtehung!

Neuer Saft, neues Leben, neue Liebe war in alle Weſen geſchoſſen, in Pflanze, Menſch und Tier. Wie die Lerchen ſich in den Lüften wiegten, jubelten und tirilierten, ſo ſprangen die Kälber und Lämmer auf der Weide, ſo ſauſten die jungen Füllen über die Wieſengelände der Donauauen, ſo tollten nach dem Schulſchluß die Buben und Mädeln durch die breiten, mit Baumreihen beſetzten Gaſſen des Dorfes. Noch läuteten und bimmelten die Schneeglöckchen hinter mancher Weißdornhecke an den Dämmen draußen, beim Waſſer, aber es miſchte ſich ſchon Veilchenduft in den kräftigen Geruch

der Ackerscholle, und die Stare schwätzten in allen Gärten. Über Nacht hatten sich die Knospen der Obstbäume aufgeblättert, schlohweiß blühten die Aprikosen; es war ein Jauchzen und Duften in der ganzen Natur, und die Erde dampfte in wonnigen Schauern.

Selbst Seine Hochwürden der Herr Pfarrer schaffte heute eigenhändig in seinem Garten, und der Oberlehrer nebenan tat es ihm nach. Dabei plauderten sie über den Zaun hinweg miteinander. Die Frau Oberlehrer setzte Salatpflanzen aus und beteiligte sich auch an dem Gespräch. Und drüben im Pfarrgarten arbeitete nicht nur der Pfarrer Horrat, auch Fräulein Juliska[1]) war mit dabei, während die Klarinéni[2]), ihre Mutter, die dem Hochwürdigen seit zwei Jahrzehnten die Wirtschaft führte, nur ab und zu ging und mit der Frau Oberlehrer Sämereien über den Zaun hin austauschte. In einer fernen Ecke des Gartens beteiligte sich auch der Herr Kaplan, ein hübscher, junger Mann, mit dem glatten Gesichte eines Knaben, an der gärtnerischen Tätigkeit. Er hatte einen grauen, kleinen Kohleinensack umhängen und „putzte Raupen". Von einem Obstbaume ging er zum andern und spähte nach Ungeziefer, das etwa doch noch aus übersehenen Raupennestern ausgekrochen sein mochte. Der Straubmichel hatte die Bäume zwar im Februar gereinigt, aber wer weiß ... Auch im Vorjahre wurden ein paar Aprikosenbäume kahlgefressen, und der Oberlehrer schlug Lärm, weil auch der Schulgarten in Gefahr kam. Freiwillig erbot sich der Kaplan zu dieser wenig verlockenden

[1]) Sprich: Julischka.
[2]) Kosenamen für Tante Klara.

Tätigkeit. Denn es war Frühling, man mußte ja etwas tun, mußte zugreifen, wo alles sich regte, alles schaffte. Selbst die zierliche Juliska schaufelte lachend mit. Bei den Schwestern vom Sacré-Cœur in Preßburg war sie erzogen worden, Französisch hatte sie gelernt und arbeitete dennoch mit im Pfarrgarten. Da durfte er, der ein Bauernsohn war, doch nicht zurückstehen; und Bácsi[1]) nannte sie Seine Hochwürden, als ob sie die Nichte des Pfarrers wäre. Die Leute behaupteten sogar, sie sähe dem alten Herrn viel ähnlicher, als dies sonst bei Nichten der Fall war. Aber was ging das ihn an, den jungen Fant, den sie erst kürzlich aus dem klösterlichen Seminar hatten ausfliegen lassen? Er war gut aufgehoben, seine erste geistliche Station gefiel ihm, und er hätte am liebsten in Juliskas Lied eingestimmt. Aber das hätte sich doch nicht geschickt. „Mehr Würde!" „Mehr Würde!" hatte der Rektor immer gerufen, wenn die Kleriker lustig sein wollten.

Der Oberlehrer Nikolaus Heckmüller, ein wohlerhaltener Sechziger mit noch ungebleichten Haaren und einer Brille vor den braunen Augen, war hart an den Bretterzaun herangetreten. Er sah dem Pfarrer lächelnd eine Weile zu, wie er im Schweiße seines Angesichtes mit dem Spaten grub.

„Haben Sie's schon gehört, Hochwürden, daß man die Haffnersbärbl wieder aus dem Irrenhause entlassen hat?" fragte er.

„Die Izé (Dingsda), die Frau Haffner? Kein Wort

[1]) Oheim.

hab' ich gehört. Aber es freut mich," sprach der behäbige Pfarrer und richtete sich auf aus seiner gebückten Stellung. Mit der Rechten rieb er sich den Rücken, so, als ob ihm das Kreuz doch ein wenig wehe täte von der ungewohnten, allzu eifrigen Beschäftigung.

„Gestern abend hat ihr Mann sie wieder heimgebracht. Die Ärzte sagten, sie wäre in der häuslichen Pflege am besten aufgehoben, denn ihr Zustand sei kein Irrsinn. Sie werde daheim am sichersten wieder gesund."

»Szegény aszony[1])! Was ihr nur damals zug'stoßen sein muß in Szegedin?" sprach die Klarinéni, die ein Gemisch von Magyarisch und Schwäbisch redete.

„Weiß Gott! Frisch und gesund ist sie am zweiten Weihnachtstag fortgefahren, um ihren Buben zu besuchen, und ganz gebrochen ist sie wiedergekommen," entgegnete der Oberlehrer.

Auch die Frau Oberlehrer, Rosa Heckmüller, war jetzt an die Planke herangetreten, und sie rief das Fräulein Juliska zu sich. Sie gab ihr allerlei Blumensamen zur Probe, besonders von den Windlingen für den Zaun, der den Pfarrgarten vom Schulhausgarten trennte. Der sollte heuer recht schön werden, wenn er von beiden Seiten mit Windling bepflanzt war. Zum Pfarrer gewendet, sagte die Frau Oberlehrer spitzig: „Ich kann mir schon denken, Hochwürden, was der Frau in dem Szegediner Konvikt begegnet ist. Es wird schon ans Licht kommen, wenn ihr Mann einmal hinfährt. Sie ist ja nicht die erste deutsche Mutter, die dort das

[1]) Armes Weib!

Schmerzlichſte erlebt hat. Aber ſie war immer gar zart und leicht aufgeregt, ſie hat's halt nicht vertragen."

„Was meinen Sie, Frau Oberlehrer?" ſprach der Pfarrer, und ſeine Miene wurde ernſt und ſtreng. „Es iſt ein geiſtliches Konvikt, von dem Sie reden."

„Ich habe nur als deutſche Mutter geſprochen, Herr Pfarrer. Und ich kann nur vermuten, was es iſt. Ehe der Haffnerslippl nicht ſelber dort war, rede ich kein Wort mehr über die ganze Sache."

So ſprach die Frau Oberlehrer und zog ſich wieder hinter ihren Zaun zurück. Ihr Mann aber zündete verlegen ſeine kalt gewordene Pfeife an und meinte: „Vor der Ernte wird der Haffner wohl kaum die Fahrt unternehmen."

„Ich werde verlangen, daß er es tut," entgegnete der Pfarrer, „denn ich habe ihm das Konvikt ſeinerzeit empfohlen."

Er ſchien verdrießlich, aber er begann wieder zu graben und zu ſchaufeln, und auch der Oberlehrer wendete ſich ſeiner gärtneriſchen Tätigkeit zu. Es war ganz ſtill geworden . . . Nur ein Stieglitz, deſſen Ehehälfte ſich in dem großen Birnbaum des Pfarrgartens mit Eifer ein Neſt baute, ſchmetterte ſein Frühlingslied in die lauen Lüfte. Und von nah und fern, aus allen Gärten, erklang der vielſtimmige Chor der Singvögel, die einfielen in das Jauchzen und Tirilieren, das durch die ganze Natur ging.

Am Eingang des Schulhausgartens tauchte jetzt ein Mann auf in bäuerlicher Tracht. Er trug eine Peitſche

Digitized by Google

mit langem Stiel in der Rechten, die Linke legte er wie grüßend an den runden Hut und rief:

„Herr Oberlehrer, mer sei schun doo mit de Eier!"

Wie elektrisiert fuhr Nikolaus Heckmüller, der gerade einen allzu dichten Stachelbeerstrauch ausschnitt, in die Höhe.

„Was, bei der Hitze? Hab' ich Euch nicht gesagt, Vetter Hannes, ihr sollt entweder früh morgens oder spät abends zum Landungsplatz fahren?"

„Des häb ich jo getaun. Aewer 's Schiff hot sich verspät'. Jetzt kummt nar g'schwindt. Ich maan[1]) immer, die Wärm'[2]) schluppe uns zu früh aus."

„Ja, ja, ich komme!" rief der Oberlehrer, „holt nur schnell den Straubmichel." Und er wandte sich, lebhaft angeregt, wieder nach dem Zaun und sagte: „Der Same ist schon hier, Herr Pfarrer! Werden Sie sich heuer beteiligen? Es wär' nur um des guten Beispiels willen."

„Tesšék, ja!"

„Wieviel nehmen Sie?"

„Eine Unze, nicht mehr. Ich habe nur ein Zimmer frei."

„Gut, Herr Pfarrer! Eine Unze ist zwar wenig ... Wollen Sie die Ausbrütung selbst besorgen?"

„Nein, nein, das soll nur der Straubmichel durchführen, wie immer. Ich nehme die Raupen von einer Unze Samen, wenn sie zwei Tage alt sind."

„Gut, Herr Pfarrer. Werde alles besorgen!" rief

---

[1]) Meine.

[2]) Würmer.

der Oberlehrer und wandte ſich dem Ausgang ſeines Gartens zu. An ſeine Frau aber richtete er noch die raſche Frage: „Roſa, iſt alles in Ordnung?“

„Aber ja!“ ſprach dieſe gelaſſen. „Das Zimmer iſt durchgeheizt und hatte vorhin 15 Grad.“

„Das iſt zu viel für den Anfang! Es darf am erſten Tag nur 13 Grad haben.“

„So mach' ein Fenſter auf!“ ſprach lächelnd die Frau Roſa. Und auch Herr Heckmüller mußte lächeln.

Sein erſter Weg war in das große Hinterzimmer des Schulhauſes, in dem einſt die Mädchenklaſſe untergebracht war und das ſchon ſeit Jahren freiſtand. Die Thermometerſäule zeigte zu ſeinem großen Mißvergnügen 16 Grad, und er riß alle Fenſter nach der ſchattigen Hofſeite auf, um die Temperatur herabzuſetzen. Dann eilte er unter das Haustor, um nach dem Wagen zu ſehen. Der Vetter Hannes hatte alle Anordnungen mit Verſtand befolgt, die koſtbare Ladung war von allen Seiten mit Decken verhängt, kein Sonnenſtrahl traf die vielen länglichen Schachteln, in denen, nach vorbeſtimmten Grundſätzen verteilt, der Same für die Seidenraupen zur Verſendung gelangte.

Und der Straubmichel, der Gemeindeausbrüter, war auch ſchon zur Stelle. Der blonde Rieſe befand ſich ſchon ſeit Wochen in großer Aufregung, weil der Same nicht kam. Das Landesſeidenbau-Inſpektorat in Szegzárd hatte wohl ſchon im Februar der Gemeinde die heurigen Seidenpreiſe in Frankreich und Deutſchland mitgeteilt, aber der beſtellte Same blieb aus. Und ſo viele Dorfbewohner wie heuer hatten ſich noch nie für die Zucht gemeldet.

Digitized by Google

Na, wenn die Eier nur jetzt endlich da waren! Das andere wollte er schon besorgen. Er begrüßte den Herrn Oberlehrer mit einem breiten Lächeln und lüpfte ein wenig die Kappe.

„No alsdann, do sein se jo doch!“ rief er befriedigt und begann die Schachteln zu übernehmen. „Wann nur koi Nachtfrost mehr kimmt. Die Maulbeerbeem sin gar haakel[1]), Herr Oberlehrer.“

„Wollen wir hoffen, daß das Wetter so bleibt.“

Nikolaus Heckmüller ging voraus und prüfte neuerlich den Wärmemesser. Auch der Straubmichel tat es und war zufrieden. Bei dieser niederen Temperatur konnte man den Samen noch einige Zeit erhalten, ohne daß er lebendig wurde. Vor dem 1. Mai sollte man von Rechts wegen doch kein volles Vertrauen zum Wetter haben. Krochen die Räupchen zu früh aus und es fiel noch Reif, war das ganze junge Laub vernichtet und alle Tiere mußten verhungern. Denn bis es wieder neue Triebe gab, konnten zwei Wochen vergehen.

Der Straubmichel zog sein Verzeichnis hervor und verglich den eingelaufenen Vorrat, Schachtel für Schachtel. Der Oberlehrer aber brachte jene Samenschachteln in Sicherheit, deren Inhalt ihm für Schulzwecke übersendet worden war. Ganz kleine weiße Papiersäckchen, von denen jedes den Namen eines Schülers trug, waren schon vorbereitet. In sie verteilte er jetzt behutsam die winzigen dunklen Eier, die wie Mohnkörnchen aussahen. Mehr als fünfzig gab er keinem Schüler freiwillig. Nur wenn

[1]) heikel.

ſich einer meldete und darum bat, ſollte er mehr erhalten. So hatte es einſt auch ſein Direktor an der Normalſchule in Temesvar gehalten, der in den Kindern die Liebe weckte für die Seidenzucht, und ſo hielt es jetzt er ſelbſt.

Als Heckmüller vor dreißig Jahren als Lehrer in ſein Heimatsdorf kam, bemühte er ſich ſogleich um die Einführung der Seidenzucht, aber es wollte ihm lange nicht glücken, damit durchzudringen. Die Bauern hatten andere Sorgen. Auch waren ſie zu ſtolz, ſich mit ſolchen „Läppereien" abzugeben und meinten, ſie hätten keine Zeit dazu. Und einen alten Ingrimm hatten ſie gegen die zahlreichen Maulbeerbäume, die auf den Gaſſen und am Rande aller Komitats- und Feldſtraßen ſtanden. Da kamen die Kinder, wenn die Beeren reif waren, ſchüttelten die Bäume und traten ihnen das Getreide zuſammen. Und auch die Vögel wurden angelockt. Und beſonders verhaßt waren ihnen die Laubſammler, die mit Leitern anrückten. Der Schatten, den dieſe vielen Bäume warfen, war zur Erntezeit wohl gut für die Ruhepauſen und die Mahlzeiten der Schnitter, aber das Korn wurde nie recht reif in der Nähe der Bäume. Am liebſten hätten ſie die Bäume ſämtlich abgehackt. Doch da gab es ein dummes altes Geſetz, das hohe Strafen auf die Beſchädigung eines Maulbeerbaumes ausſetzte, und manch einer hat ſchon gebüßt für einen unbedachten Baumfrevel.

Nikolaus Heckmüller war der Sohn eines Kleinhäuslers, eines Tiſchlers, ſeine Familie gehörte nicht zum bäuerlichen Patriziertum des Dorfes. Aber ſein Einfluß ſtieg doch von Jahr zu Jahr, denn daß er, der Oberlehrer, kein „fremder Hungerleider", ſondern ein Dorfkind

Digitized by Google

war, das rechnete man ihm hoch an. Und namentlich die Jugend hing an ihm. Mit ihrer Hilfe hatte er es denn auch nach jahrelanger Bemühung durchgesetzt, daß die Seidenzucht im Dorfe Verbreitung fand. Er erzählte seinen Schülern immer und immer wieder die Geschichte des Banats, der Bačska und der Militärgrenze, schilderte die Vertreibung der Türken durch die kaiserlichen Heere und die Besiedlung des Landes mit deutschen Bauern. Und unter all den großen Feldherren hatte er einen ganz besonders ins Herz geschlossen. Nicht etwa den Karl von Lothringen oder den berühmten Prinzen Eugen, die die Schlachten geschlagen und die Friedensverträge mit den besiegten Türken geschlossen, nein, der kaiserliche General Claus Florimont Graf Mercy war Heckmüllers Liebling. Und von ihm erzählte er seiner Dorfjugend, so wie man es einst ihm selbst in der Normalschule und im Seminar von Temesvar erzählt hatte, als diese Stadt noch unter kaiserlichem Schutze stand und all ihre deutschen Schulen besaß. „Wißt ihr, liebe Kinder, das war so," sagte er ihnen: „Unsere Ururväter stammten aus dem Deutschen Reich, und Ungarn war damals auch ein Teil der Länder, über die der Deutsche Kaiser herrschte. Karl VI. hieß er als Deutscher Kaiser, Karl III. als König von Ungarn. Er wohnte in Wien, und er berief seine Untertanen aus den Provinzen am Rhein und in Schwaben in seine ungarischen Provinzen. Unsere Urväter verließen ihre engere Heimat, nicht aber das Reich des Deutschen Kaisers, als sie die Donau herabkamen bis in diese Wildnis. Und im Heere des Prinzen Eugen war ein besonders gescheiter und braver General, ein welterfahrener

und praktiſcher Mann, der Graf Mercy. In Lothringen war er geboren, in der kaiſerlichen Armee groß geworden, und bis zum Feldzeugmeiſter brachte er's. Dieſem Manne, der mehr war als ein Soldat, übergab der Prinz Eugen das eroberte Banat, und der Kaiſer Karl, der Vater der Maria Thereſia, ſtimmte zu. Mercy ſollte dieſe ganz entvölkerte und verſumpfte Türkenwildnis in ein bewohnbares Land umwandeln. Alle Generäle wurden hier fieberkrank und ſchauten, daß ſie wieder nach Wien kamen, Graf Mercy aber, der Starke, hielt es aus. Er baute die neue Feſtung Temesvar, legte die anderen Städte und all die Koloniſtendörfer an, er ließ Kanäle graben und ſchiffbare Waſſerſtraßen, damit die kleineren Flüſſe untereinander verbunden wurden und das verſumpfte Land zwiſchen Donau, Theiß und Maroſch trocken werden konnte. Faſt alle Dörfer, die es im Banat und der Bačska heute gibt, ſind von ſeinen Soldaten und Feldmeſſern angelegt worden. Und der Kaiſer und die Kaiſerin ſchickten ihm immer neue Anſiedler aus allen Teilen ihres großen Reiches. Auch Franzoſen aus dem Elſaß, Spanier und Italiener, Serben und Bulgaren. Aber am zahlreichſten kamen die Deutſchen, und am fleißigſten waren ſie auch. Und wo die anderen am Sumpffieber und an der Peſt ſtarben, da wurden immer neue Deutſche angeſiedelt. So auch in unſerem Dorf. Es war nicht eines der erſten, weil es zwiſchen der Theiß und der Donau liegt und erſt gebaut werden konnte, als das Sumpfwaſſer abgeleitet war. Dieſen geſegneten Boden verdanken wir der Ausdauer und der unendlichen Mühe des Grafen Mercy, der die Donau

und die Theiß bändigte und Dämme baute zu unserem Schutz. Ohne ihn wäre heute hier noch ein Sumpf. Dreißigtausend Joch hat er unserem Dorf zugeteilt, weil er wußte, daß immer ein Teil unseres Hotters unter Wasser sein würde. Dafür hat er aber auch tüchtige Lothringer und Pfälzer hier angesetzt, echte deutsche Kernmenschen.

Und seht, Kinder, dieser große General hat an alles gedacht, er probierte alles mögliche in diesem warmen Klima, das ihn an seine italienischen Tage erinnerte. Daß Weizen, Korn und Wein hier gedeihen müssen, das wußte er. Aber er baute auch Tabak und Melonen, er versuchte es mit edlen Obstbäumen, sogar mit Feigen, Mandeln und Pomeranzen. Und er ließ Hunderttausende junge Maulbeerbäume aus Italien bringen, um sie hier anzupflanzen. Die Bienenzucht hatte er in großem Maßstab eingeführt und ganze Akazienwälder angelegt für sie. Als das schönste seiner Werke aber dachte er sich die Seidenzucht. So gut wie hier, in dieser warmen, niemals trockenen Luft, zwischen den vielen Wässern, so gut, meinte er, könnten die Seidenraupen nirgends in der Welt gedeihen. Und er legte ein eigenes Dorf mit italienischen Seidenzüchtern an, das seinen Namen führte und Mercydorf genannt wurde. Von dort aus sollte die Seidenzucht im Lande verbreitet werden. In einem Wald von Maulbeerbäumen lag dieses Dorf. Aber als wieder einmal die Pest von der Türkei her ins Land kam, da starben diese Italiener fast alle. Und den Übriggebliebenen graute vor dem ungesunden Banat; sie ergriffen die Flucht. Aber die Seidenzucht verbreitete

sich im ganzen südlichen Ungarn. Die Kaiserin Maria Theresia ließ sie nicht untergehen. Seit mehr als hundert Jahren schon kaufen die Franzosen unsere Seidenkokons, und am besten werden sie in Deutschland bezahlt: in Krefeld und anderen Städten am Rhein. Viele Millionen Gulden sind ins Land gekommen durch die Seidenzucht. Und wer hat diese Millionen verdient? Die braven Kinder, die noch nicht mitgehen in die Feldarbeit, und die Großväter und Großmütter, die nicht mehr mitgehen können. Die Kinder haben fleißig Maulbeerblätter gesammelt und heimgetragen, und die Großeltern schauten darauf, daß die Raupen gute Luft hatten, daß sie pünktlich und immer mit trockenem Laub gefüttert wurden. So sind sie gewachsen und gesund geblieben, haben sich in ihre Seidenfäden eingesponnen, und das brachte Geld in jedes Haus. Geld *vor* der Ernte, zur schlimmsten Zeit, weil da die ärmeren Leute schon sehnsüchtig auf das neue Brot warten. Und so sollt auch ihr es machen, euren Eltern Freude bereiten und den Wohlstand des Landes mehren. Und habt Achtung vor jedem Maulbeerbaum! Wer einem einen Ast mutwillig abbricht, ist ein Sünder. Auf jedem Baum hängen unsichtbare Dukaten. Und das schöne alte Sprichwort: ‚Mit Geduld und Zeit wird's Maulbeerblatt zum Seidenkleid' könnt ihr jedes Jahr erfüllt sehen, wenn ihr brav mithelft bei der Seidenzucht."

So sprach Nikolaus Heckmüller Jahr für Jahr in der Schule zu Karlsdorf. In der Gemeinde aber verlangte er unausgesetzt die Vermehrung der Maulbeerbäume und eine eigene Baumschule für die Zucht. Es

wurde widerwillig gewährt. Aber als dann immer mehr Geld unter die kleinen Leute des Dorfes kam und die Bauern erkannten, daß dieses Geld gerade zu einer Zeit verdient werden konnte, wo die große Arbeitspause vor der Ernte eintrat, und daß es leicht und mühelos, ohne Einsatz, verdient wurde, da fingen auch sie an, ihren Oberlehrer zu unterstützen.

Der Straubmichl hatte seine Liste mit dem Einlauf verglichen und fand alles in Ordnung. Und auch der Oberlehrer war zufrieden; sein Vorrat reichte aus für alle vier Schulklassen. Besonders erfreut war er über die beigelegten Broschüren des Ackerbauministeriums, die einen illustrierten Leitfaden enthielten für die Seidenzucht. Das erleichterte ihm sein Streben außerordentlich. Wunderlicherweise war dieser Leitfaden mit dem Bildnis des edlen Grafen Stefan Széchényi geschmückt, weil auch er, hundert Jahre nach Mercy, den Wert der Seidenzucht erkannte und sie in den magyarischen Komitaten des Landes förderte. Heckmüller schüttelte den alten Kopf. Sollte er von jetzt ab, als ungarischer Patriot, seinen altösterreichischen General, den Grafen Mercy, verleugnen?

Die Mittagsglocke läutete vom Kirchturm, und der Straubmichl empfahl sich vom Oberlehrer mit dem Gruße:

„G'lobt sei's Chrischt."

Auch die Frau Oberlehrer kam jetzt aus dem Garten. Sie rief ihren Mann durch das offene Fenster zu Tisch. Um ein Uhr begann ja wieder die Schule, da war es geboten, die Mittagsstunde genau einzuhalten.

Digitized by Google

Frau Roſa mußte lächeln über den Eifer des Gatten, der da die Arbeit der einzelnen Klaſſenlehrer beſorgte und mit ſeinen kurzſichtigen Augen die kleinwinzigen Eier zählte und verteilte. Er wollte ſich eben mit niemandem in den Ruhm teilen, der Apoſtel der Seidenzucht zu ſein.

„Komm nur, komm nur, Alter," ſagte die Frau Roſa, „heut gibt's g'fülltes Kraut und Pfannkuchen."

„Ja, Mutter, iſt denn heut mein Namenstag?" rief Heckmüller und erhob ſich. Er tat noch einen raſchen Blick auf die beiden Wärmemeſſer, von denen einer den anderen zu überwachen hatte, griff mit der flachen Hand prüfend an den breiten, alten Kachelofen und ging dann befriedigt zu Tiſch. Er hatte wieder eine Aufgabe vor ſich für die nächſten Monate, und das tat ihm wohl. Er konnte nicht leben, ohne irgendeine Aufgabe zu haben.

II.

Vor dem Hauſe des Haffnerslippl ſpielten zwei Kinder im Schatten der Maulbeerbäume, hinter denen die grünen Fenſterläden hervorlugten. Und auf der mehrſtufigen ſchmalen Steintreppe, die zur Eingangstür emporführte, ſaß eine ſtille Frau und ſah ihnen zu. Die Kinder waren ihre Enkel, frühe Enkel; denn die Frau Bärbl ſah noch nicht nach einer Großmutter aus. Eine Magd hatte die Kinder hierhergebracht und ſie im Schutze dieſer ſtillen Bäuerin gelaſſen, während ſie ſelbſt wieder im Hauſe verſchwand, um ihren Arbeiten nachzugehen. Es waren Zwillingskinder, ein Bub und ein Mädel, blauäugig, blond und prall wie die Blas-

engel auf alten Kirchenbildern. Sie ſaßen auf einer braunen Pferdedecke, und in einem Korb, der neben ihnen ſtand, befand ſich allerlei hölzernes Spielzeug, wie es von den ſlowakiſchen Händlern von Dorf zu Dorf getragen und als „Spirelei! Spirelei!“ ausgerufen wird. Die Kinder warfen es um die Wette aus dem Korb heraus und wieder hinein, lachten und freuten ſich ihrer Kunſtfertigkeit.

Kalt und teilnahmlos ruhten die Augen der Großmutter auf ihnen. Und auch die kühnen Verſuche des kleinen Hansl, ſich am Rand des Korbes zu erheben und auf den feiſten Strampelbeinchen zu ſtehen, weckten keinen wärmeren Strahl in ihren waſſerhellen grauen Augen. Es war, als ob ſie die Kinder gar nicht ſehe, als ob ihre Seele weitab irrte.

So mancher Bauer fuhr vorüber und rief ihr einen Gruß zu; ſie hörte es nicht. Jetzt kam auch der Straubmichl des Weges und bot ihr einen „Gute Marja (Morgen), Baſ' Bärbl!“ Sie ſchien ein klein wenig betroffen von ſeiner hellen Stimme und nickte. Der Michel aber hatte keine Zeit, ſich weiter um ſie zu bekümmern, denn er trug auf jeder ſeiner Schultern eine leichte, ſchmale Leiter, und hinter ihm liefen ein paar barfüßige Buben her, mit denen er ſich unterhielt. Jeder von ihnen hatte ein Körbchen unterm Arm, und als ſie jetzt an der Baſ' Bärbl vorbeikamen, riefen ſie ſämtlich „G'lobt ſei's Chriſcht!“ Auch auf dieſen hellen Kindergruß erfolgte nicht der landesübliche Dank „In Ewigkeit!“ ſondern nur ein leiſes, ſtummes Nicken des Kopfes.

„Daß d'r mer uf kan Baam im Dorf ſteigt,“ ſagte

der Straubmichl zu ſeinen Begleitern, die begehrlich nach den zwei großen Haffnerſchen Maulbeerbäumen auslugten. „Sau [1]) long ſau ſchei's Wedder iſch, holt ihrs Laab ſo weit als möglich. Die Bauern ſei' froh, wenn die Beem uf der Landſtraß' ſo früh wie möglich abgelaabt werde, d'rmit ihre Felder koin Scheede [2]) häwe. Weih dem, der ohne Laater uf an Baam ſteigt und Äſcht' abbricht. Und wer in die Karnfelder geiht und Wachtelneſchter ſucht, dem reiß' ich die Ohre aus. Lacht nitta! Ich ſchlaa' euch die Knoche darch, wann ich ei Klag' heer. Und die Laatern trag' ich euch nar heunt 'naus, die werde im Zaun beim Klugsbaltzer ſei'm Wingert [3]) ufg'hobe. Dun dart holt ihr ſe immer ſelwer. Äwer niemals aaner alloin. Ihr müſcht immer euer zwaa ſin. Ich werd' euch's heunt weiſe, wie m'r's macht."

So redend ſchritt der Straubmichl mit großen Schritten die Gaſſe hinab, und der Schwarm der kleinen Seidenzüchter trippelte hinter ihm her. Einige von ihnen wußten ſchon vom vorigen Jahre Beſcheid in allem. Die Bäume im Dorf durften nur abgelaubt werden, wenn es tagelang regnete, oder ganz zuletzt, wenn die „Seidewärm" ſchon groß und immer gefräßig waren, wenn ſie Tag und Nacht gefüttert ſein wollten. Dann war keine Zeit, meilenweit auszulaufen um Laub. Bis man es heimbrachte, war es halb welk. „Und die Luderſch wolle partu nar friſches Laab," predigte ihnen der Herr Gemeinde-Ausbrüter, Michael Straub, der wohlbeſtallte

[1]) Sau, geſprochen wie ſa-u = ſo.
[2]) Keinen Schatten.
[3]) Weingarten.

Nährvater aller Seidenraupen des Dorfes, der ſich auf ſein gewähltes Deutſch, das er beim Militari gelernt hatte, nicht wenig zugute tat.

Die Schritte und die Stimmen der Laubſucher waren noch nicht verhallt, als auf der anderen Seite der Gaſſe die Geſtalt einer herriſchen Frau auftauchte und auf das Haus zukam. Es war die Frau Oberlehrer. Sie hatte kleine Einkäufe beim Kaufmann Jellinek gemacht, und ihr Weg führte ſie hier vorbei. Da konnte ſie es nicht unterlaſſen, ein wenig nach der Frau Haffner zu ſehen. Ihre ſchlanke Geſtalt und ihr freundliches, glattes Geſicht nahmen ſich in dem hellen, bequemen, ſtädtiſchen Morgenkleid und unter dem breiten gelben Strohhut recht vornehm aus. Sie ließen die Frau Heckmüller auf den erſten Blick auch viel jünger erſcheinen, als ſie war.

„Guten Morgen, liebe Frau Haffner," rief ſie ſchon, als ſie noch in der Mitte der Straße war, und winkte ihr mit dem Sonnenſchirm.

Frau Bärbl horchte auf und ſah ſtarr nach der Erſcheinung. Dann erhellten ſich ihre Züge, und ſie erhob ſich. Die Frau Oberlehrer drückte ihr die Hand und nötigte die Bäuerin, ſich wieder niederzuſetzen. Dann rief ſie in den Hof:

„Reſi! Reſi! — Bring' mir einen Stuhl. Ich will der Baſ' Bärbl ein biſſerl G'ſellſchaft leiſten."

„Jjoo!" erſcholl es aus dem Hofe und alsbald erſchien die Reſi mit einem ſchön geblumten alten Bauernſtuhl und ſtellte ihn mit einem breiten, ſchämigen Lächeln neben die Steintreppe, auf deren mittlerer Stufe die Bäuerin ſaß. Die Reſi war derb und ſtark, und aus

ihren ſechzehnjährigen braunen Augen ſprühte das Leben. Aber ſie redete kein Wort. Über und über rot war ſie geworden, daß ihr die Frau Oberlehrer „Danke ſchön!“ ſagte. Sie putzte mit einem Zipfel ihrer blauen Schürze raſch die Naſe der kleinen Lieſel und zog ſich wieder ins Haus zurück.

„Ich habe geſtern gehört, daß Sie wieder zu Hauſe ſind, liebe Frau Haffner. Mein Mann hat es voll Freude erzählt. Daß Sie nicht krank ſind, und nur Ruhe brauchen, habe ich mir ja gleich gedacht.“

Frau Bärbl blickte der Sprecherin aufmerkſam in das freundliche Geſicht. Man merkte, daß ſie jedes Wort verſtand, aber ſie antwortete nicht. Sie nickte, lächelte trübe und wehrte mit der Rechten ein wenig ab. So, als wolle ſie nicht zugeben, daß ſie nicht krank ſei.

„Na ja, ich weiß ſchon, wo es fehlt. Darüber alterieren Sie ſich nur nicht. Das kommt von ſelbſt wieder. Mein Gyuri iſt einmal von einem Apfelbaum gefallen, und ich bin ſo erſchrocken, daß ich einen halben Tag kein Wort hab' reden können. Ich war in Verzweiflung. Aber da hat mein Mann den kleinen Spitzbuben, dem gar nichts geſchehen war, zu mir gebracht, ihn mir in den Arm gelegt und mich ſchön geſtreichelt und lieb gehabt, und langſam iſt meine Stimme wiedergekommen. Und der Sachen — wie heißt ſie doch nur? — der Frau Gärtner in Neudorf iſt es auch einmal ſo gegangen, die hat drei Tage nicht reden können. Wir Mütter nehmen alles zu ſchwer. Es geht mit den Kindern immer alles beſſer aus, als wir befürchten.“

Ein dankbarer Blick traf die Frau Oberlehrer.

Digitized by Google

Es tat der Frau Bärbl augenscheinlich wohl, daß man so gütig und verständig mit ihr redete. Ihre Leute im Hause hatten ja keine Zeit, sich so recht mit ihr zu beschäftigen. Und auch nicht das Verständnis. Das erste Erstaunen darüber, daß sie die Sprache verloren hatte, war wohl groß. Aber man gewöhnte sich daran. Und als sie nach Wochen stillen und lauten Jammers keine Tränen mehr hatte und in Trübsinn verfiel, da schaffte man sie einfach nach Temesvar „in die Beobachtung". Sie fühlte, daß es gut gemeint war, aber die Angst, die Angst ... In den Stunden ungetrübten Bewußtseins, in denen sie wußte wo sie war, nahm sie all ihre Kräfte zusammen, um bei den Ärzten einen guten Eindruck zu machen. Und gerettet hat sie ein guter, alter Doktor, der immer so lieb auf sie einredete, der sogar schwäbeln konnte. Er gab sie sogleich frei, als ihr Mann nachfragen kam.

„Herr Vetter," sagte er zu Haffner, „des isch a' Schlagerle[1]) g'west, die Frau isch im Kopp ganz g'sund. Wird scho' besser werde!"

Und jetzt saß sie wieder daheim, aber es wollte nicht anders werden, nicht besser. Sie war unnütz in Haus und Hof, sie konnte ihre Gedanken nicht zusammenhalten, nichts unternehmen, denn auf halbem Wege vergaß sie immer, was sie wollte. Und ihre Zunge war gelähmt. Sie konnte, wenn sie sich zusammennahm, jedem Gespräch eine Weile folgen, dann aber begann wieder die Flucht ihrer Gedanken, und alles, was weiter geredet wurde, ging an ihr vorbei. Und Antwort geben konnte

---

[1]) Ein Schlaganfall.

ſie nicht. Wie eine Verzweifelte ſtand ſie im Anfang vor jeder Frage, eine wahre Angſt befiel ſie jedesmal, wenn ſie Auskunft geben ſollte, wie es denn in Szegedin geweſen wäre. Und ſie erwartete auch jetzt dieſe ſelbſtverſtändliche Frage mit Schrecken. Aber ſie kam nicht. Frau Roſa Heckmüller war eine gar geſcheite und taktvolle Frau. Und ſie wandte ſich jetzt den Enkelkindern zu, die ſich da unbedankt um die Wette bemühten, ihre erſten Gehverſuche rings um den Korb mit dem Spielzeug zu machen. Die Großmutter ſah es nicht, und die junge Bäuerin, die Mutter der Kinder, wird wohl erſt am nächſten Sonntag entdecken, daß ihre Zwillinge laufen können. Die Suſi ſtand von früh bis ſpät mit ihrem Manne draußen im Feld und ſah ihre Kinder nur immer ſchlafend. Es gab zu viel zu ſchaffen zu dieſer Jahreszeit.

„Schauen Sie doch die lieben Kinder an!“ rief Frau Roſa der Bäuerin zu. „Wie der Hanſl ſtolz iſt, wie er ſchaut, ob man's auch merkt, daß er ſchon Schritte machen kann . . . Na, Lieſl, hoppla, ſteh nur auch auf — ja, ja, probier's nur . . . es geht nicht? Ei, ſchäm' dich vor dem Hanſel.“

Und während Roſa Heckmüller ſo mit den Zwillingen redete, beobachtete ſie verſtohlen die Frau Haffner. Sie blieb ganz teilnahmlos und ſtarrte ins Leere. Das war ſchlimm. Waren es auch nicht ihre eigenen Enkelkinder, Großmutter hieß ſie ihnen doch, und Kinder waren es, liebe, geſunde, hilfloſe Kinder, die lechzten nach einem guten Wort von ihr. Die verlorene Frau, die ganz und gar in einen rätſelhaften Schmerz ver-

Digitized by Google

sunken zu sein schien, konnte auch kein Schutz sein für diese lebhaften Kleinen, die ihre ersten Gehversuche machten. Und es war wohl besser, man rief die Resi herbei und ließ die Kinder in den Hof hineinbringen.

Ehe Frau Rosa zu einem Entschluß kommen konnte, war sie dieser Sorge auch schon enthoben, denn ein Wagen rollte rasch heran gegen das Haustor und in demselben saß Philipp Haffner, der Großbauer. Er nahm Leitseil und Peitsche in die Rechte und griff mit der Linken grüßend nach dem Hut. Dann hielt er mit beiden Händen die Pferde, erhob sich auf seinem Sitz und rief über das Brettertor hinweg:

„Reeesi!"

„Jjooh!" erscholl es wieder im Hofe, und alsbald öffneten sich die beiden Torflügel; der Bauer fuhr ein. Auch Frau Bärbl war aufmerksam geworden und blickte nach ihrem Manne. Nicht ganz so fremd wie nach den Kindern, merkte die Frau Oberlehrer.

Auf dem leeren Wagen des Bauern hatte Frau Rosa ein Bündel grober Säcke gesehen, und auch an seinem gewählteren Anzug erkannte sie, daß er in der Stadt gewesen sein mochte, auf dem Markt. Er hatte offenbar Weizen oder Korn verkauft, hatte sich Bargeld ins Haus geschafft zu dieser Jahreszeit, wo dies sehr rar war im Dorfe. Wohl ihm, daß er so lange warten konnte mit dem Verkauf des vorjährigen Weizens. Im Frühling hat alles einen besseren Preis.

Philipp Haffner, der Haffnerslippl, hatte mit Hilfe der Resi ausgespannt, sich die Pfeife angesteckt und kam jetzt wieder hervor aus dem Hofe. Sein wettergebräuntes

Digitized by Google

hageres Gesicht mit den dunklen Augen unter buschigen Brauen nahm den freundlichsten Ausdruck an, dessen es fähig war, als er die Frau Oberlehrer begrüßte. Er war ein stolzer Bauer und ein weltläufiger Mann. Er hatte Pest und Wien gesehen, war auf den „Landboten" verabonniert und galt viel in der Gemeinde. Auch die Herrischen schätzten ihn. Er verkehrte gern mit ihnen, und seitdem seine ältesten Söhne erwachsen waren und er sich ein wenig schonte, hatte er auch mehr Zeit für diesen Verkehr als ehedem. Die beiden Söhne aus seiner ersten Ehe, der Jörgl und der Hannes, waren schon fertige Bauern, seine Tochter hatte sich kürzlich auch verheiratet, und so hätte er ganz gemächlich mit seiner Bärbl, die er als Vierziger noch ehelichte, leben können, wenn sie ihm nicht auf so unerwartete Weise krank geworden wäre. Sie hatte wenig mitbekommen, die Bärbl, sie war eines Kleinbauers sechstes Kind. Und seine Kinder aus erster Ehe machten schiefe Gesichter, als er die neue Frau heimführte. Sie fürchteten eine weitere Vermehrung der Familie, eine Schmälerung ihres Erbes. Und das bedeutet im bäuerlichen Leben gar viel. Jede Zerstückelung des Besitzes in allzu viele kleine Teile ist eine Gefahr für den Fortbestand der Familie, und so mancher reiche Bauernhof ist an seinem Kindersegen verarmt. Gesetze zum Schutze des Bauernstandes gibt es in Ungarn nicht, nur die Überlieferung hält den Stand aufrecht. Jeder Bauer kann machen, was er will, er ist unbeschränkter Herr seines Besitztums.

Der Haffnerslippel brachte einmal ein Buch nach Hause, in dem zu lesen stand, daß die Schwaben in

Deutſchland nicht ihre älteſten, ſondern ihre jüngſten Söhne zu Erben von Haus und Hof einſetzen, damit der Vater recht lange regieren und den Herrn ſpielen könne. Das las der Bauer immer wieder ſeinen Söhnen vor, und ſie zitterten ſchon, daß es ihn gelüſten könnte, das nachzumachen, wenn die Schmiedsbärbl ihn mit Kindern beſchenken ſollte, mit Söhnen. Aber er hatte dieſes Buch wohl zu ſpät entdeckt, ſeine erſten Söhne waren nicht mehr jung genug, daß er ſie ein Handwerk hätte lernen oder ſtudieren laſſen können, ſie waren ſchon für den Bauernſtand erzogen. Und als dann richtig noch ein kleiner Bruder kam, verſchärfte ſich die Stimmung im Hauſe bedenklich. Die zweite Frau des Vaters ſah nur verdroſſene Geſichter, und ihr Mutterglück war allen läſtig. Der kleine Lippl ſollte wohl gar einmal Bauer werden? Der Vater ſprach ſich in keiner Weiſe aus, er ließ den Dingen ihren Lauf und erfreute ſich an dem Gedeihen ſeines Jüngſten. Als die Frau aber zum zweiten Male guter Hoffnung war, da fand er es nötig, um des lieben Friedens willen, ſeinen älteren Kindern die Verſicherung zu geben, daß die Kinder der zweiten Ehe ſämtlich aus dem Hauſe kommen ſollen. Die Welt brauche ja auch Lehrer, Notäre und „Phaffa“ (Pfarrer), ſagte er ihnen. Und ſchon, als der kleine Lippl fünf Jahre zählte, gab er ihn nach Szegedin. Der kleine Schwabe ſollte dort beizeiten Ungariſch lernen, damit er dann gleichmäßig aufſteigen könne in der Volksſchule. So riet der Herr Pfarrer. Der Herr Oberlehrer Heckmüller war anderer Meinung. Er ſagte, das Kind ſolle die vier Volksſchulklaſſen daheim in ſeiner

Mutterſprache durchmachen und dann, gefeſtigt in ſeinem Familiengefühl und in ſeinem Deutſchtum, in die Mittelſchule gehen. Das nötige Ungariſch werde er ihm ſchon beibringen. Aber der Oberlehrer ſtand im Rufe eines Idealiſten, eines halben Dichters, und der Rat des Pfarrers erwies ſich beim Haffnerslippl als gewichtiger.

„Ihr Sohn wird nicht vorwärts kommen. Er wird nicht drei Sprachen auf einmal lernen können, und Sie werden immer in den Vakanzen einen Repetenten im Hauſe haben. Das ſetzt nur Verdruß und Ärger. Laſſen Sie ihn zuerſt einen Ungar werden, dann wird er leicht fortkommen“ ſo redete der Pfarrer.

Und das befolgte der Haffnerslippl. Die Frau Bärbl, der das zweite Kind, ein Mäderl, geſtorben war, wehrte ſich vergeblich dagegen. Mitzufahren konnte ſie ſich nicht entſchließen, als der Tag gekommen war. Weinend übergab ſie das Kind ihrem Manne, und er brachte es nach Szegedin. Ihr Herz krampfte ſich zuſammen, aber ſie wollte tapfer ſein und ihren Lippl ein Jahr lang nicht ſehen. Wenn ſein Glück auf dieſem Wege lag, dann mußte ſie's tragen, daß er ſo früh von ihr ging. Und der Bub freute ſich unbändig auf das Leben in der Stadt.

Tief verdroſſen kam ihr Mann am nächſten Tage zurück. Sie konnte lange nicht aus ihm herausbringen, was ihm wäre. Und ſie gab ſich zufrieden mit dem Gedanken, daß er das Kind eben auch ſchwer vermiſſe. Sie ſuchte ihn ſogar darüber zu tröſten. Sie ſah ja längſt ein, daß ihre Söhne nicht auch Bauern werden konnten. Und der Pfarrer hatte gewiß den beſten Rat

gegeben. Die Stiefgeschwister mochten den Buben ja doch nicht . . . Philipp Haffner schüttelte oft den Kopf. Der Bub ging ihm ab, er fehlte ihm überall. Und nach vielen Wochen erst, als die ersten Briefe über ihn gekommen waren, machte er seiner Frau ein Geständnis. Der Direktor der Anstalt hatte ihn überredet, den Kleinen durch vier Jahre nicht nach Hause zu nehmen und auch nicht zu besuchen. Er werde jeden Monat berichten über ihn, es werde dem Kinde sehr gut gehen. Aber für einen vollen Erfolg seiner nationalen Erziehungsmethode könne er nur bürgen, wenn man ihm das Kind vier Jahre ungestört überlasse. Das täten jetzt zahlreiche schwäbische Eltern. Sein Bub' gefalle ihm riesig, das werde einmal ein großer Ungar werden. Aber den Grund dazu müsse man beizeiten legen.

„Schlagt ein, Vetter Philipp," sagte der Direktor, „und gebt es mir schriftlich, daß Ihr Euren Sohn freiwillig hier laßt, bis nach der dritten Volksschulklasse." Und der Vetter Philipp unterschrieb einen Revers, den man schon vorbereitet hatte.

Frau Bärbl war namenlos bestürzt, als sie das jetzt erfuhr. Aber sie mußte auch das tragen. Sie wurde nur immer bläßer und einsilbiger. Die Reue ihres Mannes, daß er sich hatte überreden lassen, äußerte sich in einer tiefen Verstimmung, und er konnte es lange nicht verwinden, daß seine Frau so sehr darunter litt. Aber allmählich zog der Friede wieder ein, das Kind war ja in guten Händen, und die große Wirtschaft forderte ihr Recht. Der älteste Sohn, der Jörgl, heiratete, der zweite war zum Militär eingerückt, und für ihn

Digitized by Google

mußte der Vater wieder eintreten in Haus und Hof. Er blieb im Familienhaus wohnen und räumte den Platz noch nicht dem jungen Bauer. Das hatte gute Weile. Der Jörgl ſollte nur ein paar Jahre im Vorbehalthaus der Großeltern über dem Hof drüben hauſen. Seine Zeit werde ſchon kommen.

Und ſo ging bald alles wieder im altgewohnten Geleiſe.

„Des is äwer ſchei, Frau Oberlehrerin, daß Ihr meine Frau amol haamſuche tut," ſagte Haffner und kam auf die Gruppe zugeſchritten. „Wollt 'r nit ei' biſſl nei' kumme ins Haus?"

„Danke ſchön, Herr Haffner, ich muß gleich heimgehn, ſonſt kriegt mein Mann heute kein Mittageſſen. Ich wollte nur ſehen, wie's der Baſ' Bärbl geht."

„Na," erwiderte er und legte ſeine breite Linke — mit der Rechten hielt er die Pfeife — behutſam auf die Schulter ſeiner Frau, „es geiht jo veel beſſer. Gelt, Bärbl, 's werd' ſchun wieder gut werde?"

Er blickte ſeine Frau an, und ſie ſah dankbar zu ihm auf. Ein Lächeln wollte ſogar um ihre Lippen herum hervorbrechen, aber es traute ſich nicht.

„Die Hauptſache iſt, daß Ihr Geduld habt, Eure Frau ſchön pflegt und ſie nicht aufregt," ſprach Frau Heckmüller.

„Freilich, freilich. E guter Kriſcht muß m'r ſin un uf Gott vertraue."

„Was habt Ihr für Nachricht aus Szegedin?"

„Von Szegedin redde m'r lieber nit," flüſterte ſchnell der Bauer und warf der Sprecherin einen warnenden

Digitized by Google

Blick zu. Dann aber fuhr er bedächtig fort: „'s geiht dem Lippl ausgazeichnet. In drei Monat hol ich 'n."

„Ach das ist eine gute Nachricht. Er kommt also endlich heim in den Ferien? Das muß ich meinem Mann erzählen. Der wird sich auch freuen."

„Freilich kimmt er haam," erwidert breit und mit gekünsteltem Behagen der Bauer, hatte aber dabei seine Frau fortwährend scharf im Auge. Sie zitterte; ein paar Schweißperlen traten auf ihrer Stirn hervor.

„Er muß doch wieder wisse, daß er zu uns g'hört, der kloi' Betyar. Gell Bärbl? M'r wern's ehm schun saage, gell?"

Wie zu einem kranken Kinde sprach der rauhe Mann und wieder traf ihn ein dankbarer Blick seiner Frau. Ihre Lippen bewegten sich, als wollte sie etwas sagen, aber es kam kein Ton hervor. Die Frau Oberlehrer verfolgte den Vorgang mit Erstaunen, und sie verstand auch das, was unausgesprochen blieb. Ihre Vermutungen, denen sie schon dem Pfarrer gegenüber Ausdruck gegeben, bestätigten sich also. Die Arme mußte etwas erlebt haben, dem ihr Inneres nicht gewachsen war.

III.

Es hatte Alarm gegeben heute nacht. Schon seit zwei Tagen war bekannt geworden, daß das Wasser der Donau ungewöhnlich steige. So milde auch hier im Süden der Winter gewesen, droben in Österreich und in Bayern war er hart und hatte viel Schnee gebracht. Jetzt auf einmal spien die Alpenflüsse ungeahnte Wassermengen aus, und diese jagten nach dem Süden. Es war

Digitized by Google

nur ein Glück, daß die heimatlichen Flüsse, die Theiß und die Maroſch, nicht auch zu viel Waſſer hatten, daß ſie ſich ſchon ſeit Wochen in einem Normalzuſtand befanden. Die Stromingenieure konnten alſo ihre ganze Kraft dem einen Angriffspunkt zuwenden. Die alten, zwei- und dreifach gegliederten Erddämme hielten noch, und es war ſeit dem großen Unglück von Szegedin viel geſchehen zu ihrer Kräftigung. Man kannte die bedrohteſten Punkte ganz genau, und Karlsdorf lag an einem ſolchen. Sieben von den koloniſierten Gemeinden im Grenzgebiet der großen Flüſſe mußten wieder abgeſiedelt werden im Laufe eines Jahrhunderts, aber die Karlsdorfer hielten ſich. Sie ſtanden aufrecht. Viermal waren auch bei ihnen im Laufe dieſer Zeit die Dämme geborſten, einmal war es die Theiß, dreimal die Donau, die das Unheil brachte, und wenn auch im Gedächtnis des heutigen Geſchlechtes nur mehr eine blaſſe Erinnerung an die Schreckniſſe der letzten Überflutung von 1868 lebte, der Inſtinkt des Volkes witterte immer eine Gefahr, wenn es hinter den meilenlangen Rieſendämmen dort an der Donau zu brauſen und zu donnern begann. So ſtill ging dieſes Waſſer das ganze Jahr ſeinen Weg, faſt ſo unhörbar wie das der Theiß, aber zu gewiſſen Zeiten, namentlich wenn der Eisſtoß abging, oder ſpäter, zur Zeit der Schneeſchmelze im Hochgebirge, und auch im Herbſt, nach langen Regenwochen, da bekam die Donau eine Stimme, da hörte man ihr Gebrülle oft ſtundenweit. Beſonders nachts, wenn alles Leben ſchwieg, war es dann ſchauerlich.

Die Waſſer- und Feuerwehr des Dorfes wurde ſchon

gestern vom Stromingenieur aufgeboten, an dem alten Dammbruch, der immer schweißte und durchlässig war, zu arbeiten. Das ganze Dorf sollte überhaupt in Bereitschaft sein, trommelte der Straubmichl aus, und auf das Zeichen horchen. Wenn die Sturmglocke gezogen werde, brauche er noch hundert Mann.

Und um ein Uhr nachts erklang der schauerliche Ton der fernen Unheilsglocke. Die Nachtwächter des Dorfes — in jedem Viertel hielt allnächtlich ein anderer Bauer die Wache — stießen nun auch ins Horn, und alles sprang aus den Betten. Alsbald rasselten die Wagen durch die stillen Gassen, Laternen schwankten dahin; ein lautes Stimmengewirr ängstlicher Frauen nur blieb zurück. Kein Haus, in dem nicht Licht brannte, und da und dort wurden die Kinder geweckt, um zu beten. Nicht die Knechte hatte man fortgeschickt zur Hilfsarbeit, die besten jungen Männer des Dorfes gehörten zur Wasserwehr. Galt es doch, die eigene Scholle zu schützen, das teure Stück Erde, das die Väter hier den Sümpfen und den großen Flüssen abgetrotzt, zu bewahren.

Die Nacht wurde schlaflos verbracht, und am frühesten Morgen gab es große Verwirrung. Sollte man das Vieh auf die Weide schicken oder es daheim behalten? Um fünf läutete so wie sonst die Glocke zum Morgengebet und rief die Gemeinde auf zum Tagewerk. Alsbald schritten die Pferdehirten, in lange Köpenjeks[1]) gehüllt und von großen Hunden gefolgt, die Dorfgassen hinauf. Es waren Slowaken, die ihre Ansiedlung vor dem Dorf

[1]) Mäntel aus Roßhaaren.

draußen hatten, auf der Hochfläche gegen Joſefsfeld. Sie hatten die Gemeindeſtiere und Hengſte in ihrer Obhut, und ihrer Aufſicht war der vieltauſendköpfige Viehſtand der Schwabengemeinde anvertraut. An den Kreuzungspunkten der Gaſſen hielten ſie an und bliesen in ihre Ochſenhörner. Tu — tu — tuuu — tuu klang es bald da, bald dort. Dann warteten die Hirten. Aber es kamen keine Pferde. Einzelne Bauern traten vor die Häuſer hinaus und ſahen nach ihren Nachbarn.

„Schickſcht du dei' Gäul' uf di Waadt?" fragte der Franz Geibel den Nachbar Chriſtian Lauterbach, der Weiland Hannes den Thurn, der Kirchner den Eiſele. Keiner wußte, was er tun ſollte. Die Hirten, ernſte, feierliche ſlowakiſche Prachtgeſtalten, mit lang herabfallenden Haaren und breiten ſchwarzen Hüten, wurden befragt, was ſie wohl meinten. Sie zuckten mit den Achſeln. Eine Verantwortung wollten ſie nicht übernehmen. Die Weideplätze lagen tief, die Donauauen waren nicht ohne Gefahr.

Nach einer geraumen Weile trabten neue Hirtengeſtalten heran. Sie ſchienen verwundert zu ſein, daß die anderen noch nicht abgetrieben hatten, aber ſie taten ihre Pflicht und ſtießen ihren hellen, hohen Hornruf aus, der den Kühen und Kälbern galt. Zu den Männern vor den Haustoren geſellten ſich jetzt die Frauen, die Mägde, die Baſ' Evl, die Baſ' Margred, die Haffnersſuſi, die Klugsnantſchi und viele, viele andere.

„Schickſcht du dei' Küh' uf die Waadt?"

„Ich nitta! Oh naa!" erſcholl da und dort die Antwort.

Ein behäbiger Bauer in mittleren Jahren, mit kräftigem braunen Schnurrbart und ernsten Augen kam in Begleitung eines blonden Riesen von der Kirche die Hauptstraße herab. Er war in dunkles Tuch gekleidet, als ob es Sonntag wäre, und hatte auch einen Hut auf, der für den Alltag, für die Arbeitszeit, zu gut schien. Die Männer grüßten ihn von allen Seiten durch Zuruf, die Viehhirten aber, die „Halter", zogen ihre Hüte tief vor ihm. Es war der Klugsbaltzer (Balthasar Klug), der Dorfrichter. Und der Michael Straub, das Gemeindefaktotum, begleitet ihn.

„Ich maan', er Leut'[1]), mer lossa des Veeh heunt d'rhaam," sagte der Richter, indem er gelassen weiter schritt, von Gruppe zu Gruppe, „un bleiwa selber a' d'rhaam."

Die Leute stimmten ihm zu, sein Wort war richtunggebend für alle. Er genoß das Ansehen eines tüchtigen Bauers und eines kräftigen Anwaltes der Gemeindeinteressen. Man hatte ihn, dessen Großväter schon Dorfschulzen waren, vor drei Jahren zum Richter gewählt, und sein erster Schritt war eine Tat. Auch Karlsdorf hatte, um einer patriotischen Mode willen, vor Jahren den Beschluß gefaßt, die Staatssprache zur Protokollsprache in der Gemeinde zu machen. Die deutsche Stadt Temesvar war vorausgegangen mit dem feigen Beschluß, und die Notäre auf den Bauerndörfern ruhten nicht, bis auch diese folgten. Nun war man seit Jahren in einer Sackgasse. Niemand im Dorf als der Pfarrer, der Notär,

[1]) Ich meine, ihr Leute.

ein oder zwei Lehrer und die paar herrischen verstanden madjarisch. Kein bodenständiger Würdenträger der Gemeinde konnte das amtliche Protokoll lesen. Der Klugsbalzer war kaum Richter, als er diesen alten Gemeindebeschluß aufheben ließ, der ihn an Händen und Füßen band und ihn dem Notär auslieferte. Und er setzte es mit Nachdruck und Bescheidenheit durch, daß das Komitat diesen neuen Beschluß anerkannte und das Recht der Gemeinde, in der Muttersprache seiner Bewohner zu amtieren, gelten ließ.

Das dankte man diesem schlichten, deutschen Bauern. Sein Ansehen war schon darum nicht gering, und man hatte ihn erst kürzlich wieder auf drei Jahre zum Dorfrichter gewählt. Alles hörte auf ihn, alles glaubte an ihn.

Sein ältester Sohn, der Klugsmatz, war auch draußen am großen Donaudamm, sowie der des Haffnerslippl und all der anderen großen Bauern des Dorfes. Man vertraute auch heuer wieder auf die Stärke der alten Dämme und baute auf Gott. Aber man mußte doch vorsichtig sein und in Bereitschaft. Es hieß abwarten, bis die Männer, die jedes Haus gestellt hatte, wieder heimkämen. Es wußte ja eigentlich niemand, wie die Sache stand, und das Vertrauen zu dem neuen Stromingenieur, den man vor zwei Jahren da hergesetzt hatte, war gering.

„Mer bleiwa all' drhaam," hieß es jetzt rechts und links in den Häusern, und die einzelnen zogen sich wieder zurück und gingen ihren Arbeiten nach.

Jetzt erschienen nacheinander auch die anderen

„Halter“: der Schweinehirt, der Schaf- und der Ziegenhirt. Aber sie brauchten gar nicht mehr zu blasen, sie wußten schon, daß heut' Feiertag wäre; denn niemand ließ sein Vieh aus den Ställen, niemand fuhr aus zur Feldarbeit. Und so zogen die Hirten samt ihren vielen Hunden alsbald wieder hinaus vor das Dorf, in ihre armen, strohgedeckten Hütten und legten sich auf die faule Haut. Sie bildeten da draußen eine eigene kleine Gemeinde für sich, und auch Zigeuner duldeten sie in ihrem Umkreis, denn die brachten ihnen als Zins so manchen guten Bissen. Wer fragte danach, woher sie ihn hatten?

Als die Glocke zur Frühmesse rief, kam das halbe Dorf. Es war wie am Sonntag; der Weg zum lieben Gott lag heute allen am nächsten. Und der Pfarrer sprach ein altes Gebet, das sie viele Jahre nicht mehr gehört hatten, das gegen Pest und Hungersnot, gegen Feuers- und Wassergefahr gerichtet war. Die Ältesten kannten es wohl. Schon ihre Urväter hatten es gebetet, wenn die Theiß anschwoll und der Donaudamm zu reißen drohte. Und der zweiundneunzigjährige Wichnersepp, der vorne im ersten Kirchenstuhl kniete, betete am lautesten mit; seine schnarrende Stimme, die schon jedes Metall eingebüßt hatte, übertönte die ganze Gemeinde. Ein wunderlicher Mann, dieser Alte, der wohl bartlos war, aber lange Kopfhaare hatte und sie mit einem Kamme, wie ein Weib, unter dem breiten Hut hinaufgesteckt trug. Als ihn der Oberlehrer einmal fragte, warum er dies tue, gab er zur Antwort, daß auch sein Vater und Großvater sich so getragen hätten. Das müsse wohl „die Modi“ gewesen sein in Lothringen, als die

Urväter dort auswanderten. Und er wollte sich nie von seinem Zopfe trennen. Er wußte wohl, warum er so laut und so inbrünstig betete. Er hatte die grauenhafte Überschwemmung des Dorfes von 1830 noch mitgemacht und war bei jeder späteren auch dabei. So wie er, wußte niemand, was da drohte. . . .

* * *

War die Tagesordnung des Dorfes auch gestört, die Schule ließ sich nicht stören. Der Oberlehrer Nikolaus Heckmüller führte ein strenges Regiment, und er duldete keine Schulschwänzereien. Auch heute nicht. Er ließ die helle Schulglocke, die sonst immer nur um 1 Uhr mittags vom Kirchturm geläutet wurde, heute schon zum morgendlichen Unterricht ertönen. Jedermann im Dorfe kannte sie, jedes Kind verstand ihre Sprache. Gerade weil alle Ordnung gestört schien im häuslichen Leben, berief Heckmüller die Jugend zu sich. Das war ein Tag, an dem man den Kindern so manches in der Schule sagen konnte, was sonst wenig Gehör fand. Und Nikolaus Heckmüller ließ sich solche Anläße, auf seine Jugend zu wirken, nicht entgehen. Er ging heute von Klasse zu Klasse und hielt wieder einmal eine kleine Ansprache über die Geschichte des Heimatsdorfes, seine Gründung und die vielen Gefahren, denen es oft ausgesetzt war. Er erzählte ihnen, was in den alten Pfarrbüchern verzeichnet stand, von den vier großen Überschwemmungen, denen die Heimat ausgesetzt gewesen, wieviel Menschen und Tiere ertranken, wieviel Häuser einstürzten, und welche Hungersnot es einmal gab, weil

alle Felder verſandet und auf Jahre hinaus unfruchtbar geworden waren. Das Jahr 1830 ſollten ſie ſich merken, als das des höchſten Waſſerſtandes von Theiß und Donau in den älteren Zeiten, und das Jahr 1868 als das der letzten Kataſtrophe. Alles Leben und alle Saaten wurden damals vernichtet auf ihrem ganzen Gebiet. Er erzählte ihnen ausführlich auch von den beſonderen Heldentaten, die damals verübt wurden durch ihre Großväter. Der damalige Dorfpfarrer habe jeden verzeichnet, der ſich hervorgetan.

Auch den Namen des Dorfes erklärte er ihnen wieder einmal. Es ſei zu Ehren jenes großen kaiſerlichen Feldherrn, des Herzogs Karl von Lothringen, der zuerſt die Türken beſiegte und ſie von Wien bis nach Bosnien zurücktrieb, Karlsdorf genannt worden. Ein Neffe dieſes Herzogs habe dann die Kaiſerin Maria Thereſia geheiratet, und ſo ſei das Haus Habsburg-Lothringen, das auch über Ungarn herrſche, entſtanden. Und weil die Mehrheit des Dorfes aus alemanniſchen Lothringern beſtand, habe man um den Namen Karlsdorf gebeten und ihn auch bewilligt erhalten. „Es war ja unſer Herzog, der zuerſt dieſes Land zurückeroberte, er ſoll unſer Schutzpatron ſein!“ ſagten die deutſchen Bauern.

Dieſe Art des Geſchichtsunterrichtes aus den Quellen des heimatlichen Dorfes und ſeiner Schickſale erwies ſich als überaus anregend und fruchtbar. Jedes Wort fiel in die Herzen, wie ein Samenkorn in die Ackerfurche. Jüngere Lehrer meinten zwar, das ſei kein patriotiſcher Unterricht. Man müſſe der Jugend mehr erzählen vom

Ungartum und ſeiner Größe. Und einer von ihnen, Árpád Halmos (er hieß früher Alfred Halm), arbeitete in der dritten Klaſſe nach dieſer Richtung. Als der Oberlehrer ſeinen Vortrag beendet und das Schulzimmer verlaſſen hatte, erzählte Halmos ſeinen Schülern die heimatliche Geſchichte unter ganz anderen Geſichtspunkten. Daß die kaiſerlichen Generäle dieſes Land einſt den Türken wieder abgenommen haben, ſei gewiß ſehr tapfer geweſen, aber der Wiener Hof hätte es nicht einſtecken dürfen, er hätte es an die ungariſche Krone zurückerſtatten müſſen. Er war nicht berechtigt, Deutſche hierher zu berufen und das Land an ſie zu vergeben. Das hätte nur der ungariſche Reichstag tun dürfen. Den aber habe man gar nicht befragt, und erſt ein Jahrhundert ſpäter ſeien das Banat und die Bacska wieder dem Königreich einverleibt worden. „Euern Vätern gehört dieſer Boden, das iſt wahr," ſagte Halmos, „aber ihr ſeid doch nur die Gäſte Ungarns. Erſt wenn ihr einſt aufgegangen ſein werdet in das edle madjariſche Volk, erſt dann ſeid ihr vollberechtigte Bürger dieſes Landes. Darum lernt Ungariſch, werdet Madjaren!"

Und Árpád Halmos fuhr fort: „Ihr werdet bemerkt haben, daß unſer lieber Herr Oberlehrer, der ſchon ein ſehr alter Herr iſt, euer Heimatsdorf noch immer Karlsdorf nennt. Ich aber habe euch ſchon oft geſagt, daß es nicht mehr ſo heißt. Wie heißt es?"

„Károlyfalva! Károlyfalva!" ertönte es aus allen Bänken.

„So iſt es," ſprach Halmos. „Unſere weiſe Regierung hat ein Ortsnamengeſetz herausgegeben und die

ungarische Landkarte von ihrem buntscheckigen Wirrwarr mit einem Schlag gereinigt. Auch das Taufmatrikelwesen ist geregelt. Viele von euch heißen noch Jörgl, Hannes, Michl, Balthasar, Mathias, Josef, Franz oder Ferdinand. Das gibt es in Zukunft nicht mehr. Es wird kein Kind in Ungarn mehr getauft werden auf einen anderen als einen ungarischen Namen. Und auch eure Namen werden einmal sämtlich madjarisiert werden, entweder wenn ihr Soldaten werdet, oder wenn ihr heiratet, oder wenn ihr das erste Steuerbüchel als Bauern bekommt. Wer mit einer Behörde in Berührung kommt, der erhält seinen neuen Namen. Es ist also besser, ihr gewöhnt euch schon jetzt daran. Sage mir du, Franz Magenbauer, wie wirst du künftig heißen?"

„Magenbauer György!"

„Falsch!" donnerte der Lehrer. „Ferencz wirst du heißen. Und du? Und du? Sagt mir einmal eure Namen der Reihe nach."

Die hellen Knabenstimmen ertönten alsbald, und der Lehrer hatte seine Freude dran.

„Gössl János!", „Kipper Antal!", „Wichner Mihály!", „Dornstauder Sándor!", „Kirchner Gyula!", „Pfeifauf István!", „Krach Pista!", so ging es fort. Wenn sich einer irrte, wurde er mit Hohn verbessert. Die Buben hatten ihre Freude an den schönen Namen. Und erst die Mädeln! Der fremde bunte Lappen, der ihrem Deutschtum da aufgeklebt wurde, gefiel ihnen ganz besonders. Árpád Halmos aber war stolz auf das Ergebnis dieses Vormittags. Er hatte dem „Alten" wieder einmal gehörig das Wasser getrübt.

Nikolaus Heckmüller hörte davon, aber er war machtlos. Die Gemeinde hielt ja im ſtillen zu ihm, doch ſie wollte keinen Streit, und vom Pfarrhof aus wurde die patriotiſche Richtung eifrig begünſtigt im Unterricht. Heckmüller mußte ſogar daran denken, wie er ſelbſt mit ſeiner Klaſſe, der vierten, vor der Prüfungskommiſſion beſtehen würde, wenn einmal ein „patriotiſcher“ Landesſchulinſpektor den Vorſitz führte.

* * *

Erſt um die Mittagsſtunde kamen die Männer der Waſſerwehr wieder zurück ins Dorf. Ernſt und ſchweigend, faſt feierlich. Sie waren über und über mit Schlamm bedeckt, durchnäßt und erſchöpft von der zwölfſtündigen Arbeit an der Donau. Das Waſſer ſei wieder gefallen, berichteten ſie, aber die Gefahr wäre groß geweſen. Einen zweiten ſolchen Anſturm halte der alte Damm nicht aus. Einige meinten, der neue Stromingenieur verſtünde nicht viel, man müßte dem Abgeordneten Baron Simonyi ſchreiben und deſſen Verſetzung verlangen. Seine ſchwerfälligen, ungeſchickt aufgeſtellten Pumpmaſchinen brächten den Damm in größere Gefahr als die Donau ſelbſt.

Aber immerhin, die Gefahr war für heute vorüber. Die Meldungen aus Mohács, Peſt und Preßburg waren beſonders günſtig. Und der Straubmichl, der auch erſter Gemeindediener war, hing ſich die Trommel um und verbreitete die freudige Nachricht im ganzen Dorfe. An jeder Kreuzungsſtelle der Gaſſen trommelte er ſo lange, bis die Buben zuſammengelaufen waren und die Leute die Köpfe aus den Fenſtern reckten; dann verkündete

Digitized by Google

er, daß ſich niemand mehr zu „förchte“ brauche vor dem Waſſer, „der Inſcheneer maant, daß die G'fahr for des Frühjahr vorbei wär'. Marja konn jeder ſei Arweit wieder ufnehme.“

Zum Abſchluß der Rede noch ein kleiner Trommelwirbel und der blonde Rieſe ging weiter. Die Buben aber ſprangen nach allen Richtungen auseinander und trugen die Botſchaft heim. Er hätte ſeinen begonnenen Rundgang ſogleich einſtellen können, denn dieſe Nachricht hatte Flügel und bedurfte ſeiner Trommel nicht. Er merkte es daran, daß er immer weniger Hörer fand, daß die Leute ſchon alles wußten, ehe er kam; aber er mußte den vom Dorfrichter erhaltenen Befehl ausführen und ihn jedermann verkünden. Der Klugsbaltzar war gar ein geſtrenger Dorfſchulz.

Im Vorbehalthauſe des Haffnerſchen Bauernhofes war abends der Vater zu Gaſt. Er kam herüber, um mit dem Jörgl zu reden und Genaues zu erfahren über den Zuſtand beim Donaudamm, denn er beſaß dort zwölf Joch guten Grund. Die Suſi hatte ihm geſagt, daß ihr Mann ſo verdrießlich und ſo mürriſch wäre wie nie. Sie wiſſe nicht, was ihm ſei.

In Kotzen eingewickelt ſaß Jörgl beim Ofen, den die Suſi ein wenig hatte anheizen laſſen. Er war den ganzen Tag bis an die Knie im Waſſer geſtanden, habe gearbeitet wie ein Vieh und kein Stück Brot geſehen und keinen Schluck Raki[1]). Halbtot wäre er heimgekommen. Er habe Fieber, hieß es.

---

[1]) Pflaumenſchnaps, Slibowitz.

Die schöne Frau Susi ging immer aus und ein, bediente ihren Mann und ihre Zwillinge, molk die Kühe, sah nach dem Abendessen und stopfte auch dem Vater geschwind die Pfeife aus der Schweinsblase, die sie ihrem Manne zu Weihnachten als Tabaksbeutel verarbeitet und mit farbigen Bändern geschmückt hatte. Ihre schwarzen Augen funkelten, und sie trug die dichten Zöpfe um das Haupt gewunden, wie eine Krone. Prall und voll in den Formen und doch gewandt und biegsam war sie eine Augenweide für beide Männer, für den Sohn und den Vater. Ihr Fleiß war sprichwörtlich im ganzen Dorfe, und alles staunte, daß die Susi eine so tüchtige Bäuerin geworden. Jörgl war ein Jahr fort auf der landwirtschaftlichen Schule, um manches Neue zu lernen, namentlich den Umgang mit den landwirtschaftlichen Maschinen, und als er wiederkam, da gefielen ihm die ganz ungehobelten Bauernmädeln nicht mehr so gut, er nahm die halbherrische Tochter des Schreinermeisters Bausenwein. Aber er traf es gut. Das sagte jetzt auch der Vater, der lange dagegen war und eine Bauerntochter als Bäuerin wollte.

„Gar nix versteiht der Inscheneer, der neu'. Sau (so) an junge Parscht (Bursche) schickt m'r uns doher? Und grob is des Herrle, wie a Sautreiber," erzählte Jörgl. „Wann die Männer bissl Ung'risch versteihn täte, sie hätte den Kerl durchkarbascht, äber (oder) ins Wasser g'schmessa. Immerzu hot er se g'schimpt. Kutja [1]) hin und Kutja her, Mamlaß [2]) da und Szamár [3]) dort. Wie kimme die deutsch' Baure d'rzu, sich so hunze zu lossa?

[1]) Hund. [2]) Rindvieh. [3]) Esel.

Ich häb lang zug'hört, derno äwer hot's mer's rausgareſſa. ‚Sie, Herr Inſcheneer,‘ häb ich ehm g'ſaat, ‚benehmt Euch anſtändig, ſchunſcht kriegt Ihr heunt noch Wichs. Mir ſan koine Hund, koine Eſel und koine Ochſe. Nur ein Betyar kann ſau mit deutſchi Männer redde.‘“

Der Vater horchte auf. „Und was hot er g'ſaat?“

„Staad war er, 's Maul g'halte hot er. Äwer zum Schluß hot er mer g'ſaat, er werd' mich wege Amtsehrebelidigung klage.“

„‚Jólvan!‘ häb ich g'antwort, ‚gut is!‘ und bin gange. Er werd ſich hüta!“

„Na, na, na. Die ſperre dich in!“ rief die Suſi, die ſich jetzt breit auf einem Schemel niedergelaſſen, ihr Hemd vor der Bruſt geöffnet hatte und ihre Zwillinge ſtillte. „Äwer an Eurer Stell' hätt' ich' ehm ani gäwa[1]).“

„Na, na, hetz' du'n noch uf!“ rief der Vater lachend. Und er war auch der Meinung der Suſi, daß dies üble Folgen haben werde. Das könne der Stromingenieur nicht einſtecken, ſonſt folge ihm niemand mehr. Aber ganz unrecht konnte er dem Jörgl nicht geben. Und dieſer erzählte jetzt, wie der Stromingenieur Gergely bei dem alten Dammbruch, wo ſchon wieder ſo viel Waſſer durchſchweiße, dadurch eine Gefahr hervorgebracht habe, daß er die ſchwerſte Pumpmaſchine gerade auf ihm arbeiten ließ. Und ſagen hätte er ſich nichts laſſen. Jedes Kind im Dorfe kenne die Dämme doch beſſer wie er. Die Leute merkten, daß der Damm Riſſe bekam,

[1]) Eine gegeben.

und ſie weigerten ſich zuletzt, dort zu arbeiten. Nur dadurch ſei ein Unglück verhütet worden. Man möge nur bald eine Kommiſſion einberufen und hinausſchicken.

„Des werd ich beſorge," ſagte der Vater. „Der Klugsmatz war doch a d'rbei?"

Jörgl bejahte.

„Na, der werd' ſei'm Vatter ſchun klare Wei' einſchänke. Der Inſcheneer muß weg . . . Gude Nacht, Kinner," ſprach der Bauer und erhob ſich, „ich därf die Motter nit ſau long allan loſſa."

„Gude Nacht, Vatter!" rief die Suſi. „Äwer ich," wiederholte ſie, „hätt' ehm ani gäwa. Kutja, Mamlaß, Szamár — klitſch, klatſch hätt's gemacht, wann ich a Mann wär'."

„A ſau a Raffati (Raufluſtige) biſcht du?" lachte der Vater. „Na, guckt d'rzu, Kinner, daß d'r ins Bett kimmt. Marja haaſcht's früh uf in die Arweit. Gude Nacht."

IV.

Die Pfarrersjuliska blieb alſo im Dorfe, ging nicht mehr nach Preßburg. Hübſch war ſie geworden, das mußte ihr der Neid laſſen. Ein richtiges Fräulein, wie eine Gräfin ſah ſie aus, und wenn Herren vom Komitat ins Dorf kamen, oder aus anderen Städten, unterließen ſie es nie, im Pfarrhaus vorzuſprechen, um die ſchöne Juliska zu ſehen. Auch mancher Ulanenoffizier von Joſefsfeld, beſonders der eine, der blonde — ſie ſagen, er ſei ein Graf — ritt ihr zu Gefallen oft durch das Dorf. Und ſie zeigte ſich gern am Fenſter des Pfarr-

Digitized by Google

hauſes, ließ ſich grüßen und dankte jedem, der den Hut vor ihr zog oder die Hand ſalutierend erhob, mit ſtrahlender Miene. Sie zählte achtzehn Jahre, war an Geſelligkeit gewöhnt und entbehrte dieſelbe hier ſchmerzlich.

Juliska war rabenſchwarz, hatte eine feine, weiße Haut nnd eine keck vorſpringende Naſe, die ſie ziemlich hoch trug, wenn es darauf ankam. Ihre blitzenden Augen, ihr kleiner Mund und ihre ſcharfen ſchmalen Zähne, die einen Elfenbeinton hatten, vervollſtändigten ihr ſchneidiges Ausſehen. Sie war ſchlank, von zierlicher Figur, doch vollbuſig, und ſie lebte auf dem kleinſten Fuße, den man jemals geſehen. Gerne trug ſie irgend ein Rot. War es auch nur eine kleine Schleife oder ein Band im Haar, ein Rot mußte dabei ſein. Das hob die zigeuneriſche Wirkung ihrer eleganten Erſcheinung. Denn zu kleiden verſtand ſie ſich auch. Man hatte ſo etwas noch nicht geſehen in der Heimat der blonden Haare und der blauen Augen.

Wenn ſie mit ihrer Mutter, der behäbigen, braunhaarigen Pfarrersköchin, die nie anders als im Schlafrock ausging, durch das Dorf kam, ſchauten ihnen die Leute nach. Woher hatte die Klarinéni dieſe Tochter? Und ſie gingen recht häufig aus, denn die Juliska langweilte ſich. Der Doktor hatte eine Frau, der Notär, der Stromingenieur, der Kaufmann Jellinek, und außer dem Oberlehrer waren auch zwei Lehrer verheiratet. Und Töchter waren auch da. Sonſt gab es keine herriſchen Familien im ganzen Dorfe. Unter den dreitauſend deutſchen Bauern bildeten das Pfarrhaus und dieſe ſieben Familien die Inſel, auf der man ſich bewegen, auf der man Ungariſch

reden konnte. Nationale Bücher und Zeitschriften gingen von Hand zu Hand; man hatte einige politische Blätter abonniert aus Pest, man kam zwei- bis dreimal jährlich in das Theater nach Temesvar, das neuestens auch ungarisch war. Und in diesem engen geselligen Kreis bildete das Haus des Oberlehrers Heckmüller eine Ausnahme; dort wurde deutsch geredet und deutsch gelesen. Er war eben ein Eingeborener, ein Bauernsohn, und die Frau Rosa war auch eine Schwäbin aus Neusatz. Sie besonders hielt alles auf deutsche Bücher und deutsche Zeitungen. Aber man hatte die beiden alten Leute sehr lieb und schätzte sie. Es war ihnen nichts nachzusagen.

Die Pfarrersjuliska trat jetzt, da sie erwachsen war, in diesen Kreis, und auch der Kaplan gehörte zu ihm, der Herr Michlbach István, ein magyarisierter Schwabensohn. Der Pfarrer Horvat hielt sich fern von dieser Gesellschaft. Er war alt und bequem, hielt viel auf seine Würde und Unnahbarkeit und lebte zumeist in seinem großen Garten. Nur gegen Abend machte er gewöhnlich eine Promenade vor dem Hause. Zehn rundgestutzte Kugelakazien standen vor der Längsfront des Pfarrhauses, ein Geländer und ein paar Pfähle sicherten den Gehsteig vor dem Zulauf von Tieren, und es spazierte sich dort ganz sicher und behaglich, selbst wenn die Viehherden gerade heimgetrieben wurden. Seine Hochwürden ging immer barhaupt, die Tonsur seines rabenschwarzen Kopfes leuchtete schon von weitem. Und immer rauchte er aus einer Meerschaumpfeife, die an einem langen Weichselrohr hing. Stramm und vollsaftig, mit gebräuntem Gesicht und blitzenden Augen, ging er

auf und nieder. Das ganze Dorf zog den Hut vor ihm, alles grüßte, wenn es vor dem Pfarrhause vorbeikam. Er dankte nur mit einem Zucken der dunklen Brauen, manchmal winkte er einem besonders angesehenen Bauern mit der Rechten zu. In der Regel machte der Pfarrer seinen Spaziergang allein; selten begleitete ihn der jeweilige Kaplan, denn das Einvernehmen zwischen ihm und seinen Hilfskräften war nicht immer ein gutes. Neuestens sah man die Juliska oft an seiner Seite. Die Klarinéni aber blickte auch manchmal zum Fenster heraus und beteiligte sich an dem Gespräch, das die beiden im Vorübergehen führten. Sie sah alles, wußte um jedermanns Verhältnisse im Dorfe und kannte selbst die heimkehrenden Kühe. Bald wünschte sie sich von der, bald von jener ein Kalb zur Zucht, und sie erreichte auch stets, was sie sich vorsetzte.

Dieses abendliche Schauspiel, wenn das Dorf von der Arbeit heimkehrte und vor dem Pfarrhaus defilierte, ließ man sich selten entgehen. Da sah man erst, was in dieser Gemeinde sich regte, wieviel tausend Hände da schafften und welche Wohlhabenheit da sein mußte. Wagen um Wagen rollte vorbei, alle in guter Bespannung, mit kräftigen, gut genährten Pferden, und oft lief noch ein drittes und viertes Pferd, die rückwärts am Schragen angebunden waren, mit, weil man draußen auf dem Felde wohl vier Pferde gebraucht, aber nicht vierspännig aufziehen wollte im Dorfe. Und die Viehherden! Nach Zehntausenden mußte der Viehstand der Gemeinde zählen. Da war gut Pfarrer sein in solch einem Schwabendorfe. Selbst die Juliska begriff, daß

der Bácsi diese Pfarre nur aufgab, wenn er einmal höher steigen konnte, und so sehr sie auch nach städtischen Freuden und Genüssen lechzte, sie mußte sich fügen. Und schließlich, ganz entfremdet war sie dem Dorfe auch nicht worden durch ihre vornehme Erziehung; daß es ihr Heimatsort war, machte es ihr doch wert. Und viele Grüße der jüngeren Generation galten ihr selbst, denn die Erinnerungen von vier Volksschuljahren verknüpften die Juliska mit ihren Altersgenossen im Dorfe. So mancher, der heute hinter dem Pfluge herging, war einst ihr Ritter, und in dieser und jener jungen Mutter erkannte sie die einstige Mitbewerberin um die Gunst der Herren Lehrer. Auch hatte sie den schwäbischen Dialekt nicht ganz verlernt in der Fremde, und sie gebrauchte ihn gerne, wenn sie mit diesem und jenem sprach.

„Jessas, na! Seid 'r nit die Pfarrersjuuli?" rief ihr manchmal eine erstaunte junge Bäuerin zu, die sich nicht fassen konnte über ihre Schönheit. Und sie antwortete:

„Äwer freilich, Baf' Gertreid, ich bin wieder doo!" Sie zu duzen fiel niemandem mehr ein; ihr ganzes Wesen zog eine Scheidewand zwischen jetzt und einst. Und die Eitelkeit Juliskas spiegelte sich in allen Blicken, in allen Mienen. Sie war die Schönste in weitem Umkreis. Nur eine blonde, halbherrische Person hatte sie gestern beim Kaufmann Jellinek gesehen, die ihr ein wenig auf die Nerven ging. Sie erinnerte sich ihrer; sie war um zwei oder drei Jahre älter und in der Schule immer voraus, aber sie kannte kaum mehr ihren Namen. Jetzt hörte sie ihn wieder. Richtig, die „schöne Liszka" nannte man sie immer in der Schule. Und der Sohn

des Kaufmanns Jellinek nannte sie noch heute so. Auch diese tat, als wollte sie die Juliska ansprechen und begrüßen, doch die kalte, abweisende Miene, der sie begegnete, verhinderte die Annäherung; die Dorfschöne ging und ließ das Fräulein stehen. Der Herr Kaplan aber, der soeben kam und der Blonden auf den breiten Steinstufen vor dem Kaufmannsladen begegnete, sah ihr gar seltsam nach. Ei, ei, dachte die Juliska. Und als ihr Hausgenosse eintrat, flüsterte sie ihm spöttisch zu: „Mehr Würde, Hochwürden!“

* * *

Im Pfarrhof war ein Gast abgestiegen, ein vornehmer, älterer Herr. Es war der Herr Ablegat, der den Bezirk im Reichstag vertrat. Er wollte wieder einmal einen Rechenschaftsbericht erstatten, denn es kam die Zeit der Neuwahl, und da mußte er an sich erinnern. Der Pfarrer Horvat, ein großer Politiker vor dem Herrn, stellte in solchen Fällen stets sein Gastzimmer zur Verfügung. Das sicherte ihm die Verbindung mit einflußreichen Kreisen, und er erhielt seine Berichte über die allgemeine Lage aus erster Hand. Was der Abgeordnete Baron Simonyi, der seine Abstammung von den Urfamilien des Landes ableitete, den Bauern zu sagen hatte, galt dem Pfarrer nicht viel; die Gespräche unter vier Augen enthielten mehr und gaben ein besseres Bild. Ihm genügte Herr von Simonyi schon lange nicht, denn er war kein Kämpfer; er stand untätig abseits im Reichstag, er fühlte sich mehr als Zuschauer der politischen Ereignisse. Eigentlich widerten den Baron die Zustände

an, und er hätte am liebsten im Auslande gelebt, auf Reisen, aber die Überlieferung seiner Familie forderte, daß er sich wählen ließ. Von jeher waren die Barone Simonyi im Rate der Nation vertreten, und immer brachte man ihnen das Mandat ins Haus. Sich darum zu bewerben war eine Mode der Neuzeit, der er sich nur widerwillig fügte. So lange man ihm die Sache aber so leicht machte, wie in diesen braven deutschen Bezirken, die an seine Besitzungen grenzten, wollte er ja mittun; doch sobald sein Sohn das vierundzwanzigste Jahr erreicht hatte, sollte nur dieser das Mandat übernehmen. Géza Simonyi war der wüsten, zänkischen Politik überdrüssig und fühlte sich nur noch als Platzhalter alter Überlieferungen gegenüber der neuen Generation. Er war ein Deákist und fühlte, daß er aus der Mode sei. Ändern konnte er seine Überzeugungen nicht.

„Mögen sie machen, was sie verantworten können," sagte er zum Pfarrer, „ich glaube nicht, daß die Zukunft uns Gutes bringt."

„Warum nicht?" antwortete Horvat. „Die Jugend wurde nie so national erzogen in Ungarn wie heute, ‚Ungarn war nicht, Ungarn wird sein', sprach einst Stephan Szechényi."

Ein melancholisches Lächeln umspielte den Mund des Herrn Abgeordneten. „Und er ist wahnsinnig geworden über Kossuths Fanatismus," sagte Simonyi. „Er billigte nie, was dieser tat. Wirtschaftlich, kulturell prophezeite Szechényi Ungarn eine große Zukunft, nicht politisch . . . Ich bitte Sie, reden wir nicht davon . . . Wir sind ein armes Volk, dem nicht zu helfen ist. Mir

grauſt vor all dem Humbug, der im Lande getrieben wird," ſprach er bitter.

Erſtaunt und betreten zog der Pfarrer die ſchwarzen Brauen hoch. „Und was werden Sie den Bauern morgen ſagen, Nagyſágos?[1])"

„O, wir ſind ja unter uns," erwiderte Herr von Simonyi. „Den Bauern werde ich ſagen, daß ich vieles mißbillige, was geſchieht, und daß ſie ſich weniger um Politik, als um die Beſtellung ihrer Felder kümmern ſollen und um die Erziehung ihrer Kinder zu braven Menſchen. Die Zukunft liegt bei Gott. Unſere beiderſeitigen Söhne werden einſt abrechnen mit den Überſpanntheiten von heute. Sie ſollen nur brave Schwaben bleiben; daß ſie gute Ungarn ſind, das weiß ohnehin jedermann. So werde ich zu Ihren Bauern ſprechen, Hochwürden, die mich kennen und die ſchon mein Großvater im Reichstag vertrat."

Jakob Horvat richtete ſich hoch auf vor ſeinem Gaſte.

Er lächelte ironiſch. „Das dürfte ein wenig veraltet ſein, Herr Baron," ſagte er, „aber es wird vielleicht diesmal noch ſeine Schuldigkeit tun. Künftig nicht mehr. Auch unſere Leute ſind wach geworden."

„Ja, man hat ſie gewaltſam aufgerüttelt durch dumme Schulgeſetze, durch Ortsnamengeſetze und anderen Humbug, der den Frieden ſtört und die Eintracht im Lande. Ich bedaure das alles. Hat jemand daran gezweifelt, daß wir Magyaren die Herren ſind in dieſem

[1]) Großmächtigſter.

Lande? Nein! Aber wir wollen es demonſtrieren, wir wollen es den Leuten täglich in die Ohren ſchreien, und wir wollen Europa einen blauen Dunſt vormachen. Man ſoll unſerer Landkarte nicht mehr anmerken, daß hier auch andere Völker wohnen. Das iſt dumm. Hiſtoriſch Gewordenes ſoll man nicht durch politiſche Kunſtſtücke ändern wollen. Es gelingt ja doch nicht. Die natürlichen Verhältniſſe waren immer ſtärker als die Politiker. Unſere Zukunft iſt ſehr dunkel."

„Verehrteſter Baron!" rief der Pfarrer, „Sie verlaſſen unſere Sache?"

Herr von Simonyi blickte überraſcht auf, dann ſagte er lächelnd: „Wir ſind doch unter uns . . ."

„Wenn auch, wenn auch," eiferte Jakob Horvat, „wir dürfen nicht ſo peſſimiſtiſch ſein. Sie haben gewiß nicht recht. . . Die Zukunft wäre dunkel, wenn wir nicht vorbauten. Unſer Volk iſt unfruchtbar, und es will unfruchtbar ſein. In dem Komitat blüht das Zwei-Kinder-Syſtem, in jenem das Ein-Kinder-Syſtem, ganze magyariſche Dörfer veröden; es gibt keinen Nachwuchs. Aus Furcht vor der Armut dezimieren die magyariſchen Bauern ſich ſelbſt. Sie haben keinen Raum, ſich auszudehnen, der adelige Großgrundbeſitz iſt überall im Wege." —

„Erlauben Sie, erlauben Sie, da hat die Kirche einen redlichen Anteil daran!"

„Ja, Herr Baron, auch dieſe. Unſer Volk hat nicht den Mut zur Vermehrung, weil es nicht den Mut hat zum Kampf ums Daſein, weil es adelig leben und wenig arbeiten will."

„So ist es!“

„Darum“, so fuhr der Pfarrer eifrig fort, „müssen wir immer mehr aus dem Volksüberschuß der anderen schöpfen. Aus 80000 Schwaben, die hier im Süden einst angesiedelt wurden, sind im Laufe von 170 Jahren mehr als 500000 geworden. Das blüht und lebt, arbeitet wie das liebe Vieh und ist wohlhabend. Der dörfliche Volksüberschuß studiert, wird vom deutschen Bauern abgestoßen und geht ins Land hinaus; dort aber wird er in unsere Intelligenz eingeschmolzen. Nie hört man, daß mehr Deutsche in Ungarn werden, immer bleiben es beiläufig zwei Millionen, weil wir die Kraft haben, ihre Blüte zu brechen, sie zu magyarisieren. Wir sind nicht schwach, Nagyságos, wir sind stark.“

„Sie mögen recht haben, Hochwürden, aber das wird anders werden. Was in die Mode kommt, kommt aus der Mode. Unsere ganze Gentry, die einst auf eigenem Grund und Boden saß, ist entwurzelt, verarmt, und sie flüchtet sich in die Beamtenschaft. Sie überschwemmt alle politischen Berufe, lernen aber will sie nichts. Es wird künftig kein Platz mehr sein an der Staatskrippe für die anderen. Unser Kleinadel frißt die Stellen, die man sonst den Renegaten gab . . . Glauben Sie mir, es wird anders werden! Unsere Volkszahl geht zurück, unser Wohlstand ist schon zurückgegangen; wir leben alle über unsere Kraft, der Staat und jeder Einzelne. Ämter, Ämter will unsere Gentry, und jede Partei versorgt sie; aber sie ist einsprachig, sie akkommodiert sich nicht, und sie ist heute unfähig, diesen Völkerstaat zu verwalten . . . Wir sind ja hier unter uns,

Digitized by Google

Hochwürden, und ich ſage Ihnen: hauptſächlich unſer Beamtenadel iſt es, der die Nationalitäten durch ſeinen Hochmut aufpeitſcht. Die Urbanität von einſt iſt tot, man kennt kaum noch das Wort; mit nationalem Dünkel aber regiert man kein ſolches Land. Ich ſehe die Zukunft ſchwarz. Ungarn wird ſein, gewiß, aber es wird anders ſein, als die Herren glauben."

Wie ein Fanatiker warf Jakob Horvat den Kopf zurück. „Nein, nein, wir ſind auf gutem Wege, nur wünſche auch ich, daß wir klüger ſeien und vorſichtiger," ſagte er. „Das nächſte Geſchlecht wird ſchon ſtärker ſein, als wir es waren, und das zweitnächſte wird ſiegen. Der Unabhängigkeitsgedanke muß ſchließlich triumphieren, aus dem Völkerſtaat Ungarn muß der Nationalſtaat Madjarien werden. Wenn es möglich war, daß aus den drei Millionen Madjaren von Anno 1830 acht und neun Millionen geworden ſind, dann iſt auch die Möglichkeit gegeben, daß aus dieſen neun Millionen in weiteren achtzig oder hundert Jahren achtzehn oder zwanzig Millionen werden. Wir brauchen nur feſt hineinzugreifen in den Volksüberſchuß der anderen . . . Wir ſind unter uns, Herr Baron. Nun denn: ein Statiſtiker hat einmal berechnet, daß wir in den letzten hundert Jahren allein durch Übertritte etwa zweieinhalb Millionen Seelen gewonnen haben. Das zeigt den Weg unſerer Zukunft. Der Aufſaugung der Intelligenz aller anderen Völker muß auch die der Volksſchichten folgen. Die Kindergärten und Volksſchulen bereiten dieſe Aſſimilierung Schritt für Schritt vor. Man darf uns nur nicht ſtören; ein halbes Jahr-

hundert noch muß man uns Zeit laſſen, dann iſt das Kulturwerk nicht mehr zurückgängig zu machen."

„Und wozu?" ſeufzte der Baron. „Wozu — wenn wir dann dem Blute nach doch keine Magyaren mehr ſind?"

„Es iſt eine Machtfrage, ſonſt nichts. Es zeigt, wie Nationen entſtehen und groß werden. Denn ſo ſind ſie immer entſtanden, die Stärkeren haben immer die Schwächeren in ſich aufgenommen. Ungarn war nicht, Ungarn wird ſein! Es wird zwanzig Millionen Magyaren zählen, wird die Südſlawen beherrſchen und den Balkan und künftig einmal an drei Meere grenzen."

„Hahaha! Hahaha! Und Öſterreich?

„Intereſſiert uns nicht. Hört an der Leitha auf."

„Und die Dynaſtie?"

„Wird ſich bei uns madjariſieren und drüben ſlawiſieren," entgegnete Horvat hart und beſtimmt.

„Hochwürden, ich beneide Sie um ihren nationalen Spleen. Verzeihen Sie, aber den haben Sie, ſo gut wie einer. Mir fehlt dieſer Glaube, dieſer fanatiſche Optimismus. Ich habe oft ſchlafloſe Nächte, in denen ich ſchwören möchte, daß es in fünfzig Jahren gar keinen ungariſchen Staat im heutigen Sinne mehr gibt."

„Sie ſind der einzige Ungar, Baron, der das denkt! Iſt mir noch nicht vorgekommen."

„Mag ſein. Wir ſind ja unter uns . . . Wollen wir nicht abbrechen?" entgegnete Simonyi müde und gelangweilt.

„Bitte ſehr, Nagyſágos! Meine Nichte wird ja ſchon ungeduldig ſein. Laſſen wir die Jugend herein!“

Und er öffnete die Tür, hinter der das Fräulein Juliska mit dem Kaplan plauderte und kicherte, während die Klarinéni den Tiſch bereitete für das Abendeſſen.

Der Gaſt war plötzlich wie verwandelt. Er begrüßte das Fräulein ritterlich wie ein jugendlicher Lebemann und führte ein neckendes Geſpräch mit ihr; er ſchüttelte auch dem Kaplan die Hand, freute ſich über das ſchöne Ungariſch, das beide ſprachen, und das man nicht voneinander zu unterſcheiden vermochte, obwohl der Michlbach urſprünglich doch ein Schwabe ſein mußte.

„Das war einmal, Herr Baron!“ rief der Pfarrer. „So einheitlich, wie die beiden, geht jetzt die Jugend aus unſeren höheren Schulen hervor; die franzöſiſchen Schweſtern vom Sacré Cœur in Preßburg erziehen Madjarinnen, und das biſchöfliche Seminar in Temesvar tut dasſelbe. Ehemals deutſche Städte tun das für uns. Sie werden doch an die Stärke unſerer Kultur glauben müſſen, Nagyſágos!“

„Ja, wenn man ſolche Produkte ſieht . . .“ Und der elegante alte Baron verſchlang das junge Mädchen mit den Augen. Er kannte Mêre Maria Gilm in Preßburg, die greiſe Oberin vom Sacré Cœur. Und es erſchien ihm in dieſem Augenblick ſo ſeltſam, daß auch ſie, die Schweſter eines bedeutenden deutſchen Dichters, die Oberin eines in Frankreich wurzelnden Ordens, in ihren alten Tagen dahin gekommen war, die ihr anvertraute weibliche Jugend in madjariſchem Geiſte zu erziehen. Genau ſo wie der Biſchof von Temesvar, der

ein geborener Schwabe war, madjariſche Kleriker zu Hunderten heranbildete. Der Baron hatte darüber ſeine eigene Meinung, aber er behielt ſie für ſich. Er wurde ſtets an den alten Haß der römiſchen Kirche gegen die deutſche Reformation erinnert, wenn er die vielen entnationaliſierten deutſchen Prieſter im Lande ſah. Die Slowaken, die Rumänen, die Serben, die Madjaren beſaßen eine für ihr Volkstum begeiſterte Geiſtlichkeit; die katholiſchen deutſchen Pfarrer waren ſämtlich volksfremd. Wie kam das? Er fragte ſich's oft. Aber was ging das ihn an?

„‚Nun wohl, die Macht iſt unſer, mißbrauchen wir ſie!' könnte man da ausrufen", ſagte der Baron ironiſch zum Pfarrer und wandte ſich wieder an Juliska. Ob ſie vielleicht muſikaliſch ſei und ſingen könne, wollte er wiſſen, und ſie bejahte es freudig. Er höre ſo gerne ein Chanſon, wie die Yvette Guilbert ſie ſinge, oder ſonſt etwas Modernes.

Juliska errötete. Sie kannte wohl ein Lied der Guilbert, aber ſie hätte nicht gewagt ... Und ſie redete franzöſiſch mit dem Baron, was die anderen nicht verſtanden, und ſang ihm das Lied. Sie trug es vor mit all dem Charme ihrer achtzehn Jahre und mit einem Talent, das den Baron entzückte. Man hatte ſo unheilige Strophen in dieſem Hauſe nie gehört, und Juliska geſtand, daß ſie das nur heimlich gelernt hätten im Kloſter. O weh, wenn die Mère Maria das geahnt haben würde!

Der Pfarrer war ſtolz darauf, daß ſeine Nichte eine franzöſiſche Konverſation führen und ein franzöſiſches Lied ſingen konnte, und der Kaplan hörte ſtumm und verzückt

Digitized by Google

zu, wie das Sprühteufelchen lachte und lockte, ſchmeichelte und flirtete, wie ſie keck tat, pikant das Röckchen hob und mit frommem Augenaufſchlag wieder alles von ſich abſtreifte, was dieſes fremde Lied ihr zugemutet haben mochte. Denn das witterte der Kaplan, daß dieſes Chanſon nicht ganz zimmerrein war. Nur der Pfarrer merkte nichts, und der Klarinéni, die unter der Tür lehnte, mit offenem Munde zuhörte und beſtaunte, was ihre Tochter konnte, kam kein Gedanke an den etwaigen Inhalt des Liedes.

Der Herr Ablegat führte die hübſche Sängerin zu Tiſch und redete kein Wort mehr von Politik und ungariſcher Kultur; er erzählte von Paris und der großen Welt, von Nizza und Monte Carlo. Und auch von Wien und ſeinem Kunſtleben, von Bayreuth, das er ſehr liebte und wo er nie fehlte, ſprach er. Er kannte alles, hatte alles geſehen und gehört und wurde nicht müde, Erlebniſſe und Anekdoten zum beſten zu geben, um den kleinen Kreis zu erheitern, der ihn da umgab. Niemand hätte in ihm einen Mann vermutet, der gekommen war, ſeinen Wählern von der Tätigkeit des ungariſchen Reichstages zu erzählen, einer Sache, die dieſem internationalen Geiſte im tiefſten Grunde fremd und widerwärtig ſein mußte. Denn dieſer Mann ſuchte offenbar Freude und Schönheit im Leben, und die politiſchen Leidenſchaften beſaßen nicht ſein Herz. Plötzlich wurde er an ſeine Abgeordnetenwürde erinnert.

Vor dem Pfarrhauſe draußen war es lebendig geworden; man hörte Tritte und leiſe Stimmen. Und jetzt erſcholl Geſang.

„Ein Ständchen für den Herrn Baron!“ rief die Klarinéni und eilte, die beiden Fenſter zu öffnen.

Ein ſchönes, etwas ſchwermütiges madjariſches Lied wurde da draußen von hellen Knabenſtimmen geſungen, und der Baron ſchaute den Pfarrer erſtaunt und fragend an. Dieſer verſtand ihn.

„Ja, Nagyságos,“ ſagte er, „das ſind unſere Schwabenkinder! Es iſt die Klaſſe des Herrn Halmos!“ Und er drängte den Baron zum Fenſter hin und zeigte ſich an ſeiner Seite. Das andere Fenſter beſetzten die Frauen und der Kaplan.

Der Baron verneigte ſich und winkte den Sängern dankend zu, als ſie das erſte Lied beendet hatten. Mittlerweile waren viele Zuhörer auf der Gaſſe zuſammengelaufen, und es ſtieg ein zweites und drittes Lied. Dann brachte der Lehrer Halmos, der ſich als Dirigent ſehr bemerkbar machte, ein dreimaliges „Éljen!“ auf den Herrn Abgeordneten aus, in das nicht nur die jugendlichen Sänger, ſondern auch die Zuſchauer einſtimmten.

Lebhaft angeregt dankte der Baron den braven Kindern für die Überraſchung und die Freude, die ſie ihm bereitet hätten. Und auch ihrem Lehrer, der ſie ſo ſchöne patriotiſche Lieder gelehrt, ſprach er ſeinen Dank aus.

Wieder erbrauſte ein „Éljen“. Und jetzt wollte der Baron ſich zurückziehen; nun erſcholl aber das Koſſuthlied ... Hell und ſchmetternd ſangen es die ſchwäbiſchen Knaben in die dunkle Nacht hinaus und marſchierten langſam weiter. Sie ſchwenkten die Hüte und defilierten vor dem Ablegaten; in der Ferne verhallte das trotzige Lied.

Man ging zu Tisch und war sehr angeregt durch die abendliche Episode. Nur der Baron schien nachdenklich, er schwieg.

„Das hat der Halmos famos gemacht!“ meinte der Kaplan Michlbach.

„Und verstehen diese Knaben, was sie singen?“ fragte nach einer Pause der Baron.

„Kein Wort!“ rief munter das Fräulein Juliska. „Es sind lauter Papperln!“ (Papageien).

Ein böser Blick des Pfarrers traf sie. „Du irrst!“ rief er. „Wir sind heute weiter in der Volksschule als zu deiner Zeit.“

Es entstand wieder eine Pause. Der Baron zuckte mit den Achseln. „Seltsam, diese Schwaben . . . Meine Slowaken täten das nicht“, sagte er.

V.

Das war ein gesegneter Frühsommer. Ein Tag lachte so heiter und so warm wie der andere auf die weite Ebene hernieder, die grenzenlos erschienen wäre, wenn sich nicht wie hinter duftigen Schleiern jenseits der Donau die slawonischen Hügel und Berge erhoben hätten. Es war ein Gären und Kochen in der feuchten Luft; man empfand das Werden und Reifen der Saaten und aller Früchte, die sich am Busen der Mutter Erde nährten. Der Duft von Milliarden Akazienblüten und Wiesenblumen erfüllte die Landschaft, die Bienen summten wie berauscht von Glückseligkeit um jeden einzelnen Baum. Die Käferwelt, reich und mannigfaltig wie nirgends, lebte auf allen Wegen, krabbelte auf jedem

Digitized by Google

Strauch; Schmetterlinge von tropiſcher Farbenpracht gaukelten von Blume zu Blume; von Hecke zu Hecke. Niemand machte Jagd auf ſie, nirgends harrten ſpitze Nadeln auf ihre zarten Leiber. Und in den Häuſern ſchwelgten die Seidenraupen im Genuß der ſaftigſten, ſüßeſten Maulbeerblätter.

Der Oberlehrer Heckmüller, der vom Landesinſpektorat zum Reviſor der Seidenzucht für Karlsdorf und Umgebung ernannt worden war, hatte ſeine Freude an dem Gedeihen ſeiner Schützlinge. Und der Straubmichl begleitete ihn vergnügt, wenn er manchmal die Runde machte im Dorfe, um nachzuſehen, ob überall das nötige Verſtändnis vorhanden wäre für die Pflege der Tiere. Es galt immer noch, Belehrung zu erteilen.

Als beſonders gelehrig hatte ſich heute der alte Wichnerſepp erwieſen. Der Mann war in ſeinem zweiundneunzigſten Jahr noch unter die Seidenzüchter gegangen, weil er ſich ſeine „Totentrugl", ſeine „Leich" noch ſelbſt verdienen wollte, ehe er ſtarb. Aber er wollte es anfangs durchaus nicht glauben, daß die Raupen nicht auch Linden- und Eichenblätter freſſen. Seine ganze Zucht war in Gefahr, nur ſeine Urenkel, Heckmüllers Schüler, retteten ſie. Und jetzt fing auch der Alte langſam zu begreifen an. So klein waren die Räupchen, erzählte er dem Oberlehrer, daß er ſie in den erſten Tagen gar nicht ſah. Dann merkte er kleine ſchwarze Strichelchen auf den grünen Blättern, die ſich immer gegen den Rand hin bewegten. Er ſchüttelte ſie zurück; er glaubte, ſie wollten ihm davonlaufen. Erſt wie er merkte, wie ſie Lücken und Löcher in die Ränder

der Blätter nagten, ließ er sie unbehelligt wandern. Und jetzt seien sie schon schneeweiß, die „Luederſch“, und jeden Tag wüchſen sie erstaunlich, fast sichtbar.

Heckmüller schärfte ihm ein, daß die Raupen sechsmal im Tag gefüttert und immer umgebettet werden müßten, weil sie die Blätter verunreinigen.

„Freilich, freilich. Wie die klana Kinner. Die trinka die schönscht Milich und mache grien. Die Wärm' fressa nar Grien's und mache schwarz. Mer muß immer Putzweg mit ehna schpeela,“ sagte der Alte.

Lachend ging der Oberlehrer seines Weges, und der Straubmichl hatte versprochen, ihm eine Musterzucht zu zeigen, wie es keine zweite gab.

Sie traten in das Haus der Witwe Wieland, der weisen Frau des Dorfes. Es stand nicht in der Reihe der Bauernhäuser auf der Hauptstraße, sondern im „Gässel“ hinter der Kirche, wo die kleinen Leute wohnten, die Schneider, Balbierer, Kürschner, Schuster und Klempner, die nicht viel Grund und Boden brauchten für den Betrieb ihres Gewerbes. Mitten unter ihnen saß die Wielandin, ganz nahe dem Mittelpunkt, für jeden gleich weit, bei dem der Storch ans Fenster pochte. Sie wohnte ganz allein mit ihrer Tochter Liszka, seitdem ihr Mann, der ehrsame Dorfschneider gestorben, und ihr Sohn gar Stadtschreiber in Pancsova geworden war. Sie war eine Bauerntochter und blieb für alle die Bas' Anmerich (Anna Maria); der Mann aber wollte hoch hinaus, er zählte sich zu den Herrischen und sein Sohn mußte Lajos, die Tochter Liszka heißen. Die beiden Frauen hatten viel Platz in ihrem Häuschen; sie konnten die einstige

Werkstatt des Vaters und noch eine kleine Kammer für die Seidenzucht einrichten. Die Gestelle hatte der Straubmichl gemacht für die Liszka, und er beschaffte ihr auch das Laub durch seine vielen Dorfbuben. Alles andere machte die Liszka selbst. Sie wollte sich keinen Sarg, sondern ein Seidenkleid oder gar eine Ausstattung verdienen. Sie bereitete den Raupen aus Reisig und Weidengeflecht schöne schwebende Flächen, die in den Gestellen befestigt und mit Laub bedeckt wurden. Sie hielt auf gleichmäßige Wärme, sorgte für gute frische Luft, wenn dies nottat, und mit dem Schlag der Uhr begann sie ihre Fütterung. Sie brauchte einer Raupe nur ein frisches Blatt zu zeigen, so kroch sie darauf und ließ sich weiter tragen. War das Blatt groß, krochen wohl auch mehr als eine darauf. Ohne je eine Raupe mit der Hand zu berühren, vollführte sie ihr Werk.

„Guten Tag, schöne Liszka," sagte der Oberlehrer, als er in den Hof trat. Der Straubmichl aber grinste nur, als er das üppige blonde Mädel am Brunnen sah. Sie wußte schon, was das bedeutete; der Worte bedurfte es bei ihm nicht.

„Jo reggel[1]), Herr Oberlehrer," rief Liska, „Sie wollen meine Raupen sehen? Tessék, bitte herein zu spazieren."

Und sie ging voraus über die dreistufige Steintreppe, die zu dem schön ausgemalten Gang emporführte, der im Hof, an der Längsfront des Hauses, hinlief. Alles war spiegelblank in dem Hause; jede Türklinke erglänzte

[1]) Guten Morgen.

wie eitel Gold; der mit gebrannten Mauerziegeln belegte Boden des Ganges ſchimmerte in friſchem Rot.

„Ich hab' gehört, Liszka, daß du wieder die ſchönſte Zucht haſt im ganzen Dorf. Da kann vielleicht ſogar der Reviſor was lernen."

„Und der Ausbrüter aa," meinte mit einem ſchämigen Lächeln der Straubmichl.

„Ja, Herr Oberlehrer, ich war nit umſonſt in der Seidenſpinnerei in Pancſova zu B'ſuch. Dart hat mich der Lajos abrichte laſſe."

„Freilich, freilich, das habe ich vergeſſen gehabt. Und du haſt dort mit dem franzöſiſchen Pächter geſprochen? Was iſt das für ein Herr?"

Die Liszka wurde rot. „Ich hätt' ehm recht gut g'falle, dem Mußjö," ſagte ſie, „äwer ich bin doch lieber d'rhaam als wie in der Fabrik."

„Da haſt du recht. Die Baſ' Anmerich kann doch nicht ganz allein bleiben. Und ein ſo frommes Mädel wie du gehört in keine Fabrik."

Sie ſtanden in dem Raum, in dem der Vater der Liszka einſt mit drei Geſellen gearbeitet hatte. Kein Möbelſtück war da, nur die Geſtelle für die Seidenzucht, und Heckmüller hatte ſeine Freude an dem Anblick der Stellagen und ſonſtigen Vorrichtungen ringsum. Die Fenſter waren mit zarten Netzen geſchloſſen, die den Fliegen den Zutritt wehrten; ein eiſerner geheizter Ofen, der in der Ecke ſtand, war mit einer loſen Mauer aufgeſchichteter Ziegel umgeben, die eine ſanfte Wärme ausſtrahlten und Tag und Nacht das Gleichmaß der Temperatur im Zimmer bewahrten. In der Mitte des

Raumes ſchwebten frei, an Drähten, die von der Decke herabkamen, einige leichte, aus Reiſig geflochtene Betten für beſonders ſchöne Raupen, die Kokons erſter Klaſſe verſprachen. Die Liszka wußte genau, wie gut dieſe von den Franzoſen, die alle ungariſchen Seidenſpinnereien im Lande gepachtet haben, bezahlt wurden. Es war immer ihr Stolz, wenn ſie nach Pancſova oder Neuſatz liefern ging, daß ihre Kokons unter die allerſchönſten zählten. Sie habe nie eine kranke Raupe, ſagte ſie, ſie wiſſe genau jede Häutungsperiode der Tiere und ſtöre ſie nie in ihrem langen Schlaf. Und wenn die Luſt zum Einſpinnen in ihnen erwache, da ſchaffe ſie ihnen Raum und Gelegenheit. Einen Wald von Zweigen für richtige Spinnhütten ſchleppe ſie herbei, ganze Bäumchen ſtelle ſie auf, und wenn dann die goldigen Kokons drauf hingen, könnte man meinen, das ſeien lauter Aprikoſenzweige mit goldigen Früchten. Der Herr Oberlehrer möge ſich das nur einmal anſehen, wenn es ſoweit wäre.

Der Straubmichl nickte lächelnd. „Ja, ſo iſch's', wie die Liszka verſteiht's kaans im Darf."

„Wirſcht dei' Peif' auslöſche?" fuhr Liszka jetzt den Straubmichl an, der ſeine Pfeife in der Hand hielt und nicht darauf achtete, daß von ihr noch immer ein feiner Rauch ausging.

„Jeſſas, naa, ſau haaklich biſcht du?" ſprach er und drückte den Daumen ſeiner Rechten feſt in die Glut der Pfeife.

„Des will ich maane!" rief die Liszka.

Der Oberlehrer gab ihr lachend recht. Auch er betrete nie mit ſeiner Pfeife das Zimmer, in dem ſeine

Raupen wohnen. Und er belobte die Liszka, fuhr ihr mit der Hand ſtreichelnd über die runden Wangen und hielt ſie ein wenig beim Kinn, um ihr in die hellen grauen Augen zu blicken. Sie ließ ſich's gefallen, war es doch ihr alter Lehrer. Aber als er jetzt leiſe fragte: „Na, und was ſagt der Matz? Wird er Ernſt machen?"

Da entzog ſie ſich durch eine raſche Wendung des Kopfes ſeiner Neugierde und ſagte mit einer gewiſſen Erbitterung: „Zeit wär's." Dann zeigte ſie den beiden auch das kleinere Zimmer, deſſen Tür offen ſtand und das genau ſo für die Zucht eingerichtet war. Den Straubmichl aber bat ſie plötzlich, er möge ihr doch den Korb Maulbeerblätter aus dem Vorkeller holen. Er wiſſe ſchon, wo. Und der Michl ging. Er ſchien glücklich zu ſein, ihr dienen zu können.

Die Liszka ſah ihm geſpannt nach. Kaum hatte er die Tür hinter ſich zugezogen, trat ſie mit gefalteten Händen auf Heckmüller zu. Ihr Geſicht war blaß, ihre Augen ſtanden voll Waſſer, und es war, als ſchüttle ein Froſt ihren weichen, molligen Oberkörper. „Ich bitt' Euch, Herr Oberlehrer, laßt den Matz kommen, red't ihm ins G'wiſſen. Er bringt mich in die Schand!"

„Was?! Iſt's ſo weit?" fragte beſtürzt Heckmüller. „O, du arm's Mädl!"

„Seit drei Jahren laaft er m'r nooch, den Kirweiſtrauß heb ich ehm mache müſſe ... Und endlich hot er mich halt drankriegt ... Aber ſeitdem ſei' Vater wieder Dorfrichter is, bin ich ihm nit mei gut genung. Er will a Reichere."

„Hat er dir's geſagt?"

Digitized by Google

„Fuchsteufelswild is er, daß mir was paſſiert is. Warum ſei er denn g'rad mit mir gange? hot er g'ſaat. Weil er ſich uf meiner Mutter ihr Kunſcht verloſſe hat. Sie ſoll m'r halt helfe. Sie ſei doch ſonſt nit ſo haaklich."

„So ein Kerl iſt der Matz?" ſprach erſtaunt Heckmüller. „Liebe Liszka, da wird ſich nicht viel ausrichten laſſen. Ich will ja reden mit ihm, aber daß es ſolche Burſche bei uns gibt, hätte ich nie geglaubt."

Die ſchweren Tritte des Straubmichl näherten ſich, und die Liszka verſchwand raſch in dem Nebenraum, um die Augen zu trocknen und ſich zu faſſen. Der Oberlehrer hielt den Michl zurück und beſichtigte das gebrachte Laub. Es war kühl und friſch. Von wo es wäre? fragte er. Alles von der Komitatsſtraße. Und nur von Bäumen mit weißen Früchten, berichtete Michl. Die anderen laſſe er nur in der größten Not verwenden. Die Bauern ſeien heuer ſehr zufrieden, daß die Bäume draußen zuerſt entlaubt werden und immer weniger Schatten geben. Und er habe ihnen verſprochen, daß es künftig auch keine Früchte mehr geben ſoll auf den Maulbeerbäumen neben den Feldſtraßen. Er habe jetzt genaue Erfahrungen. Wenn man die Bäume jedes dritte Jahr ſtutze, bringen ſie nur Laub und keine Beeren. Es gebe dann nichts zu naſchen für die Buben und die Vögel auf ſolchen Bäumen.

„Das iſt wahr," ſagte der Oberlehrer, „das habe ich auch ſchon beobachtet."

Unbefangen lächelnd trat die Liszka wieder ein, dankte dem Michl und begann damit, ihre Seidenraupen zu füttern und umzubetten.

„Wann beſuchſt du denn wieder einmal meine Frau,

ſchöne Liszka?" fragte der Oberlehrer beim Abſchied. „Du warſt ſchon lange nicht bei uns."

„Ich kumm gern, Herr Oberlehrer. Bitt', mein' ſchön' Gruß der Frau Oberlehrerin," entgegnete die Liszka mit einem dankbaren Blick.

„Brauchſcht mich noch?" fragte der Straubmichl.

„Naa, ich dank' d'r. Gell heunt Owet ſchickſcht m'r halt wieder friſches Laab?" ſprach Liszka und warf dem Michl einen ihrer freundlichſten Blicke zu.

„Jjoo!" grinſte dieſer. „Wann die Sunn' unne is, bring ich's ſelber."

* * *

Es war Sonntag, Sonntag im Dorfe. Alle Arbeit ſtand ſtill, kein Halter tutete des Morgens das Vieh heraus, kein Wagen raſſelte durch die reingefegten Gaſſen, und vor jedem Hauſe ſtanden plaudernde Gruppen im Feſtgewand. Zur Frühmeſſe gingen die Älteſten, der Wichnerſepp und ſeine Generation, die Großväter und Urgroßmütter. Dann aber rief die Glocke zum Hochamt. Zum erſten-, zum zweitenmal. Und immer mehr Menſchen bewegten ſich durch die Gaſſen der Kirche zu. Die Blüte der Gemeinde, das herrſchende Geſchlecht und die Jugend marſchierten auf. Die Bauern in dunklen Tuchgewändern, hohen Glanzröhrenſtiefeln und runden breiten Hüten, die noch nach alten deutſchen Formen gebildet waren. Die Weſten trugen ſie mit runden kleinen Silberknöpfen beſetzt. Die jüngeren Bauern hatten Schnurrbärte, die älteren gingen glattraſiert. Es erhielt ſich bei dieſen die Überlieferung, daß nur derjenige einen Schnurrbart tragen dürfe, der Ungariſch

verſtünde. Dieſes Vorurteil war gefallen, die neue Generation trug Bärte, ob ſie ein Wort Ungariſch verſtand oder nicht.

Stolz rauſchten die Frauen und Mädchen durch die Gaſſen. Nur ſelten ging ein Maun mit ſeiner Ehefrau; die Weiberleut liebten es, allein zu gehen. Es war auch zu wenig Platz auf dem Gehſteg neben einer Bäuerin, denn ihre vielen geſtärkten Unterröcke bauſchten ſich auf, als ob ſie alle Krinolinen trügen aus der Zeit der Maria Thereſia. Die Mädchen gingen ohne Kopftuch, mit glatten Scheiteln; der Zopf war am Hinterkopf mit einem glänzenden Beinkamm aufgeſteckt. Die hellfarbigen, hundertfach gefaltelten Röcke waren vorne mit einer breiten, duftigen weißen Schürze bis zur Hälfte bedeckt; über dem Schnürleibchen trugen ſie ein buntes, gefranſtes Seidentuch, deſſen Enden von den Schultern herabliefen, vor der Bruſt ſich kreuzten und rückwärts in der Taille gebunden wurden. Dazu ſchwarze Halbſchuhe und weiße Strümpfe. Unter den Seidentüchern guckten die Hemdärmel hervor, die den halben Oberarm umſpannten, den unteren aber ganz freiließen. Die Hände ruhten vorn auf dem Leib und hielten ein Gebetbuch feſt. So wandelte jede einzelne wie eine breite, kräftige Holzſchnittfigur dahin. Die Bäuerinnen trugen nur ſchwere Seidenröcke, ſchwarz oder in gedämpften Farben, Seiden- oder Samtjacken und ſchwarze Seidenſchürzen, auf dem Kopfe ein unter dem Kinn gebundenes mehrfarbiges Seidentuch, das über der Stirn einen ſpitzen, hohen Giebel bildete; Gebetbücher mit Silberbeſchlägen, Roſenkränze mit Silberkreuzen. Außer dem einfachen goldenen Ohrring, der

bei den Frauen auch einen Stein aufwies, keinen anderen Schmuck als den Ehering.

Die Männer und die großen Buben des Dorfes hielten auf dem Wege zur Kirche und dann vor derselben Heerschau über die Schönen. Der Platz rings um die Kirche war wie der Festsaal des Dorfes. Vor dem Gotteshaus lief die Hauptstraße vorbei, und sein Gegenüber bildeten Pfarrhaus und Schulhaus. Links an der Ecke ein Kaufmann, rechts einer, und hinter der Kirche der dritte. Das Gemeindehaus auf der einen Seite, die neue Mädchenschule auf der anderen. Und von allen Richtungen mündeten die Dorfgassen in diesen Mittelpunkt, der an sich schon die größte Anziehungskraft besaß, denn durch ihn hindurch gelangte man auch zum großen Wirtshaus. Hier spürte man den Sonntag wie nirgends, hier ging sein festlicher Pulsschlag am stärksten. Und die Buben und Männer, die sich hier versammelten, betraten das Gotteshaus nicht früher, als bis sie nicht alle schönen Mädel und Frauen des Dorfes gesehen hatten.

Auch die Herrischen bildeten eine Gruppe. Der Doktor, der Notär, der Stromingenieur, die Lehrer und andere „Herren" fanden sich hier zusammen. Auch ihre Frauen und Töchter defilierten hier vor der Gemeinde, ebenso die Juliska, die mitten durch ihre Reihen mußte. Und Gergely, der Stromingenieur, war der schöne Mann in diesem Kreise, nach dem sich manches Auge wendete.

Der alte Jellinek stand auf den Vorstufen, die zu seinem Laden emporführten, und die älteren Bauern, die ein gescheites Gespräch über Krieg und Frieden, Wetter und Ernte dem Dorfklatsch vorzogen, versammelten sich

um ihn. Die Bedienung im Geschäft überließ er der Familie, er machte nur größere Sachen, kaufte und verpachtete Felder, vermittelte Getreide und Slibowitz. Aber er lief keinem Geschäfte nach, ließ alles an sich herankommen und hatte einen guten Ruf. Sein behäbiges, spaßiges Wesen und seine Bereitwilligkeit, jedem gefällig zu sein, warben ihm Freunde. Sein schneeweißer Bart erweckte Zutrauen bei allen. Und er war namentlich der Ratgeber derer, die ihre zweiten und dritten Söhne studieren lassen wollten. Er wies manchem Jungen aus dem Dorfe den künftigen Lebensweg oder nahm doch Einfluß auf sein Fortkommen. Und wo er eine Intelligenz sah, war er hinterher mit seinen Ratschlägen. Nur fort aus dem weltentlegenen Dorfe! Nur etwas lernen lassen. So hielt er es auch mit seiner eigenen Kinderschar. Sie zerstob in alle Winde.

An Sonntagen erfuhr er alles, was im Dorfe vorging. Aber in dem Augenblick, da das Zusammenläuten die letzten Gläubigen in die Kirche rief, mußte er seinen Laden schließen und durfte ihn erst wieder öffnen, wenn das Hochamt vorbei war. Es war ein altes Gebot aus der Konkordatszeit, das nicht mehr respektiert zu werden brauchte, aber der kluge Jellinek hielt sich daran. Mit dem Pfarrer und der Klarinéni wollte er sich's nicht verderben.

Das lebhafte Getriebe vor und neben der Kirche bildete oft den Höhepunkt einer ganzen Woche. Hier gab es manchen angenehmen Sonntagsdiskurs, man hörte manches, sah und wurde gesehen. Verliebte Blicke, Grüße und Zurufe wurden ausgetauscht, aber auch Spott gab es und Mißgunst, Neid und Schadenfreude.

Die Lehrerinnen kamen, das Poſtfräulein, die dünnen, pariſeriſch friſierten Backfiſche des Doktors und des Notärs, die Bauerntöchter marſchierten auf, und Gergely hatte für jede einen Kennerblick. Plötzlich wurden ſeine Augen ſtarr und ſeine Naſenflügel flogen — wer war das? Stattlich in ihrer farbigen, halb bäuerlichen, halb herriſchen Tracht, prall und voll, von dunkler, fremder Schönheit, wie ein Rätſel des Schwabendorfes, ſo war Suſi erſchienen. Man hatte ſie ein wenig aus den Augen verloren ſeit ihren Zwillingen, die ſie ſtark mitgenommen; jetzt aber war ſie neu aufgeblüht, und mit dem ganzen Mutterſtolz ihrer dreiundzwanzig Jahre ſchritt ſie dahin. Die Herriſchen, an denen ſie vorbei mußte, reckten ſich die Hälſe aus nach ihr, einer ſtieß den andern an und alle pufften verſtohlen Gergely. So etwas gab's im Dorfe, ſolch eine junge Bäuerin war da zu Hauſe, und gerade die mußte dem Feind des Gergely gehören, dem Haffnersjörgl? Er erkundigte ſich beim Vizenotär, der neben ihm ſtand, wer ſie wäre, und ſchüttelte dann den Kopf. Ihm war, als hätte er ſie heute zum erſtenmal geſehen. Und ſein funkelnder, raubtierartiger Blick folgte ihr, bis ſie in der Kirche verſchwunden war.

„Da iſt nichts zu holen, lieber Vilmos," flüſterte Halmos Árpad ihm zu, „da gibt's höchſtens Prügel. Elſäſſer Blut. Bei ihrer Frau Urgroßmutter muß einmal ein Marquis gaſtiert haben."

„Bizony [1]), ſo ſieht ſie aus," antwortete Gergely.

Von der anderen Seite, wo die großen Buben des Dorfes ihr Hauptquartier hatten, die Vortänzer bei der

[1]) Sicher.

Kirweih, die Führer der Jugend, kam die blonde Wielandsliszka. Vielleicht zu aufgedonnert für ein Mädchen, bildhübsch, aber ein wenig blaß. Auch sie war eine Überraschung, auch mit ihr mußte eine Veränderung vorgegangen sein. Die meisten Burschen verstummten, als sie erschien. So schön war sie noch nie, die Liszka. Der stämmige Klugsmatz, ein brauner, etwas hochmütiger Bursch, wurde von seinem Nachbar mit dem Ellenbogen in die Seite gestoßen, weil er die Liszka, sein Kirweihmensch vom vorigen Jahr, gar nicht zu bemerken schien. Er wechselte die Farbe. Mußte er ihr nicht einen Gruß bieten, ein heiteres Wort zurufen, wie dies üblich war? Und wie er es ja seit Jahren immer tat. Sie wartete darauf. Und jeder andere Bursche hätte sie gern begrüßt, aber sie galt ja in diesen Kreisen als die Seine. Nein, er wollte nicht. Er wollte, daß man merke, es wäre nichts mehr zwischen ihnen. Warum hat sie ihm gleich den alten Oberlehrer auf den Hals gehetzt? Wie der ihm die Leviten gelesen, wie der ihn heruntergeputzt hat, ihn, den Sohn des Dorfrichters. Das vergißt er der Liszka nicht. Und auch ihm nicht, dem alten Schulknecht. „Justament is's aus!" Ein freches, altes, schwäbisches Liedel hat er dem Oberlehrer zu Gehör gesungen, vor dem Fenster, als er ihn verließ:

„Ufs Gässel bin ich gange,
Ufs Gässel geih' ich nit,
Die Feine möcht' mich fange
Und maant mer sin zu Dritt'.
Heidildei und Schnecke —
Soll ihre Motter wecke!"

Da und dort erſchollen laute und leiſe Zurufe und Grüße für die Mädchen und Frauen, der Liszka galt heute keiner. Daß ſie gefiel, daß mancher nach ihr lechzte, das fühlte ſie. Aber ſie ſchwiegen alle. Noch um einen Ton blaſſer, als ſie gekommen, betrat ſie die Kirche. Und ſie ſchritt weit vor, weiter als es ſich gebührte, beinahe bis zu der Schranke in der Nähe des Hochaltars. Es ſollten ſie nur alle ſehen, alle ... Wer weiß, wie lange ſie noch dort erſcheinen durfte ...

Der Haffnerslippl war zum erſtenmal mit ſeiner ſtillen Frau zur Kirche gekommen, und man bemerkte es allgemein. Die Baſ' Bärbl war beliebt im Dorfe, und jedes hätte ihr gern ein Wort geſagt. Aber man wußte, daß dies am beſten nicht geſchehe. Und ſo geleitete der Bauer ſein Weib bis zu ihrem Platz und ging dann zu dem ſeinigen auf der Männerſeite. Er konnte ſie von dort immer ſehen und beobachten. Sein Sohn Jörgl ſtand auch vor der Kirche draußen bei den Männern. Und die Suſi war ja auch hier.

Die ſchwäbiſche Dorfkirche vollführt eine ſeltſame Scheidung unter den Gläubigen, ſie trennt Stände, Geſchlechter und Altersklaſſen. Die Herriſchen ſaßen ganz geſchieden von den Bauern. Vorne zu beiden Seiten der Tür, die aus der Sakriſtei in die Kirche führte, waren ihre Bänke. In dem breiten Mittelgang, zwiſchen den Bänken der Bauern und Bäuerinnen, ſtand Kopf an Kopf die weibliche Jugend, alles was der Schule ſchon entwachſen und noch nicht verheiratet war. In den beiden Seitengängen drängte ſich die jüngere, verheiratete Männerwelt; auf dem Chor droben hatten die Buben

Digitized by Google

ihren Platz. Links und rechts zur Seite der Orgel waren zwei große Galerien, eine für die kleinen, eine andere für die „großen“ Buben, die schon mannbar waren und Kirweihsträuße tragen durften. Und unter dem Chor, im Dämmerschatten des tiefsten Hintergrundes, dort, wo die Beichtstühle standen und man nur an Einkehr und Buße denken konnte, gab es noch eine besondere Gruppe: Dort knieten die, die nicht Frauen und nicht Mädchen waren . . . Sie durften den Kopf nicht mehr bloßtragen wie die Jungfrauen, hatten keine weißen Schürzen mehr, durften nicht im Mittelgang der Kirche stehen, und auch die Kirchenbänke der Frauen waren ihnen verschlossen. Es waren die Gefallenen des Dorfes. Sie kamen am liebsten ganz zuletzt, nach dem „Z'sammläuten“, wenn die Gemeinde schon in der Kirche versammelt war, und sie verließen zuerst, manche von ihnen fluchtartig, das Gotteshaus. Niemand bot ihnen einen Gruß. Sie selbst hatten jedermann zuerst zu grüßen und mußten froh sein, wenn man ihnen dankte. Die Frauen sahen hochmütig über sie hinweg, die Mädchen wichen ihnen scheu aus. Viele verheiratete Männer lächelten und zwinkerten ihnen vertraulich zu, die ledigen aber glaubten sich jede Freiheit ihnen gegenüber gestatten zu dürfen. Auf keinem Tanzplatz durften sie mehr erscheinen, von jeder Spinnreih waren sie ausgeschlossen, und in der Kirche standen sie am Pranger. Ihre Kinder aber wurden nur in der Abenddämmerung getauft, und nie fand sich ein Pate oder eine Patin für ein solches. Die weiße Frau des Dorfes, die Wielandin, mußte alle aus der Taufe heben.

Tief zerknirscht kniete die Liszka, die von Natur

fromm war und täglich die Meſſe beſuchte, heute in der vorderſten Reihe der Mädchen. Wie lange noch? Sie hob den Blick nicht während des Hochamtes, und die Predigt des Pfarrers ging an ihrem Ohr vorüber wie ein leeres Geräuſch. Es fehlte ihr jedes Andachtsgefühl. Ihre Seele war erfüllt von wilden Gedanken, und ſie hätte am liebſten aufgeſchrien vor Angſt und vor Zorn. Jeder Orgelton peitſchte ihre Sorgen auf wie einen Bienenſchwarm. O, warum hatte ſie ſich ihm anvertraut, dem Oberlehrer, der ihr ja doch nicht helfen konnte? Der teufliſche Rat des Matz war vielleicht doch der beſſere ... Aber was konnte jetzt die Mutter noch helfen, wenn ein Dritter darum wußte? Vielleicht wußte es auch die Frau des Oberlehrers. Die Liszka blickte nach ihr hin. Dort ſaß ſie, neben der hochmütigen Juliska ... Mit keiner Miene, mit keinem Hauch beſtätigte ſich dieſer bange Zweifel; die Frau Heckmüller ſah wohlwollend und harmlos zu der ſchmucken Liszka herüber, die ſie ſchon lange in der vorderſten Reihe entdeckt hatte, wo nur die Jüngſten knieten. Ihre Bläſſe fiel ihr auf und ihre Zerknirſchtheit. Sie war doch neulich ſo munter und friſch geweſen, als ſie ihr den erſten Akazienhonig brachte und ein halbes Dutzend Luli[1]). Was ihr nur ſein mochte? Liszka atmete auf, ihr weiblicher Inſtinkt ſagte ihr, daß die Frau nichts ahne. Der brave Alte, der die Orgel heute ſo herrlich ſpielte, hatte ihr entſetzliches Geheimnis alſo noch nicht ausgeplaudert. Vielleicht gab es doch noch Hilfe ... Lieber den Tod als die Schande. Lieber beizeiten weit

[1]) Ganz junge Gänſe.

Digitized by Google

fort, nach Amerika, als ausgestoßen und gebrandmarkt dort hinten knien, bei den anderen, denen die Dorfbuben abends ins Fenster singen dürfen:

's Kranzerle weg
Und 's Häuberle her —
Jungfer gewest
Und nimmermehr.

VI.

Der Haffnerslippl hatte alle Wege umsonst gemacht, er konnte den Prozeß gegen seinen Sohn nicht verhindern. Die Zeugenschaft all der jungen Männer des Dorfes, die mit draußen waren beim Donaudamm, nützte dem Jörgl nichts; der Stromingenieur Vilmos Gergely und sein Diener behielten recht. Sie sagten, es wurde niemand beschimpft, und das Gericht glaubte ihnen. Nicht arbeiten hätten sie wollen, die faulen Schwaben, obwohl es doch um ihr eigenes Hab und Gut ging. Gegen das Komitat und die Regierung hätten sie räsonniert, weil nichts geschehe für ihre Dämme, und alle wollten sie gescheiter sein als der Stromingenieur. Zuletzt haben sie ihm die Arbeit bei der einen Pumpmaschine direkt verweigert, und da sei er etwas scharf gewesen und habe geflucht. Ihn dafür zu beschimpfen in Ausübung seines Dienstes, das sei strafwürdig und verlange eine exemplarische Sühne. Alle Gegenbeweise wurden vom Gerichtshof abgelehnt; man wollte keinem der jungen deutschen Bauern zugestehen, daß er so viel Madjarisch verstünde, um beurteilen zu können, was Herr Vilmos Gergely gesagt habe. Der Haffnersjörgl wurde wegen Amtsehren-

beleidigung zu einem Monat Arreſt verurteilt. Und nur die dringenden Vorſtellungen der Gemeinde Karlsdorf bewirkten es, daß man dem Jörgl die Verſchiebung der Abbüßung ſeiner Strafe bis nach der Ernte zugeſtand.

Das ganze Dorf war erbittert von dieſem Ausgang des Prozeſſes. Und was der Vater des Verurteilten ſchon gleich nach ſeinem Streit in der Gemeinde angeregt hatte, man möge das Komitat um die Verſetzung des Stromingenieurs erſuchen, das verlangten jetzt viele Männer im Dorfe. Der Klugsbaltzer, der Richter, hatte ſich damals vom Notär beſtimmen laſſen, nicht an das Komitat zu ſchreiben; jetzt aber mußte auch er die Notwendigkeit erkennen, dieſen Beamten fortzuſchaffen, da niemand mehr mit ihm verkehren wollte. Er bat den Ingenieur zu ſich und legte ihm ſelbſt nahe, um ſeine Verſetzung einzuſchreiten; aber Herr v. Gergely trotzte dem allgemeinen Unwillen, er wollte nicht weichen. Er werde dem Bauernvolk ſchon zeigen, wie man mit ihm verkehre, einem Edelmann, dem Neffen des Vizegeſpans. Die Tür der Gemeindeſtube ſchlug er hinter ſich zu und ging ſtolz ſeines Weges. Er war ein braunhaariger Raſſemenſch, ein Kumanier aus der Gegend von Mohács, von gedrungener Geſtalt, mit einem Rundkopf und blitzenden dunklen Augen. Laut fluchend ging er die Hauptſtraße hinauf, vor drei Tagen noch Sieger in dem Prozeß und heute ſolch ein Anſinnen? Soha! Nie! Vor kaum zwei Jahren erſt hatte er ſein Amt hier angetreten; und jetzt ſollte er es freiwillig räumen? Man will ihn nicht mehr? Nem

bánom[1]), ihm lag nichts daran. Aber weichen wird er nicht.

Dem Oberlehrer Heckmüller war Gergely begegnet, und auch dieſer wich ihm aus. Er war verdächtig raſch abgebogen und in das Schulhaus getreten, als er den Stromingenieur kommen ſah. Dieſer lächelte grimmig. Der Alte hatte ja einen Sohn, erzählte ihm der Halmos, der einmal an ſeine Stelle möchte. Wenn er ſich nur nicht irrte! Der Junge mußte wohl erſt trocken werden hinter den Ohren. Und ſeine ungariſchen Prüfungen mußte er auch ablegen. Daß er in der Schweiz und in Wien ſtudierte, mag ja ſein, aber das glaubt ihm hierzulande kein Menſch; madjariſch mußte er ſich prüfen laſſen, ehe er eine Anſtellung in Ungarn erhielt. Gergely lachte und redete laut mit ſich ſelbſt, ſo, als ob er aus dem Wirtshaus käme und ein Gläschen zuviel getrunken hätte.

Seine blaſſe kleine Frau erſchrak über ſeinen roten Kopf, als er heimkam. Aber auch ſie war ſeiner Meinung: Um keinen Preis die Stelle aufgeben! Wo fand er wieder einen gleichen Poſten mit ſo vielen Taggeldern und ſonſtigem Nebeneinkommen, ſolcher Gelegenheit, ſich auszuzeichnen? Da mußte ſie doch gleich heute abend zur Klarinéni gehen. Der Pfarrer ſoll die Gemeinde wieder zur Raiſon bringen, ſoll ihr von der Kanzel herab ſagen . . . Aber wozu dieſe Aufregung? Nichts wird ſo heiß gegeſſen . . . Der Mann war wütend, als ſeine Frau von der Klarinéni zu reden anfing. Brauchte er die Protektion der Pfarrersköchin? Er, der Neffe des

[1]) Geniert mich nicht.

Vizegeſpans Tallianffy? Sie möge ihm nicht mit ſolchen Sachen kommen! Die Frau Gergely wußte freilich beſſer, wie er beim Herrn Onkel in der Gnade ſtand, und ſie wollte den Weg zur Klarinéni dennoch machen. Er mußte ja nichts wiſſen davon. Sie war der Frau ohnehin noch einen Beſuch ſchuldig, denn ſie hatte im letzten Monat nicht zahlen können. Wenn ſie darüber nur nicht böſe war ... Zum erſten Mal, daß ſie mit den Zinſen im Rückſtand blieb ... Wie, wenn ſie nicht mehr borgte? Wenn ihr Mann nur einmal ein Vierteljahr lang im Geleiſe blieb, nicht ſpielte, nicht die verdächtigen Ausflüge nach Temesvar oder Szegedin machte, die immer ſo viel koſteten, dann waren ſie wieder in Ordnung. Es lebte ſich ja ſo billig in dem reichen großen Dorfe. Und ſchlechte Geſellſchaft gab es hier auch keine. Ja, ſie wollte mit der Klarinéni reden, wenn ſie auch diesmal mit leeren Händen kam. Nur nicht fort, nur nicht wieder in eine Stadt. Dort gab es zu viele Genoſſen und Frauen...

Gergely Vilmos zog ſich hohe Stiefel an, hing das Gewehr um und pfiff ſeinem Hund. Zornig ging er fort in die Auen. Seine Inſpektionsgänge mußten immer mit einem Vergnügen verbunden ſein, ſonſt freuten ſie ihn nicht. Auf die Frage, wann er zurückkomme, gab er der verſchüchterten Frau gar keine Antwort. Sein Stolz war verletzt. Und als er am Hauſe des Haffnersjörgel vorbeikam, blitzte er aus funkelnden Augen in die Fenſter. Ihm war, als ſähe er dahinter ein ſchönes, glückliches Geſicht. So gelaſſen, ſo ruhig und heiter war ſie, dieſe Frau. Haßte auch ſie ihn?

Nikolaus Heckmüller hatte ſich in der Tat ein wenig

beeilt, den Weg des Stromingenieurs nicht zu kreuzen. Er liebte den hochmütigen Rüpel nicht, mit dem niemand ein Auskommen fand, und er kam ihm höchst bedenklich vor, als er ihn sah. Hatte er wieder einmal getrunken? Erst die Frau Rosa klärte ihn auf. Sie wußte schon, daß der Herr Gergely beim Richter war und auch, warum er dort gewesen. Man wollte ihn weghaben aus dem Dorfe.

„Ach, darum der rote Kopf!" sagte der Oberlehrer. „Der geht nicht. O nein, der geht nicht freiwillig," fügte er hinzu. Und es kam von selbst die Rede auf den ältesten Sohn. Das hatten sie sich ja beide einmal gedacht, daß der Franz in der Heimat eine schöne Stelle erhalten und bei ihnen sein würde. Aber das war vorbei. Er dachte nicht mehr daran. Er hatte sich der Elektrotechnik zugewendet, war an den Hochschulen zu Wien und Zürich ausgebildet und vergaß das bißchen Ungarisch, das er daheim gelernt. Keinesfalls war er befähigt und gewillt, seine Prüfungen in madjarischer Sprache zu wiederholen. Sein Schweizer Diplom als Zivilingenieur aber galt in Ungarn nichts. Des Vaters Versuche, dieses Diplom in Ungarn nostrifizieren zu lassen, schlugen fehl. Er begriff diese Härte des Gesetzes nicht. Was man von Juristen mit Recht forderte, das erschien ihm, gegenüber Technikern und Medizinern angewendet, wie eine tückische Bosheit. Wie viele Söhne hatte dieses Land nicht damit in die Fremde gestoßen? Aber ob es nicht doch vielleicht noch einen Ausweg gab?

Frau Rosa lächelte verwundert, daß ihr Mann so plötzlich wieder die alten Pläne aufnahm. Der Franz wollte doch gar nicht heim. Und hat er denn nicht recht?

Er lebte in Zürich sehr glücklich und hatte Aussicht, Professor zu werden.

„Nein, er hat nicht recht," polterte Heckmüller los. „Wir sind arm an Bildungsmenschen, er gehört in seine Heimat. Das taugt nichts, daß wir unsere Söhne immer an das Ausland abgeben oder an das reiche Österreich. Zusammenhalten müssen wir unsere Kräfte hier im Lande."

„Ach ja . . . das hört sich ganz gut an."

„Seit ich denke, ist dieser Zug nach der Fremde bei uns das Übel. Wer einmal in Wien oder Berlin studiert hat, mag nichts mehr wissen von der Heimat. Unsere einfache Lebensweise gefällt den jungen Herren nicht mehr, die Großstadt hat sie verdorben."

Frau Rosa sah von ihrer Handarbeit auf und schüttelte den Kopf. „Nein, wie du mir heut' vorkommst . . ."

„Habe ich denn nicht recht? Ist es nicht wahr? Ist nicht der junge Brenner in Karlsruhe, der Kettenbach in Berlin, der Stump in Wien, der Prandel in Hannover hängen geblieben? Sind unsere Leute nicht in Serbien und Bosnien, in Böhmen und Mähren, im Elsaß und in Amerika? Hört man nicht aus allen Dörfern und Komitaten, wo Deutsche wohnen, dasselbe? Warum geht unsere Intelligenz seit Jahrzehnten größtenteils verloren für die Heimat? Draußen sind sie Ärzte, Schriftsteller, Advokaten, Ingenieure, Beamte und Abgeordnete, und hier fehlen sie uns an allen Ecken und Enden. Brauchen wir diesen Gergely hier? Unser deutsches Dorf hat schon sechs Ingenieure hervorgebracht. Soll der Franz in Zürich bleiben, wenn er durchaus will,

aber ein anderer Schwabensohn soll her, der ein Herz hat für sein Heimatsdorf. Die Bauern haben ganz recht, wenn sie den Menschen hinausdrängen."

„Du tust ja gerade so, Alter, als ob ich anderer Meinung wär'. Und was du zusammenredest, wenn du im Eifer bist, nein, hörst du . . ." Frau Rosa lachte.

„Wieso? Wieso?"

„Was sollen denn die studierten Söhne der Deutschen hier machen? Sollen sie wieder Bauern werden? Wenn all ihre Wissenschaft nichts gilt, weil sie ihre Prüfungen nicht auch madjarisch ablegen können, dann tun sie doch recht, dort zu bleiben, wo sie sind. Es ist doch besser, sie dienen dem großen deutschen Volk auswärts, als sie verkommen hier," sprach Frau Rosa, und ihre Wangen glühten vor Erregung. „Die Söhne, die uns nach außen verloren gehen, die sind gerettet, die können uns vielleicht noch nützlich sein; die aber, die uns hier im Land zu Tausenden genommen werden, die sind unser Unglück und unsere Schande! Denke an deinen Gyuri . . ."

Bei den letzten Worten verschlug es ihr die Stimme, so als ob eine Tränenflut, die sie bis jetzt gewaltsam zurückhielt, sich ergießen wollte . . .

„Na, na! Na, na! Was ist denn auf einmal in dich gefahren?" sprach Heckmüller voll Erstaunen. „Immer der Gyuri! Ein Mittelschullehrer in Ungarn muß mit den Wölfen heulen. Sein Herz ist deutsch."

„Es ist nicht wahr!" rief Frau Rosa. „Wäre er doch auch lieber in die Fremde gezogen . . ." Und sie beugte sich wieder über ihre Arbeit und schwieg. Man

hörte drüben den Perpendikel der Kirchenuhr, so still war es.

Schweigend ging der Oberlehrer auf und nieder. Er wußte seiner Frau nichts zu entgegnen. Sie hatte ihn wieder einmal beschämt durch ihre Tapferkeit. Und er ahnte auch, was der eigentliche Grund ihrer Gereiztheit sein mochte. Die noch unaufgeklärte Ursache der Erkrankung der Frau Haffner beschäftigte sie unausgesetzt. Und der Renegat Halmos, sein Unterlehrer, der in der Schule ihm entgegenarbeitete ... und so manches andere im Dorfe ... Man sprach sich ja so selten aus über diese selbstverständlichen Dinge, aber sie gingen tief. Wie viele deutsche Lehrer gab es überhaupt noch in Ungarn, die nicht schon ihrem Volkstum verloren waren? Um die Wette krochen sie vor den „Patrioten". Und auch sonst ... Nur der Bauer weiß noch, daß er ein Deutscher ist; die aus ihm hervorgegangene Intelligenz ist angefault; die volksfremde Kirche, die ungarische Schule hat sie verdorben. Ja, ja, seine Frau sprach wahr. Nicht die sind die Verlorenen, die die Heimat verlassen haben. Aber mit dem Gyuri hatte sie unrecht. Er ließ nichts kommen auf seinen Jüngsten.

Es klopfte an der Wohnungstür, und gleich darauf trat der Straubmichl ein. Er kam, den Herrn Oberlehrer abzuholen zu einem letzten Rundgang bei den Seidenzüchtern. Von überall höre man, daß die Raupen nicht mehr fressen, daß sie reif seien und sich einspinnen wollen. Und der Michl meinte nicht mit Unrecht, daß das die „haaklichste" Zeit wäre. Heckmüller drückte seiner Frau einen Kuß auf den Scheitel und machte sich

auf den Weg. Er kannte kein lieberes Geſchäft als ſeine Raupenzucht, die ihn zum Wohltäter machte für ſo manches Haus im Dorfe. Auf den heurigen Ertrag für die Gemeinde war er ganz beſonders geſpannt, denn die Beteiligung hatte ſich faſt verdoppelt gegen früher.

Wohin er kam, wurde er freundlich aufgenommen. Und kranke Raupen fand er nur wenige. Schon war man überall am Werke, kleine Spinnhütten zu bereiten aus Stroh und Reiſig, um die reifen Raupen, die goldgelb und durchſichtig waren, darein zu betten. Heckmüller zeigte den Unerfahrenen die Merkmale der völligen Reife. Erſt wenn die Raupe ſich mit Abſcheu von ihrem Futter wendet, den Kopf ſuchend hebt und das Ende ihres Seidenfadens an der Spinnwarze zum Vorſchein kommt, ſoll ſie in die Spinnhüte gelaſſen werden. Wenn die richtige Stunde verabſäumt wird, kriecht die Raupe fort und verliert viel Seide; wenn ſie zu früh in die Spinnhütte getan wird, hungert ſie vielleicht und bringt dann nur ein dürftiges, minderwertiges Geſpinſt zuſtande. Jetzt hieß es, vorſichtig und aufmerkſam ſein; die Erntezeit für die Seidenzüchter war gekommen. Und nur ja den Tag genau merken, an dem das Einſpinnen der Raupen begonnen hat, damit die Ablieferung der Kokons geſchieht, ehe die Schmetterlinge ſich durchbeißen und das edle Geſpinſt vernichten.

Ganz aufgeregt war Nikolaus Heckmüller über all die Möglichkeiten einer Gefährdung des Erträgniſſes, und er trabte mit dem Straubmichl durch das ganze Dorf und beſuchte jeden Züchter, um nur ja kein Verſäumnis zu begehen.

Indeſſen hatte Frau Roſa ſich in die große Hinterſtube begeben zu der eigenen Seidenzucht. Während der Herr Oberlehrer ſeine guten Ratſchläge im ganzen Ort herumtrug, liefen ihm vielleicht die eigenen Raupen an den Wänden empor und ſuchten nach einem Fleckchen, wo ſie ſich in Frieden ihrer goldigen Laſt entledigen konnten. Da mußte ſie ſelbſt eingreifen. Denn es war eine Ehrenſache, daß ihr Haus keine minderwertigen Kokons nach Neuſatz liefern dürfe.

Und auch die Liszka ſaß bei ihren Schützlingen. Wie herrlich ſich die Tiere entwickelt hatten. Klein und armſelig, nur infolge ihrer Schwärze dem freien Auge ſichtbar, waren ſie vor fünf Wochen von dem weißen Papier, auf dem die Eier klebten, nach dem erſten Maulbeerblatt gewandert, und jetzt ſtrotzten ſie in Kraft und Schönheit. Zuerſt rabenſchwarz, dann ſchneeig weiß, zuletzt goldgelb, in ſchimmernder Verklärung . . .

Liszka ließ es ſich nicht nehmen, jedesmal dabei zu ſein, wenn die erſte ſich einzuſpinnen begann. So oft ſie das Schauſpiel auch geſehen, es dünkte ihr immer neu, immer ſchön und ſinnvoll. Sie hatte ihre Lieblinge. Ganz beſonders ſchön und groß geratenen Raupen gab ſie eigene Namen, und ſie war immer geſpannt darauf, welche von ihnen zuerſt reif ſein würde, die Liſe, die Grete, die Dicke oder die Lange. Diesmal war es die mollige Dicke. Sie verſchmähte das Futter ſchon am Morgen, und als ſie mittags umgebettet wurde, verunreinigte ſie auch das neue Blatt ſogleich. Ihr Inneres ſtieß alles Unreine ab, ſie wurde immer heller, goldiger, durchſichtiger. Und nachmittags hob ſie plötzlich den

Kopf, begann zu ſuchen, und in ihrer Spinnwarze, mitten im Geſicht, glänzte ein Seidenendchen. Liszka reichte ihr einen grünen Baumzweig hin, und ſie kroch ſchwer und träg empor. Nie würde ſie auf dieſen Zweig kriechen, wenn ſie noch ein irdiſches Verlangen hätte. Das war vorbei. Und ſie ließ ſich in einer kleinen Spinnhütte aus Reiſig nieder und begann ihr Werk. Behutſam zog ſie ihren Faden von einem Zweiglein zum anderen und bereitete rings um ſich ein wolliges Netz. Faſt aufrecht ſtehend arbeitete ſie ſtill und lautlos, und auf einmal ſaß ſie im Mittelpunkt dieſes nach allen Seiten gezogenen Geſpinſtes und ſchwebte frei in der Luft. Jetzt aber begann eine andere Arbeit. Was ſie bis nun aufgerichtet hatte, das war nur das ſpinnwebenfeine Gerüſt des Baues; nun kam das Haus. Der Kreis, den ſie mit ihrem Goldfaden zog, wurde enger, er nahm die Eiform an, und ſie ſaß mitten drin in dem durchſichtigen Gehäuſe. Unentwegt zog ſie ihr Geſpinſt um ſich und wurde immer ſchlanker, immer dünner. Nach einer Stunde war ſie nur noch als ein roſiger Schatten ſichtbar, das Gewebe wurde dichter und dichter, und endlich entſchwand ſie ganz und gar den Blicken. Nur ein ſehr geſchärftes Ohr konnte ein ganz leiſes, fernes Gekraue und Gekrabbel vernehmen. Und dann verſtummte auch dieſes. Aber das äußere, wollige Netz zitterte noch lange, und man konnte ganz gut wahrnehmen, daß im Innern des Kokons weiter gearbeitet wurde, daß der Faden der Dicken noch nicht zu Ende war.

So wunderſam und ſinnvoll war der Liszka dieſes Schauſpiel noch niemals vorgekommen. Die Raupe zog

ſich ſchamhaft zurück in ſelbſtgewebte Seidenſchleier, wo das Wunder ihrer Wandlung zum Schmetterling ſich als ein Geheimnis vollzog. Und ſchon in zwölf Tagen kam die Auferſtehung . . . Aber wie wenige von ihnen werden in Wahrheit auferſtehen. Man wird ihr Geſpinſt in heißes Waſſer werfen und ſie heimlich töten, um ihre ſeidenen Gehäuſe zu retten. Sie werden ſterben, ehe ihnen die Flügel wachſen für ein zweites, höheres Leben. Ganz unſchuldig werden ſie ſterben, ohne es zu wiſſen, ohne es zu fühlen, und niemand wird ſich ein Gewiſſen daraus machen, ihnen den Eintritt in das Leben verwehrt zu haben . . .

Lange ſaß Liszka ſinnend vor der Spinnhütte der Seidenraupe, die ſich als erſte ihren Blicken entzog. Das Geheimnis dieſes Prozeſſes beſchäftigte mächtig ihre Phantaſie, und ſie vergoß plötzlich Tränen, ohne zu wiſſen, warum . . .

VII.

Endlich war der Brief aus Szegedin gekommen, der die ſehnlichſt erwartete Mitteilung enthielt, daß die Schule ihre Sommervakanzen nächſtens beginne und der kleine Haffner Fülöp für vier Wochen aus dem Konvikt heimgeholt werden könne. Leſen konnte dieſe offiziellen Briefe des Konviktes ja nie jemand im Hauſe, aber der Herr Notär war nicht weit, und er gab ſtets gerne Auskunft. Seine Frau bezog das Honorar für ſolche Dienſte, die er dem ganzen Dorfe erwies, ſtets in Naturalien von den Bauernhöfen. Die Familie des Notärs lebte buchſtäblich von der Staatsſprache.

Digitized by Google

Philipp Haffner war freudig erregt, daß er ſeinen Jüngſten, ſeinen Liebling, den er ſo ſchmerzlich vermißt hatte, wiederſehen ſollte, ſeinen Lippl, der in der Taufe nach ihm ſelbſt genannt wurde, und den ſie in dieſen Briefen jetzt immer Fülöp nennen. Nahezu vier Jahre waren verfloſſen, ſeit er das Kind hergegeben hatte, und er hielt ſein Wort; er beſuchte den Buben nicht und verlangte nicht, daß er heimkomme. Hätte ſeine Frau ſich doch auch daran gehalten ... Der Bauer erwog, ob er die Mutter nicht mitnehmen ſollte, ob ſie das nicht aufheitern und freudig ſtimmen würde. Aber ſie wehrte mit beiden Händen ab, als er eine Andeutung darüber machte. Sie war glücklich, daß der Bub kommen ſollte, das merkte man; aber mitfahren nach Szegedin? Nein ... Sie richtete in der vorderen Stube ein Bett für ihren Liebling; ſie begann Kuchen zu backen, als ob ſie Kirchweihgäſte erwarte; aber ihn abholen? Sie ſelbſt? Es überlief ſie kalt bei dem Gedanken an jenes Haus ... Und ſo fuhr Philipp Haffner allein, ſeinen kleinen Buben zu holen. Klein? Der Lippl wurde nächſtens neun Jahre alt, er wird wohl ſehr gewachſen ſein.

Der Jörgl ſpannte frühmorgens ein und brachte den Vater zur Bahnſtation nach Joſefsfeld. Unterwegs beſprachen ſie noch einmal den unglücklichen Gerichtsfall. Jede weitere Appellation war alſo unmöglich, der Jörgl mußte ſitzen. Und er wollte ſich gleich nach dem Schnitt im Komitatsgefängnis melden, ehe die herbſtlichen Arbeiten wieder begännen. Einen Monat! Fluchend fügte er ſich in ſein Schickſal, aber wegbringen wollte er den Gergely doch aus dem Dorfe, das hatte er ihm geſchworen. Der

Vater teilte seine Gefühle, er konnte ihm aber nur raten, keine neuen Dummheiten zu machen; denn eine Krähe hacke der anderen kein Auge aus, und es gäbe kein Recht für den Bauern gegenüber einem Herrischen. „Die halte z'samme gege uns."

In tiefes Sinnen verloren fuhr Philipp Haffner der Stadt zu. Was wird er dort erfahren? Er hatte manche Frage auf dem Herzen ... Im Gasthof „Zum Propheten" frühstückte er immer, wenn er nach Szegedin kam; heute aber ging er daran vorüber ... Bald stand er vor dem kahlen Steinpalast, in dem er sein Kind einst auf Anraten des Pfarrers zurückgelassen hatte. Na, wenn er nur was Rechtes gelernt hat ... Haffner ging zweimal an dem Hause vorüber, ehe er eintrat, tat, als wollte er die Stadt besehen. Er kannte Szegedin noch aus seinen jungen Tagen, da es noch eine ungarische Landstadt war wie die anderen Mittelstädte. Breit und behaglich dehnten sich damals ihre ebenerdigen Häuser, ihre Gärten und Zäune dahin; in den Straßen standen noch Akazien- und Maulbeerbäume; so manches Haus war mit Stroh gedeckt, und der Staub wirbelte an Markttagen nur so durch die Luft. Die Puszta ragte in diese Stadt hinein. Jetzt war Szegedin eine Großstadt wie Pest. Himmelhohe Hauser, gepflasterte Straßen, schattenlose Wege, kein Garten, kein Baum. Das Wasser hat die Lehmhäuser der alten Stadt einst weggeschwemmt, und jetzt standen neue da aus Stein. Es kam dem Haffnerslippl heute alles so seltsam vor. „Schön ischt's jetzt in Szegedin, so viel schön," sagten die Leute. Und auch er glaubte es immer. Heute war ihm, als hätte er eine zu scharfe

Digitized by Google

Brille auf; es verzerrte ſich alles, und die vielen armen Leute, die früher in ihren kleinen ebenerdigen Hütten gehauſt hatten, und die jetzt im vierten Stock großer Zinshäuſer wohnten, taten ihm leid. Auch das Knabenkonvikt, in dem ſein kleiner Lippl lebte, war ſolch ein großer Kaſten, in dem die Menſchen wie die Gefangenen in ihren Zellen lebten, ohne Berührung mit der Erde. Ein Bauernbub, da droben in dem dritten Stockwerk, ohne Ausblick auf Felder und Wieſen und Gärten . . . Wie wohl wird dem die Heimat tun, wie wird er ſich freuen, dachte Philipp Haffner, als er endlich die ſteinerne Treppe aufwärts ſtieg.

Und jetzt ſtand er vor dem Direktor und nannte ſeinen Namen. Wie ein Schatten flog es über das breite Geſicht des geiſtlichen Mannes, wie eine läſtige Erinnerung. Dann ſagte er ernſt: „Es iſt gut, daß ſie ſelbſt gekommen ſind und uns nicht wieder ihre Frau geſchickt haben."

„Ja, meine Frau, verzeihen ſchon, Hochwürden Herr Direktor, die hat's halt nit mehr ausg'halte, ſie iſch a bißl eh'nder kommen, als 's ausg'macht war . . . 's zweit' Kind iſcht ihr g'ſtorbe, un' ſie hängt halt an dem Lippl."

„Wie geht es ihr?" fragte freundlich der Direktor.

„Dank' der Nachfrag', ſchlecht, Hochwürde. So wie ich g'ſchriebe häb, ſie kann halt nit redde."

„Was? Noch immer nicht?" rief erſtaunt und erſchrocken der Direktor. Ein Bläſſe breitete ſich langſam über ſein feiſtes Geſicht.

„Nit ein Wort . . . Krank is das Weib hamkumme,

un' ſo iſcht ſe noch heunt. Was ihr unnerwegs paſſiert is, weiß kei' Menſch."

Ernſt und prüfend ſah der Geiſtliche dem Bauern ins Geſicht. „Und Sie ahnen es auch nicht?"

„Naa, ich waaß es nit. Hochwürde häwe mer g'ſchriebe, ſie hot mit dem Lippl g'ſproche, war äber zu uffgeregt und hot laut geweint — ſunſcht waaß ich nix. Der Lippl iſcht doch g'ſund und brav?"

„Sehr brav und ſehr geſund, lieber Herr Haffner. Ich habe es Ihnen ja geſchrieben. Sie können ihn ſogleich ſehen und mitnehmen, er wartet ſchon auf Sie ... Er hat alſo noch eine Klaſſe bei uns zu machen, dann geht er ins Gymnaſium ... Sie wollen ihn doch ſtudieren laſſen?"

„Ja freilich, Hochwürde. Der Bauernhof iſcht zu klei' für ſo viel Söhne. Er ſoll ſtudiere und e Herr werde."

„Und ein guter Ungar!"

„Allemol, Hochwürde. Gute Ungarn ſein mer all', wann m'r a Schwowe ſin."

„Sehr gut, Herr Haffner," erwiderte lächelnd der Direktor. „Das hör' ich gern. Nur wird die nächſte Generation ſich von der jetzigen unterſcheiden; ſie wird nicht nur ungariſch denken, ſie wird auch ungariſch reden."

„Na ja," erwiderte Haffner, „in der Stadt valleicht, die Herre; bei uns werd des nit geihn. Mei' große Buwe kenna halt a paar Brocke, die ſe von der Schul' b'halte häwe; der Lippl ſoll äwer nar feſcht Ung'riſch lerne, er ſoll ſo herriſch werde."

„Das hat er getan, Herr Haffner. Und ich habe ja gewußt, daß Sie geſcheiter ſind als Ihre Frau ..."

Er machte eine Pauſe, dann fuhr er fort: „Mit Ihrem Sohn hat in den vier Jahren, ſeitdem er in unſerem Konvikt iſt, niemand ein deutſches Wort geſprochen. Und ſo iſt er ein Ungar geworden.“

„Nit ei' deutſch Wort . . .?“ rief der Haffnerslippl, und ihm war, als würgte ihn wer an der Kehle.

„Das iſt unſre Methode,“ erwiderte der Direktor geſchäftsmäßig auf die verdutzte Frage des Bauern und klingelte. Dem Diener, der ſogleich erſchien, rief er zu: „Haffner Fülöp!“ Dann wendete er ſich wieder zu ſeinem Gaſt und ſagte: „In vier Wochen bringen ſie ihn wieder! Da wird noch nicht viel verdorben ſein an ihm.“

Der kleine Schwabe erſchien. Er war braunhaarig, etwas blaß, ziemlich hoch aufgeſchoſſen für ſeine Jahre und hatte helle graue Augen. Stramm ſtand er an der Tür und blickte den Direktor, vor dem er ſich beim Eintritt tief verneigt hatte, fragend an.

»No hát, fiam, it van az apát!« [1]) rief ihm der Direktor zu, und der Knabe trat zu Haffner hin, ergriff ſeine Rechte und küßte ſie.

Verlegen zog der Bauer ſeine Hand zurück. Er wollte dem Buben einen Kuß geben, aber es genierte ihn, er ſchämte ſich . . . „Groß biſcht worde, Bu', äwer blaß ſchauſt aus . . . Na, kumm, mach dich fertig, daß mer unſern Zug nit verſaama.“

Der Direktor wechſelte noch ein paar ungariſche Worte mit dem Knaben, und dieſer folgte ſeinem Vater. Auf der Gaſſe lief er weit voraus. Es genierte den

---

[1]) Nun alſo, mein Sohn, hier iſt dein Vater!

Buben, daß alle Szegediner nun ſahen, ſein Vater wäre ein ſchwäbiſcher Bauer. Daß ihm den Schwaben niemand anmerkte, darauf war er ſtolz . . .

Mit einem roten, dicken Kopf kam Philipp Haffner abends heim. Jörgl hatte ſelbſt nicht zur Bahnſtation kommen können; er ſchickte einen Knecht nach Joſefsfeld, und Haffner lenkte ſelbſt die Pferde auf der Heimfahrt. O, wie ihm das angenehm war, daß ſein Älteſter nicht gekommen. Er hätte ſich in die Erde hineingeſchämt vor dem Sohn. Der hatte ſo neumodiſche Anſichten über das Deutſchtum; der las manchmal den „Deutſchungariſchen Volksfreund", im Winter ſogar Bücher und wußte allerlei ... Was hätte denn der geſagt zu dem kleinen Bethar da hinten, der mit ſeinem Vater nicht deutſch reden wollte? Nicht ein Wort! Nicht ein einziges Wort auf dem ganzen Weg! Er mußte ihn, wenn man heimkam, nur raſch ins Zimmer bringen, zu der Mutter, ehe es ein Ärgernis gab. Zu der Mutter . . .! Herrgott, daß ihm das erſt jetzt aufdämmerte . . . Daß er darauf nicht früher gekommen war . . . Er hieb in die müden Ackergäule, daß der Knecht neben ihm erſchrak, und riß an ihnen herum, als ob es zwei mutige Durchgänger wären. Der Knecht, der Hannes, dachte ſich ſein Teil. Na ja, wenn man aus der Stadt kommt, wo man ungewohnte Weine trinkt . . . Und mit dem jungen Herrn hätte er gern ein paar Worte geredet, der Hannes, aber der gab ihm keine deutſche Antwort. „Dummer Bu'," dachte er ſich, „will der mir zeigen, daß m'r in Szegedin Ung'riſch lernt?", und ſchwieg und gab auf die Pferde acht, mit denen der Bauer wie ein Teufel dahinfuhr. Wenn der Hannes ſich

je ſo etwas unterſtanden hätte ... Die Tiere ſchäumten unter den Sielen, als ob ſie eingeſeift wären; ſie dampften und ſchnaubten, und es war ein Glück, daß das Haustor offen ſtand, weil gerade die Viehherden heimkamen, ſonſt hätten ſie noch knapp vor dem eigenen Hauſe umgeworfen. Mit beiden Füßen ſprang der Bauer vom Sitz herunter, als die Pferde im Hof ſtanden, warf dem Hannes das Leitſeil zu und ſagte rauh zu ſeinem Knaben: „Kumm!“

Die Mutter war am Fenſter geſtanden, harrend und bangend, ſeit Stunden wartend. Sie wußte, daß ſie erſt in der Dämmerung kommen konnten, und dennoch erwartete ſie ſie viel früher. Als ſie den Wagen jetzt erblickte, wie er ächzend mit einer ſcharfen Biegung in das Tor hineinſauſte, und den dunklen kleinen Schatten auf dem Rückſitz, wollte ſie hinauseilen, ihrem Einzigen entgegen; aber die Füße verſagten ihr den Dienſt, ſie mußte ſich ſetzen. Jetzt war ja der Augenblick da, wo ſich alles aufklären mußte, wo ſie ihr Kind wieder haben ſollte, das man ihr genommen, ihr Kind, dem man in jenem fluchwürdigen Hauſe verboten hatte, in der Mutterſprache mit ihr zu reden. Das Herz wollte ihr zerſpringen, ſo übervoll war es; aufſchreien hätte ſie mögen vor Freude, daß er nur wieder da war, ihr kleiner Philipp, ihr Lippl, ihr Einziger.

Und die Tür ging auf, der Bauer trat raſch ein. „Ja, Motter, wau biſcht du denn? Do bring' ich 'n, den Schlingel,“ ſagte er, ſeltſam aufgeräumt, als ob gar nichts wäre, und ſchob den Buben hin zu ihr.

Der küßte der Mutter die Hand. Sie aber fiel ihm

um den Hals, drückte ihn an ihr Herz, bedeckte ſein Geſicht mit zärtlichen Küſſen und weinte vor Freude und Glückſeligkeit.

»Anyám, drága anyám[1]),« ſtammelte der Knabe, überwältigt von ſo viel mütterlicher Zärtlichkeit.

Die Frau erhob ſich mit einem jähen Ruck und ſtieß den Buben von ſich. Entſetzt ſtarrte ſie ihn an; dann wandte ſie den Blick wie hilfeſuchend, flehend nach ihrem Mann. Der wollte ſich nichts merken laſſen, er verſuchte ſogar zu lächeln. „Häb nar Geduld, Motter; er will halt zeiga, was er gelernt hot, der dumm' Bu' ..."

„Li-i-Lippl!" rief die Mutter, die zum maßloſen Erſtaunen ihres Mannes endlich wieder ein Wort ausgeſprochen hatte. „Ki-i-ind . . . re-edd mit mer!"

Der Knabe zuckte mit den Achſeln. Haffner aber ſtürzte ſich auf ſeine Frau und ſchloß ſie in die Arme. „Gott ſei's Dank!" rief er; „Gott ſei's Dank! . . . Nar Ruh', nar Geduld . . . Jetzt werd alles wieder gut. Du red'ſcht wieder! Du red'ſcht wieder!"

Sie aber weinte herzbrechend. „'s iſch wahr! 's i-iſch wahr!" rief ſie ſtotternd, würgend, keuchend, „er konn ni-it mei Da-itſch . . . Er ko-onn nit mei re-edde mit Va-atter und Motter." Und ſie warf ſich mit dem Oberkörper auf die Tiſchplatte und verbarg weinend und ſchluchzend ihr Geſicht in den Händen.

„Ruhig, Motter, ruhig . . . Er muß es halt wieder lerna, der Sackerlotter," ſprach Haffner und ſtreichelte

---

[1]) Meine Mutter, meine teure Mutter.

die Frau Bärble ſanft über das braune Kopfhaar, glücklich, daß ſie wieder Worte in der Kehle hatte.

„G'ſchto-ohle häwe ſe u-uns des Kind. G'ſchto-ohle . . .“ jammerte ſie.

„Äwer geih, Motter, ſei g'ſcheit. Er bleibt jo jetzſcht do bei uns . . . Und gell, jetzſcht waaß ich a, was d'r zu Weihnachta paſſiert iſch — gell, jetzſcht waaß ich's?“

Sie nickte traurig und ſchwieg. Dann trocknete ſie ihre Tränen mit der Schürze, erhob ſich und ging in die Küche. Daß die beiden Hunger haben würden, hatte ſie in ihrem Schmerz vergeſſen.

Der kleine Philipp ſtand verdutzt in einer Ecke, und niemand kümmerte ſich um ihn. Der Vater machte Licht, nahm einen großen Schlüſſel vom Haken und eine Weinflaſche aus dem Spind in der Wand und verließ das Zimmer; die Mutter ſtand beim Herd in der Küche und wendete den Braten, der laut in ſeinem Fett brozelte.

Indeſſen weinte der Knabe ſtill vor ſich hin. Er fühlte ſich ſo fremd hier und verlaſſen. Man hatte ihm im Konvikt geſagt, daß er ſtolz ſein könne, da er jetzt ein Ungar wäre, ſeine Eltern aber nur Schwaben. Und das ganze Heimatsdorf wollte er einmal zum Ungartum bekehren, das hatte er ſich vorgenommen; denn es gäbe nichts Größeres und Edleres auf dieſer Erde als den Madjarember, davon war er durchdrungen. Jetzt erſchien ihm auf einmal ſo ſchrecklich ſchwer, was er ſich vorgeſetzt hatte. Warum hat die Mutter zu Weihnacht ſo ſehr geweint über ihn und heute wieder, wenn ſie doch

gewollt hat, daß er ein Ungar werde? Und der Vater redete gar nichts mehr mit ihm seit Stunden. Ja, warum denn? War er denn nicht brav? Hatte er nicht die besten Zeugnisse in der ganzen Klasse? Was wollte man denn von ihm?

Als die Mutter das Essen auftrug und ihn hinter dem Ofen weinen sah, eilte sie zu ihm und küßte ihn wieder. Dann zog sie ihn zum Tisch. Und auch der Vater blickte freundlicher. Aber das Abendessen verlief still und stumm, niemand wagte ein Wort zu sprechen. Und sogleich nach dem Essen ging der Bauer eilig hinüber zum Jörgl und seiner Frau, um sie abzuhalten, ihren Besuch zu machen, was sie gewiß noch getan hätten. Auch die neugierigen Nachbarn mußte man davon abhalten. Dazu fehlte heute die Stimmung . . . der Bub sollte nur gleich schlafen gehen, sagte Haffner zu seiner Frau, und sie verstand . . . Sie nickte bloß. Gern hätte Haffner wieder einen Ton ihrer Stimme vernommen, ehe er ging und den Kindern erzählte, daß sie aus Freude die Sprache wiedergefunden habe, aber sie gab keinen Laut von sich. Sie nickte nur und seufzte. Und so nahm er seine Kappe und ging.

Die Mutter aber brachte ihren Buben zu Bett, als wäre er wieder vier Jahre alt nnd nie aus dem Elternhause fortgewesen. Sie setzte sich an sein Lager, nahm seine Hände in die ihren und hielt sie, bis er tief und fest eingeschlafen war. So hatte er es immer haben wollen, als er noch klein war; und stets verlangte er das Lied von ihr: „O Straßburg, o Straßburg." Wie gern hätte sie es ihm auch heute gesungen; aber ihre Zunge war zu schwer, und er hätte es wohl nimmer verstanden, das Lied seiner ersten Kindheit...

VIII.

Seit drei Wochen war der kleine Fülöp im Dorfe, und noch hatten wenige Leute mit ihm geſprochen, denn der Haffnerslippl ſchämte ſich ſeiner. Er verbarg ihn, ſo gut es ging, und nahm ihn häufig mit aufs Feld hinaus; die Mutter aber brachte ihn jeden zweiten Morgen zum Oberlehrer Heckmüller und holte ihn nach Stunden wieder ab. Der alte Lehrer hatte jetzt Ferien, aber er gab ſie gerne hin für die Aufgabe, die ihm da geſtellt war. Und gar ſo ſchwer war ſie auch nicht, wenn der Bengel nur wollte. Aber er trotzte, er höhnte und lachte. Deutſch lernte er ja, aber was darüber hinausging, was Heckmüller ihm von der Größe deutſchen Weſens, von der ſchönen Mutterſprache und von der deutſchen und öſterreichiſchen Geſchichte ſagte, das verlachte er. »Én magyar vagyok[1]),« war ſeine ſtete Redensart, und es gab nichts für ihn, was größer und erhabener geweſen wäre, als dieſer Gedanke. Und er ſang ein Lied, in dem es hieß: wenn es wahr ſei, daß die Erde des Herrgotts Hut, dann ſei Ungarn der Blumenſtrauß auf dieſem Hute. »Isten, isten, isten kalapja[2]),« ſummte er, den Ton auf der zweiten Silbe, den ganzen Tag. Ein fanatiſcher Dünkel war dieſem Kinde eingeimpft worden; der Knabe blähte ſich auf in dem Bewußtſein, kein Schwabe mehr zu ſein, ſondern ein Madjare, und einem Volke anzugehören, dem einſt die Welt untertan ſein werde.

---

[1]) Ich bin ein Madjare!

[2]) Gottes, Gottes, Gottes Hut.

Es war aber trotz aller Heimlichkeit doch bekannt geworden im Dorfe, wie es um den kleinen Haffner ſtand. Dafür ſorgten die anderen Studenten des Dorfes, die auf Ferien daheim waren, Mittelſchüler aus Temesvar und Szegedin, Hochſchüler aus Peſt und Wien. Denn außer den Jungen, die irgendwo ein Gewerbe lernten, und die man ganz aus den Augen verlor, weil ſie keine Ferien hatten, gab es immer eine Ausleſe, die höher hinaufſtrebte; ein Dutzend Studenten hat jedes deutſche Dorf. Und es fiel auch auf, daß der Vater des Lippl ſtets nach der anderen Seite ſchaute, wenn er am Pfarrhauſe vorbeifuhr. Er grüßte den Pfarrer nicht mehr.

Daß auch in anderen Dörfern ſolche Sachen vorgekommen ſeien, erzählte man ſich jetzt überall. Wie alte Zigeunermärchen über Kinderraub muteten die Geſchichten an, die zum beſten gegeben wurden. Von Deutſchen, von Rumänen, Slowaken und Serben werden die Knaben in ſolche Anſtalten gelockt und dort zu Madjaren gemacht. Später ändern ſie alle ihre Namen, und niemand weiß mehr, wie ſie früher geheißen, und woher ſie kamen. Der Poſtmeiſter Müller hatte einmal in einem alten Büchel geleſen, daß die Türken es genau ſo gemacht haben. Sie erzogen die geraubten Chriſtenknaben als Türken und ſteckten ſie in die Janitſcharentruppe, die immer zuerſt losgelaſſen wurde, wenn es gegen die Chriſten ging. Sie waren am blutdürſtigſten. Und der alte Poſtmeiſter ſagte es jedem, der es hören wollte, daß das nichts anderes wäre, was man heute in Ungarn tue. Nein, es ſei genau dasſelbe. Feſt war er neulich mit dem Lehrer Halmos im Wirtshaus zuſammengeprallt über dieſen Streitpunkt.

Er ſei auch ſo ein ungariſcher Janitſchari, ſagte ihm der Poſtmeiſter, und jetzt wollte der Lehrer ihn wegen Ehrenbeleidigung verklagen, denn das ganze Dorf nennt ihn ſeitdem nur noch bei dieſem Spitznamen.

Indeſſen lernte der kleine Fülöp wieder Deutſch beim alten Heckmüller. Die Frau Roſa aber behielt die Baſ' Bärbl oft bei ſich, die langſam und vorſichtig wieder zu reden begonnen hatte. Sie, die Frau Oberlehrer, war wohl die einzige Perſon im Dorfe, die ſogleich eine Ahnung davon hatte, was der armen Mutter in Szegedin begegnet ſein mochte. Es erging ihr mit ihrem Jüngſten, dem Gyuri, einſt ähnlich, wenn es auch nicht ganz ſo ſchlimm war. Sie hatte ihn nur für ein Schuljahr auf Tauſch nach Kecskemét gegeben, damit er Ungariſch lerne, und er war ihr ſo furchtbar fremd geworden, als er wiederkam. Ja, ſie hatte es nicht bloß geahnt, ſie hatte gewußt, was der Frau Haffner begegnet ſein mußte . . . Und dieſe war der Frau Oberlehrer dankbar für die Teilnahme, die ſie bei ihr fand; ſie kam immer lieber mit ihrem Buben zu den Unterrichtsſtunden. Und während ſie ſich an ſeinen Fortſchritten erfreute, nahm Frau Roſa den größten Anteil daran, daß ſie ſelbſt, die Baſ' Bärbl, durch dieſen Verkehr wieder reden lernte und aus ihrem Trübſinn herausgeführt wurde.

Auch die vierte Ferienwoche war jetzt verſtrichen, und Philipp Haffner machte keine Miene, ſeinen Knaben wieder nach Szegedin zu bringen. Mit keinem Wort ſprach er davon, und ſelbſt wenn er gewollt hätte, was durchaus nicht der Fall war, er würde nicht gewagt haben, das Kind neuerlich von der Mutter loszureißen,

an die es ſich allmählich wieder angeſchloſſen hatte. Sein Entſchluß war langſam gereift und ſtand jetzt feſt. Daheim ſollte der Bube bleiben, in der noch immer deutſchen Dorfſchule ſollte er die letzte Klaſſe machen, und dann wird man ja ſehen, was weiter geſchehen konnte. Vielleicht gab man ihn nach Graz, nach Wien oder Hermannſtadt.

Es kam ein Brief vom Konvikt, und Philipp Haffner trug ihn nicht zum Notär; er warf ihn ins Feuer. Der Knabe ſelbſt wurde unruhig, als es in die fünfte Woche ging, aber der Herr Oberlehrer ſagte ihm, daß die Ferien um einen weiteren Monat verlängert worden ſeien. Er war im Einverſtändnis mit dem Vater und präparierte ſich den Knaben ſo weit, daß er im Herbſt dem Unterricht in ſeiner Klaſſe folgen konnte. Die Mutter aber war glücklich und lebte neu auf, weil niemand mehr von einer Trennung ſprach und ihr Lippl nun doch anfing, mit ihr zu reden. Sie half ihm ja gern, ſo gut ſie's vermochte. Aber es fehlten ihr ſo viele Worte. Ihr Wortſchatz war der eines Kindes geworden . . . Seitdem der Herr Oberlehrer dem Jungen einmal erzählt hatte, warum ſeine Mutter ſo ſchwer krank geweſen, regte ſich etwas in ihm, was früher ganz taub zu ſein ſchien, ſein Gemüt. Was ihm bei jener fürchterlichen Weihnachtsſzene, als ſeine Mutter mit verzerrten Zügen vor ihm ſtand, keines Wortes mächtig, nur weinend und wimmernd, was ihm damals durchaus rätſelhaft geblieben war, das ging jetzt allmählich auf in ihm wie der Same eines ſchmerzlichen Erlebniſſes. Und ohne daß er es recht merkte, wurde er langſam Schritt für Schritt inner-

lich wieder gewonnen für das deutſche Vaterhaus. Aber der alte Heckmüller gab ſich darüber keiner Täuſchung hin, daß Jahre nötig waren, ſollte der in dieſer jungen Seele angerichtete Schaden wieder völlig gut gemacht werden. Und es beſtand bei dem erprobten Menſchenkenner und Erzieher auch darüber kein Zweifel, daß es gerade noch der letzte Termin geweſen war, einzugreifen. Wäre noch ein Jahr verſäumt worden, würde es vielleicht für immer zu ſpät geweſen ſein. Wie recht der beleſene alte Poſtmeiſter doch hatte! Heckmüller beneidete ihn um dieſes Wort von den ungariſchen Janitſcharen. Daß ihm das nicht ſelbſt eingefallen war! Ja, ſein junger Kollege, Halmos Árpád, mochte klagen ſo viel er wollte, er war doch ſolch' ein moderner Janitſchar, und der kleine Haffner da war auf dem beſten Wege, auch einer zu werden . . . Und wohin er blickte, im ganzen Lande ſtanden ſie in den vorderſten Reihen, die Janitſcharen. Sie ſaßen in allen Ämtern, lehrten in allen Volksſchulen, ſie waren die Träger des geſamten Hochſchulweſens, ſie ſchrieben die Zeitungen des Landes, ſie repräſentierten die Wiſſenſchaft, die Kunſt, die Technik, ſie waren die erfolgreichſten Dramatiker, Maler und Tondichter, ſie trugen die geiſtliche Soutane und predigten mit falſchen Zungen das Wort Gottes, ſie ſchrien am lauteſten im Abgeordnetenhauſe, und manchmal überließ man ihnen ſogar die Zügel der Regierung. Überall ſchwang der Janitſchar, der verlorene Sohn einer deutſchen, rumäniſchen, ſlowakiſchen oder ſerbiſchen Mutter, den krummen Säbel für das Ungartum . . . Was hatte er doch da vor Wochen mit ſeiner Frau für ein Geſpräch

geführt über die verlorenen Söhne? O, wie recht hatte ſeine Roſa! Die uns nach außen verloren gehen, die wieder im großen deutſchen Volk untertauchen, die ſind geborgen. Aber die anderen, die vielen anderen ... Und während Heckmüller dem ſeltſamen Problem nachhing, gliederte ſich ihm dasſelbe in drei Gruppen. Wir verlieren Zehntauſende unſerer Kinder, ſagte er ſich, an das Madjarentum durch Übertritte, durch Entnationaliſierung. Wir verlieren Tauſende, die ihrer Heimat nützlich ſein und ihr zur Zierde gereichen könnten, an das Ausland, weil ſie dem Vaterlande, das ſie zur Verleugnung ihres Volkstums verleiten will, freiwillig oder gezwungen den Rücken kehren. Und wir verlieren ungezählte begabte Söhne, die künſtlich in Unbildung und Niedrigkeit gehalten werden, weil man den zwei Millionen Deutſchungarn auch nicht eine einzige deutſche Mittelſchule gelaſſen hat, weil es im eigenen Volkstum keinen Weg mehr gibt zu höherer Bildung. Wie ein Moloch erſchien dem friedlichen alten Seidenzüchter und Dorfſchulmeiſter plötzlich dieſer Staat, der ſeine andersſprachigen Söhne entweder zu Janitſcharen oder zu Analphabeten macht. Wer ſich über den Analphabeten erhebt, ohne ein Janitſchar werden zu wollen, in dem ſieht dieſer Staat einen Feind, den ſtößt er ab.

Furchtbar war dem alten Mann dieſe Erkenntnis über ſein Vaterland. In ſo ſcharfen Umriſſen hatte er das Bild nie geſehen. Und er begriff jetzt auf einmal, warum die Kultur desſelben ſoweit zurückſtand: weil es freiwillig auf die Mitarbeit der größeren Hälfte ſeiner Söhne verzichtete.

* * *

Die Liszka war wieder die erſte im Dorfe, die ihre Seidenernte in Neuſatz abliefern konnte. In zwei ſchöne weiße Körbe hatte ſie ihre Kokons gebettet, und der Pater Iſtvan war eigens gekommen, um zuzuſehen, wie ſie das mache. Er intereſſierte ſich ſeit einiger Zeit ſo lebhaft für die Seidenzucht. Und wo hätte er dieſes Intereſſe beſſer befriedigen können als bei der Liszka, ſeinem jüngſten Beichtkind? Und ſo ſaß er jetzt neben ihr und verfolgte alles, was ſie tat, mit größter Aufmerkſamkeit. Warum ſie die vielen Zwiſchenlagen aus weichem Papier mache bei den Kokons, wollte er wiſſen. Damit nichts geſchehen könne, wenn doch eine der eingepuppten Raupen vielleicht zerdrückt würde. Und woran ſie erkenne, daß die Kokons reif ſeien für die Lieferung? Sie nahm ein Kokon in die Hand und beutelte es feſt neben ſeinem Ohr. „Wenn's da drin ſcheppert," ſagte ſie lächelnd, „dann iſt's Zeit. Wer früher kommt, wird wieder heimgeſchickt."

„Es ſcheppert," ſagte er und fing ihre Hand ab. Feſt hielt er ſie in der ſeinen. „So zarte, weiche Hände bekommt man vom Umgang mit Seidenraupen?" ſagte er und fuhr ſtreichelnd über den Rücken ihrer Hand. „Enye, enye, wie fein, wie weiß." Und am liebſten hätte er dieſe Hand wohl geküßt.

„Hochwürden — Sie habe ja allerlei frage wolle," ſagte die Liszka und entzog ihm ihre Hand. „Alſo teſſék, fragen Sie."

„Hm . . . ja . . . Wieviel Tage nach dem Einſpinnen der Raupe ſoll man warten, ehe man liefert?"

„Nit länger als zwölf Täg! Wer länger wart't,

muß immer fürchte, daß die Schmetterling' ſich durchbeiße, und dann iſt das ganze G'ſchpinſt hin."

„Was? Schon in zwölf Tagen?" rief er und ſah ſie mit ſeltſamen Augen an. „So ſchnell geht das bei den Schmetterlingen?"

Liszka begegnete ſeinem Blick und errötete. Sie konnte ſich wohl denken, was ihn beſchäftigte. Er wußte ja alles. Zum Pfarrer hatte ſie ſich nicht getraut, aber dieſem in der Gemeinde noch fremden jungen Geiſtlichen hatte ſie gebeichtet. Sie hatte ihm auch anvertraut, was ſie zu tun gedächte, um der Schande zu entgehen. Und er billigte es, daß ſie an die Ehe mit einem anderen denke, wenn der Matz durchaus nichts mehr von ihr wiſſen wolle. Nur ſollte man ihn vorladen zum Pfarrer, den Matz. Vielleicht nütze es noch. Davon wollte ſie ſelbſt nichts wiſſen. Sie nahm jede Buße auf ſich; nur ſtill ſollte alles abgehen, nur erfahren ſollte niemand etwas. Und der ſchöne, junge Beichtvater, zu dem ſie ſo großes Vertrauen hatte, legte ihr als Buße eine Wallfahrt auf nach Maria Schnee. Und an eine noch ſchwerere Bedingung knüpfte er ſeine Abſolution: ſie müſſe dem, der ſie wähle, vorher die volle Wahrheit ſagen.

Sie nahm auch das auf ſich.

Und ſie hätte ihm heute ſchon manches geſtehen können, aber ſie wollte nicht. Sie war fromm, und was im Beichtſtuhl geſprochen wurde, ſollte nicht entweiht werden. Und ſo redete ſie raſch weiter: „Ja freilich geht des ſchnell. Dieſe Engerln kriegen ſehr g'ſchwind Flügel ... Und wer geſcheit iſt, der tummelt ſich. 's hätt' ſchon heut' ſein können, aber es war mir zu trüb zum

Liefern. Denn nur an einem ſehr ſchönen, ſonnhellen Tag ſoll man nach Neuſatz gehen. Wenn's regnet, ſchauen die Kokons welk aus und klein. Aber wenn es heiß iſt und ſchön, könnt' man ſie für große wälliſche Nüſſ' halte, die vergold't worde ſin. Gucke Se doch des an und des — und des. Die Franzoſe ſage mir immer, daß ſie auch in Südfrankreich kei ſchönere Kokons bekomme als von mir."

So redete die Liszka ſich ihre Befangenheit von der Bruſt, und Pater Iſtvan horchte ihr gerne zu. Auch er bewunderte den tiefen, weichen Goldglanz dieſer ſchönen Seidengeſpinſte. Aber noch mehr Gefallen fand er an Liszka ſelbſt. Wie träumend ſaß er da, während ſie hantierte und ſich für die morgige Fahrt vorbereitete. Was ihn beſchäftigte, wagte er ſich kaum zu geſtehen. Ja, wenn er Ausſicht hätte, bald Pfarrer zu werden ... Viel zu jung war er, um auch nur daran denken zu dürfen.

Man hörte Schritte im Vorhaus, und Pater Iſtvan ſchrak empor. Der Herr Oberlehrer trat ein. Er war noch einmal gekommen, die Ernte der Liszka anzuſehen, ehe ſie liefern ging. Daß er den Kaplan hier fand, wunderte ihn nicht mehr, denn das war ihm ſchon zweimal begegnet. Und der junge Geiſtliche ſchien ein ernſtes Intereſſe für die Seidenzucht zu haben; er hatte Heckmüller von hier aus beide Male auch in andere Häuſer begleitet. So grüßte der Alte in ihm vielleicht einen künftigen Apoſtel der Seidenzucht, einen Nachfolger in ſeinem Amte.

Heute hielt der Kaplan nicht ſtand; er dankte der

Liszka für die Belehrung und wünschte ihr Glück zur Fahrt. Sie werde sicherlich die höchsten Preise erhalten, versicherte er und empfahl sich. Während der Oberlehrer alles besichtigte, begleitete Liszka ihren Gast bis auf den Gang hinaus. „Wann wallfahrten Sie nach Maria Schnee?“ fragte der Pater hastig.

„Bald, Hochwürde. Vielleicht in der nächscht Woch'.“

„Das trifft sich gut. Ich muß auch hin . . . Ich gehe am Donnerstag . . .“

Er sah sie fragend, beinahe bittend an, und sie antwortete wie unter einem Zwang: „Am Donnerstag . . .“

Nachdenklich ging sie in die Stube zurück.

„Also morgen schon?“ rief ihr der Oberlehrer entgegen, als sie wieder eintrat. „Sie haben recht, es ist alles reif. Ich muß noch ein paar Tage warten.“ Und er überschüttete sie mit Lob. Er war entzückt, sie hatte wieder alle geschlagen, auch die Josefsfelder drüben, bei denen er gestern revidiert habe. Der Durschnitt der Josefsfelder wäre besser als der der Karlsdorfer, aber eine einzelne Leistung wie die ihre gebe es auch dort nicht. „Das will ich meinen, daß du den höchsten Preis kriegst! Nicht hergeben unter fünfzig Frank! Nur fest auftreten! Wieviel Kilo hast du denn?“

Das wußte sie noch nicht genau, aber sieben oder acht würden es wohl sein. Und sie werde wohl dem Straubmichl auch einen Napoleon geben müssen, denn der habe den größten Anteil am Gelingen. Er habe ihr immer das schönste Laub von den weißen Maulbeerbäumen gebracht, nur von den weißen. Und darum wäre eben alles so schön ausgefallen.

Heckmüller ſah ſie pfiffig lächelnd an. „Ein' Napoleon willſt ihm geben? Mir ſcheint, dem wär' ein Buſſl lieber."

Die Liszka wurde feuerrot und lächelte ihn ſchalkhaft an, ſagte aber nichts. Das hatte man alſo ſchon gemerkt, daß ſie ſich den Michel warmſtellte für alle Fälle . . . Und war es denn nicht geſcheiter, ſie machte Ernſt mit ihm? Der Matz war ein dummer Bub' gegen ihn, und der Hochmutsteufel ritt ihn auch. So wie er ſie geritten hat, dieſer Teufel; denn der Richtersſohn war's ja, dem ſie ſich willfährig erwies und nicht der Matz Klug. Er ſelbſt galt ihr nicht mehr als irgendeiner im Dorf. Wenn ſie ehrlich war, haßte ſie ihn ſogar, ſeitdem er ihr das böſe Wort geſagt von ihrer Mutter. Nach ihrer Schönheit hat er gelechzt wie ein liebestoller Hund, aber zur Bäuerin war ihm die Kleinhäuslerstochter nicht gut genug. Und wie das Malheur geſchehen war, ſollte die Kunſt der Mutter helfen, die ja ſchon ſo vielen heimlich geholfen hatte im Dorf. Das ſagte er ihr ins Geſicht. Und vielleicht war er dann, ſpäter, wieder geneigt, abends über den Zaun zu ſteigen, der Unverſchämte. Jetzt zeigte er ſich nicht mehr. Sie wartete wie oft vergebens auf ihn, um ſich auszuſprechen. Abend für Abend ſtand ſie am Gartentor, zitternd, in Angſt faſt vergehend; aber er erſchien nicht. Ein anderer kam. Sein ſchwerer Tritt hallte durch das Gäßl; er brachte ihr noch einen Korb Maulbeerblätter. Ganz leiſe und heimlich wollte er ihn vor ihre Tür ſtellen, den Korb, damit ſie ihn am Morgen fände. Sie aber ſtand plötzlich vor ihm, wünſchte ihm einen guten Abend, reichte

ihm zum Dank die Hand und ließ ſie läſſig in der ſeinen. Sie plauderten leiſe, weil die Mutter ſchon ſchlief, und dem Straubmichl wurde ganz wunderlich zumute. Ihm war, als ſtünde da eine Pforte offen, bei der anzuklopfen er ſich nie getraut hätte. So lieb und anſchmiegſam war das Teufelsmädel, die Liszka, ſchon ſeit einigen Tagen, ſo warm und wohlig wurde ihm in ihrer Nähe. Er mußte die Flucht ergreifen, wollte er ſich nicht zu einer Dummheit verleiten laſſen, die er morgen vielleicht bereute.

Die Liszka aber hielt ihn zurück. Ja, ſie hielt ihn. Und ſie zog ihn zu ſich nieder auf die Steinſtufen, die aus dem Hof zum Gang emporführten. Sie hatte einen Entſchluß gefaßt, zu dem ſie bei Tage nie den Mut gefunden hätte, und den wollte ſie gleich ausführen. Daß dieſer ehrliche, brave Biedermenſch ſie von Herzen gern habe, das wußte ſie ſchon lange. Aber weder ſie noch ihre Mutter hätte je an ſolch eine Partie gedacht . . . Namentlich die Mutter. Die begünſtigte ja den heimlichen Verkehr mit dem Matz zu auffallend. Sie zog ſich des Abends immer gleich zurück, wenn ſie merkte, daß die Liszka warte, und es ſtörte ſie nie, daß das Geflüſter und Geſchmatze vor ihrem Fenſter oft bis Mitternacht dauerte. Sie horchte wohl gar und freute ſich des gefangenen Vogels. Auch heute war ſie ſo früh gegangen. Wenn ſie geahnt hätte, wer jetzt da mit ihrer Liszka wiſperte, ſie wäre nicht ſo duldſam geweſen. Nicht des Richters Sohn, ſondern des Richters Diener! Aber freilich, was für ein Diener. Er beſaß ſein Häusl und ein kleines Anweſen, und er hatte hundert Geſchäfte im Dorfe, zu denen ſo mancher andere zu dumm war.

Der Gemeinde diente er und nicht dem Richter. Die Steuermahnungen ſtellte er ſanft und vorſichtig zu, mit der Trommel ging er, beſondere Ereigniſſe zu verkünden. Das war keine Schande; jedermann achtete den Michel, ſeine Ämter gaben ihm ſogar ein Anſehen, und im übrigen war er unter den Kleinhäuslern ſo gut geſtellt wie einer. Wenn da noch etwas dazu kam, wenn der Michel noch eine tüchtige Frau fand, konnte er alles im Dorfe werden.

Sie hatte ſich entſchloſſen, dieſem ehrlichen Menſchen, dieſem Kind von einem Manne, der kein unbeſchaffenes Wort an ſie gewagt haben würde, ihr Vertrauen zu ſchenken. Mochte er ſie? Das wollte ſie erproben. Und betrügen durfte ſie ihn nicht, das hatte ihr der Kaplan verboten, und dazu war er ihr auch zu gut. Zu gut? Sie war ihrer Macht über ihn zu ſicher. Es war nicht nötig ihn zu täuſchen.

Und ob er ſie mochte!

Aber als er alles erfahren hatte, ging er ſtill von dannen. Seine Stimme zitterte, als er der Liszka eine gute Nacht wünſchte, und ſeine Hand glühte, als er die ihre drückte. Worte hatte er keine; was er hätte ſagen können, ſchien ihm alles ſo plump und ſo dumm. Er trug ſein Erlebnis ſtill mit ſich fort, um es erſt in ſich zu verarbeiten. Und mit ſeiner alten Mutter, die ihm die Wirtſchaft führte, wollte er doch auch drüber reden.

Aber ſchon in den nächſten Tage wußte die Liszka, wie es um ihn ſtand. Seine Bemühungen um ſie verdoppelten ſich, er half ihr, wo er konnte; Worte hatte er keine, doch in jedem Blicke und in jeder Gebärde lag Zärtlichkeit und Hingabe für ſie.

Und das hatte der Herr Oberlehrer ganz richtig beobachtet; er ſah den großen Straubmichl in den Netzen der Liszka zappeln und durchſchaute ihre Pläne. Billigen konnte er ſie durchaus nicht, aber von ihm hatte ſie nichts zu befürchten, er ſchwieg. Wie erſtaunt war er jetzt, als das Mädel ihm feſt in die Augen blickte und ſagte: „Er hat mich gern. Viel lieber als der anner, der Lump . . . Und ich häb ehm alles g'ſaat, er weiß, wie's um mich ſteiht."

„Das iſt brav von dir, Liszka . . . Schau, ſchau . . . Hätt' ich dir nicht zugetraut . . . O, du biſt geſcheit!" rief Heckmüller lächelnd.

„Freilich bin ich geſcheit. Lieber glei' in die Donau, als ei' Lebe voll Lug und Trug. Will er mich jetz' noch — teſſék."

„Soll ich ein biſſerl nachhelfen, Liszka, hm?"

Da lächelte das Mädel. „Wird nit notwendig ſein. Der Michl fahrt morge mit mir nach Neuſatz, die Kokons abliefern."

„So ſo . . . Na, ich will ihm aber doch etwas ſagen . . . Ich weiß etwas vom Matz . . . Ja, ich weiß etwas," entgegnete Heckmüller.

Liszka bezähmte ihre Neugierde, ſie tat, als intereſſiere ſie nichts mehr, was mit jenem Namen zuſammenhing.

Da erſchien plötzlich der Straubmichl in der Tür. Er kam, um mit Liszka noch die Stunde der morgigen Abfahrt nach Neuſatz zu vereinbaren. Und das war raſch geſchehen. Dann ſagte er, zum Oberlehrer gewendet: „Wißt Ihr's ſchon, Herr Heckmüller? Des Rekuriere un' Bitte hot dem Richter nix genutzt . . ."

„Ja, ja, ich hab' gehört," warf der Oberlehrer ein und deutete Liszka mit einem Blicke an, daß der dasſelbe wiſſe, wie er ſelbſt.

„Der Matz muß uf drei Jahr' ei'rücke, da nutzt nix . . . Glei' nach der Ernt' muß er fart uf Komorn," vollendete Michl. Und ein triumphierender Blick traf Liszka, den dieſe vieldeutig erwiderte.

Heckmüller beobachtete die beiden und wußte, was in ihnen vorging. Sie ſahen die Bahn frei . . . „Ja," ſprach er jetzt, „das iſt unangenehm, wenn einer erſt im dritten Jahr hängen bleibt und ſchon geglaubt hat, er wär' frei, wie der ſtolze Matz."

Keines von beiden entgegnete etwas auf Heckmüllers Worte, und als er jetzt ging und der Straubmichl nur zögernd hinter ihm hertrabte, da hätte er darauf ſchwören mögen, daß es zur Kirweih eine Hochzeit im Dorfe geben werde. Die morgige Fahrt nach Neuſatz zum Monſieur Bêrenger aus Chamaret wird ſicher die Verlobung bringen. Na, das hätten ſich die Seidenraupen auch nicht träumen laſſen, daß ſie heuer das Hochzeitskleid für die ſchöne Liszka ſpinnen würden.

IX.

Auch im Pfarrhauſe gab es Kokons abzuliefern nach Neuſatz an die Seidenfabriken. Es war nicht viel geworden aus der Unze Samen, den der Pfarrer übernommen hatte, denn alle pfuſchten mit bei der Fütterung und Pflege der Tiere, die Juliska, der Kaplan, die Klarinéni. Am beſten waren ſie noch verſorgt, wenn der Pfarrer ſelbſt ſich ihrer annahm. Es verdroß ihn nur,

daß er dabei nicht rauchen ſollte. Dieſe neue Botſchaft hatte der Herr Kaplan ihm gebracht; es war die Weisheit der Wielandsliszka. Und die galt etwas in dieſem Falle. Der Pater Iſtvan ſchwärmte ja für ihre Seidenzucht. Die Juliska, die auch immer gern eine Zigarette im Munde hatte, ſollte zuletzt auch nicht mehr rauchend das Zimmer betreten dürfen, in dem die Zucht untergebracht war. Sie lachte nur dazu. Ihr weiblicher Inſtinkt witterte hinter der Schwärmerei des Kaplans das Intereſſe für das Mädel und nicht für die Seidenzüchterin. Sie hatte nur einen unbewachten Blick aufgefangen, damals beim Kaufmann Jellinek, und ſie erwartete mit voller Sicherheit den Tag, an dem ihr geiſtlicher Hausgenoſſen unter irgendeinem Vorwand mit der „ſchönen" Liszka in Verkehr treten würde. Sie täuſchte ſich nicht, der Tag kam. Und ſie behandelte den Pater, mit dem ſie früher gern geflirtet hatte, jetzt eiſig kalt. Er merkte es wohl, doch er ſtellte ſie nicht zur Rede, er ließ es ſich gefallen. Das beſtätigte nur ihre Vermutungen, und es reizte ſie.

Na, wenn der Bácſi davon Wind bekam! In ſolchen Dingen verſtand er keinen Spaß.

Aber was ging das ſie an? Sie langweilte ſich tödlich in dem „Neſt" und ſchmiedete ſchon Pläne für den Winter. Der Kaplan ſpielte in dieſen Plänen aber keine Rolle. Ihre Leidenſchaft war das Theater. In Preßburg hatte man ſie als Penſionärin des Kloſters ängſtlich ferngehalten von dem Stadttheater, das vor ihren Fenſtern lag, hier aber ſollte das niemandem gelingen. Temesvar war nicht weit . . . Sie wird die Mammi ſchon dafür

gewinnen . . . War nicht der Baron Simonyi entzückt von ihrem Vortrag? Wer weiß . . .

Die Seidenernte des Pfarrhauses war durch den Kaplan zum Schlusse doch noch gerettet worden, und die Klarinéni wußte ihm Dank dafür. Wenn es auch nur ein oder zwei Kilo waren, und wenn sie auch nur dreißig Frank für das Kilo erhielt, es war leicht verdientes Geld. Sie ließ den Straubmichl rufen, er sollte für sie liefern gehen. Er fuhr ja so oft nach Neusatz.

Und er kam. Der Kaplan zeigte ihm alles, überzeugte ihn, daß die Kokons reif waren, und übergab sie ihm. Er hatte sie genau so hergerichtet, wie die Liszka die ihren, und der Michel schmunzelte, als er das merkte.

„D'r Herr Kaplan hot was galernt von mein'r Braut," sagte er.

„Von —!"

„Joo . . . Sidder gescht[1]) is die Liszka mei' Braut," sagte er breit und behaglich.

Dem Kaplan war, als hätte ihn wer auf den Kopf geschlagen. Der also war es? Zu dem stieg sie herab, um der Schande zu entgehen? Stotternd entgegnete er: „Da wü-ünsch ich Ihnen Glück, Herr Straub."

„Dank schön. Des werd von selber kumme mit so ei'm brave Weib."

Pater Istvan sah in forschend an. Wußte er oder wußte er nicht? Hatte sie seine Bedingung erfüllt? Der Mann sah ihm zu zufrieden aus, zu beglückt.

„Und weiß man's schon im Dorfe?"

---

[1]) Seid gestern.

„Ah, naa. Die Liszka will noch eh'nder wallfahrte geihn. Sie is gar frumm."

„Das iſt recht. Und wann wollt ihr denn heiraten?"

„Glei' druf werd g'heiert. Mir wer'n den Herrn Pfarrer halt um an Diſchpens bitta."

„Wenn es ſein muß," ſagte achſelzuckend der Kaplan. Jetzt wußte er, daß ſeine Bedingung erfüllt worden war.

Der Straubmichl zwinkerte halb pfiffig, halb verlegen: „Jo — es hot halt Eil'."

„So ſo! So ſo!" ſprach der Kaplan und ſah den Mann ſtarr an. Beinahe hätte er gelacht. Der nahm das alſo auf ſeine Kappe. Er wollte ſogar ihn, den Kaplan, glauben machen . . . Na ja, freilich! Für den Straubmichl wäre die Liszka gewiß zu haben geweſen ohne dieſes Malheur. Ausgerechnet für ihn war ſie aufgeblüht in ihrer ganzen blonden Schönheit. So ironiſierte Pater Iſtvan den Mann in Gedanken. Aber es gefiel ihm, daß der Michl ſeine Rolle ſo gut ſpielte, daß er ſich ſo breit vor den guten Ruf ſeiner Braut ſtellte.

„Und wann geht die Liszka wallfahrten?" fragte er leichthin.

„Am Dunnerſchtag. Sie will aus Buß' — Hochwürde verſteihn mich ſchun — — uf Maria Schnee; hin und z'rick will ſe zu Fuß geihn. Ich häb mitwolle, äwer ſie leidt's nit. Allaan will ſe ſein."

„Laſſen Sie ihr den Willen, lieber Herr Straub, ſie tut recht."

„Dank ſchön, Herr Kaplan . . . Na, und die Kokons wer' ich halt abliefere. Ich wer s' ehna ſchun ufſchwätze

für die erſcht Klaſſ'. Die Baſ' Klari ſoll zufriede ſei' mit mer. G'lobt ſeis Chriſcht, Hochwürde."

So ging der Straubmichl mit ſeinem Körbchen Kokons aus dem Pfarrhaus. Er ging heim zu ſeiner Mutter.

Die war ſeit einigen Tagen ganz ſtill geworden; ſie redete nicht ungefragt mit ihrem Sohn, ſie grollte ihm. Wie ein kleiner Bub' war er vor ihr geſtanden, als er ihr alles ſagte, und ſie fuhr gar mächtig auf. Nie und nimmer werde die alte Straubin ſo eine Schwiegertochter in ihr Haus nehmen, ſagte ſie. Und ob er ſich denn als Mann nicht in die Haut hinein ſchäme, ſo einen Schritt zu tun, fragte die Mutter. Sogar mit der Auswanderung drohte ſie. Zurück nach Joſefsfeld wolle ſie gehen, wo ſie noch einen Bruder und eine verheiratete Tochter hatte, wenn der Sohn ihr das antue. Denn ſie ſtammte aus dem Nachbardorf und war proteſtantiſch. Ihre Heirat mit dem Straub aus Karlsdorf zählte zu den ſo ſeltenen Miſchehen zwiſchen evangeliſchen und katholiſchen Schwaben, und die geborene Gertrud Ulmer war nicht übergetreten, ſie war augsburgiſch geblieben. Der Sohn wurde katholiſch, die Tochter evangeliſch getauft, und dieſe hat wieder hinüber geheiratet in das Heimatsdorf der Mutter. Jeden Sonntag ging ſie mit dem Mädel hinüber zum Gottesdienſt, und drüben fand ſie auch den Schwiegerſohn. Sie war dort nicht unwillkommen; der Michel ſolle nur ja nicht glauben, daß ſie bei ihm bleiben müſſe.

Wie ein Gewitter hatte das getobt ein paar Tage lang. Der Michel ſchwieg und kränkte ſich. Er aß nichts mehr, rauchte nicht, kam ganz von Kräften. Da

ſchwieg auch endlich die Mutter. Das konnte ſie tun, reden und zanken brauchte ſie ja nicht, aber nachgeben wird ſie gewiß nicht. In ihr Haus kommt die Wielandsliszka keinesfalls. Der dumme Bub'! War er darum dreißig Jahre alt geworden, daß er ſich von ſo einer fangen ließ?

Der Michel hätte ſich die Haare ausraufen können, daß er ſeiner Mutter die volle Wahrheit geſagt hatte. Zu ſpät erkannte er, daß das gar nicht nötig geweſen wäre. Was braucht eine Mutter ſo etwas zu wiſſen? Und zurück konnte er nicht mehr. Das Mädel lag ihm ſchon lange im Sinn; nur getraut hatte er ſich nie, daran zu denken, daß ſie ihn nehmen möchte. Alles lebte auf in ihm, als er merkte, daß ſie ihm geneigt war; ein Fieber fiel ihn an, und er konnte nicht mehr von ihr laſſen. Sollte er ſie deshalb preisgeben und verachten, weil ein Schuft ſie betrogen hat? Mögen andere darüber anders denken, er wollte nichts davon hören. Und wiſſen tut es ja nur einer. Wenn der davon redet, ſchlägt er ihn nieder.

Aber die Mutter? O, das ſchmerzte ihn. Aber ſeitdem er mit der Liszka in Neuſatz war, einen ganzen Tag mit ihr allein, ſeitdem war auch das überwunden. Wie ſie alle ſich nach dem Landmädel umgeſchaut haben, die Beamten, die Offiziere, die franzöſiſchen Seidenfabrikanten — an jedem Finger könnte ſie einen „Herrn" haben, wenn ſie wollte, und doch wählte ſie ihn, den einfachen Straubmichl. Mochte die Mutter trutzen, mochte ſie auswandern zur Schweſter; ihm war jetzt alles gleich. Und da die Liszka meinte, daß er nach der

Hochzeit zu ihr ziehen solle, war ja auch alles anders. Man konnte der alten Mutter ihren Frieden lassen, sie brauchte nicht auszuwandern, wenn sie nicht wollte.

Und seitdem alles klar war, was zu geschehen habe, kehrte sein Humor wieder zurück. Er konnte und wollte sein Glück nicht verbergen.

Die alte Straubin sah es mit Staunen. Er aß heute ganz vergnügt sein Mittagbrot. Sie aber kleidete sich daraufhin resolut an, um nach Josefsfeld zu gehen und mit der Tochter ihre Zukunft zu besprechen.

Der Michl merkte gleich, als sie voll Mißbehagen die Prünellschuhe, die sie immer trug, gegen Lederschuhe vertauschte, was sie vorhabe. Er blinzelte ihr zu und lächelte sie an. Aber sie übersah ihn. Er redete ihr zu Gehör, daß es doch nicht zu verachten wäre, wenn man künftig zwei Häuser besäße und wohnen könnte, wo man wollte.

Da lachte die Straubin auf, daß das Schlagwerk der alten Schwärzwälderin zu rasseln und zu summen begann.

„Die alt' Wielandin gitt deer er Haus? Maanscht? Dem Bankert werd' sies gäwe und du konnscht d'r 's Maul abwische, du Hans Narr du!" sagte sie schneidend und band sich ihr schwarzes Kopftuch unterm Kinn. Sie war fertig. „In mei Haus kimmt nar a brav's Mädscha, des schaffe gelernt hot. Koi Putzgredl mit aner Zuwag. Des is mei letscht' Wart."

Der Michel blieb ruhig und gelassen und stopfte sich seine Pfeife nach Tisch.

„Ich loss' die Kathl halt schön grüßa, und wann

die Hochzeit is, werd se schun noch erfahre," sagte er. „Mei Motter, des könnt 'r ehr sage, konn in dem Haus wohne, sau lang se lebt. Ich geih am Hochzeitstag fart und kimm nimmei."

„Nimmei?" rief die alte Straubin entsetzt und starrte ihren Sohn an.

„Nimmei," sagte dieser und wendete sich nach der Tür. „Sau an Dickkopp wie die Motter hot der Suhn halt aa."

Und damit verließ er die Stube. Die alte Straubin aber zog wieder ihre geliebten Prünellschuhe an, als er draußen war.

* * *

Früher als die Sonne war die Liszka aufgestanden, um ihre Bußfahrt anzutreten. Es herrschte schon Leben in den Bauernhöfen; das Vieh wurde gefüttert, die Wagen aus der Scheuer in den Hof geschoben, geschmiert und zur Ausfahrt vorbereitet, aber die Gassen lagen noch einsam da und leer. Die Hähne krähten, die Schwalben orgelten und tremolierten wie im Halbschlaf auf ihren Nestern in den Hausgängen. Da trat Liszka aus der Tür ihres Hauses und schritt das Gäßl hinauf gegen die Kirche hin. Sie war dunkel, ohne alle Hoffart gekleidet, hatte keine Farben auf sich, nur ihre Wangen blühten im Rahmen des schwarzseidenen Kopftuches, und ihr Blondhaar quoll an den Schläfen ein wenig hervor. Ihre Mädchenhaftigkeit, die ihr gebot, ohne Kopftuch zum Altar des Herrn zu pilgern, hatte sie abgelegt; sie ging wie eine junge Bäuerin ihren Weg. Und an Stelle ihres mit Silber beschlagenen Gebetbuches hatte sie das be-

ſcheidene alte der Mutter genommen. Ein Roſenkranz war um das Gelenk ihrer Rechten geſchlungen, und ſo ging ſie ernſten, feſten Schrittes dahin. Sie bekreuzte ſich dreimal, als ſie das Haus verließ und beſprengte ſich ein wenig mit Weihwaſſer. Und ſchon vor der Kirche ſchlug ſie wieder ein Kreuz und betete im Weiterſchreiten ihr erſtes Vaterunſer. Ihr Blick ſtreifte flüchtig die Front des Pfarrhauſes. Die grünen Fenſterläden waren ſämtlich geſchloſſen, nur an dem kleinen Anbau, in dem immer der jeweilige Kaplan wohnte, ſtand ein Fenſter offen. Sie kam am Gemeindehaus, am „Großen Wirtshaus“ vorüber, und alles lag noch in tiefem Schlaf. Das „Große Wirtshaus!“ Die Liszka wendete den Blick ab von dem Schauplatz aller Tanzfreudigkeit und Weltluſt, wo die Kirchweih und der Faſching, die Maitänze und die ſpätherbſtlichen Feſte vor Kathrein die Dorfjugend zuſammenführten, wo auch ſie ihrem jungen Blut erlegen war. Vortänzer war der Matz, und ſie hatte ihm den Kirchweihſtrauß auf den Hut binden dürfen; den erſten Reigen durfte ſie mit ihm tanzen, während die anderen vor Neid platzten. Aber der Matz forderte ſeinen Lohn für dieſe Ehre, und ſie gab ihn ohne viel Widerſtreben; wie im Rauſch war ſie mit ihm aus dem heißen Tanzſaal hinausgeſtürmt in die Sommernacht.

Sie griff nach ihrem Roſenkranz und betete ein zweites Vaterunſer. Dabei hatte ſie den Höhepunkt des Dorfes überſchritten; die Hauptgaſſe neigte ſich wieder, floß in der Ebene dahin und ergoß ſich in die breite, weiße Komitatſtraße, die in die Ferne führte. Auf den Gipfeln der ſlawoniſchen und ſerbiſchen Berge jenſeits

der Donau blitzte die Sonne auf; die Lerchen trillerten hoch in den Lüften, und auch sie wurden schon von ihren ersten Strahlen getroffen. In dem Feldgebreite, das sich weithin dehnte, wogte das Getreide wie ein Meer. Und schon wurden überall die Sicheln und Sensen gedengelt zum Schnitt.

Als die Frühglocke geläutet wurde, schritt die Liszka schon durch Josefsfeld, und sie betete auch vor dieser Kirche ihr Vaterunser, unbekümmert darum, daß dieselbe ein evangelisches Gotteshaus war. Sie gedachte dabei der Mutter des Michel . . . Vielleicht hilft ihr der liebe Gott doch noch, sie umzustimmen.

Offiziere begegneten ihr in Josefsfeld und sahen ihr erstaunt nach. Den einen kannte sie vom Sehen, es war der Graf, der oft durch Karlsdorf ritt . . . Man sagte, daß ihm die Juliska gefalle.

Die bis dahin einsame Straße belebte sich von jetzt ab mit Bauernwagen und mannigfachen Gefährten. Sie grüßte jeden deutschen Wagen mit „G'lobt seis Chrischt", und die Bauern rückten den Hut und dankten ihr; sie erkannten den Zweck ihres Ganges und luden sie nicht ein, mitzufahren, wie dies sonst üblich ist. An herrischen Wagen sah sie vorbei, denn die Insassen derselben belästigten sie nur mit kecken Zurufen; sie hatten keine Achtung vor dem Gebetbuch und dem Rosenkranz in ihren Händen. Daß sie sauber sei, wußte sie ohnehin. Brauchte ihr's nicht jeder herrische Laffe zu sagen.

Mittags kam sie an dem Felsen der Festung von Peterwardein vorüber. Wie oft hatte sie ihn nicht schon gesehen, wenn sie nach Neusatz kam. Wie oft war sie

nicht auf der Schiffbrücke über den Strom hinübergeschritten. Aber so gewaltig wie heute war ihr diese Donaufestung noch nie erschienen. Hoch oben, auf dem Kamm des Felsens, wurde jetzt eine Fahne geschwenkt, eine Glocke hallte über den Strom hin, und die Schiffbrücke teilte sich langsam in der Mitte; sie öffnete eine Gasse für den Dampfer, der die Bergfahrt von Belgrad her machte. Vielleicht war wer aus dem Heimatsdorf auf dem Schiff. Aber was kümmerte das sie? Ihr war viel lieber, sie wurde heute nicht gesehen. Die Leute hätten sich doch nur unnötige Gedanken gemacht über ihre Wallfahrt. Und sie bog rasch ab auf den wohlbekannten Weg nach Maria-Schnee. Jedes Jahr pilgert die Gemeinde Karlsdorf einmal hierher und sie war oft genug mit dabei, aber allein hatte sie den Weg nach dem Gnadenort noch nie gesucht. Sie dachte viel Schönes auf diesem Wege, viel Gutes, und hatte ihren Rosenkranz schon zweimal durchgebetet. Sie wollte dem ehrlichen Straubmichel ein braves Weib sein und nie vergessen, was er für sie getan. Sie wollte ihm die Mutter versöhnen. Auch dem Oberlehrer Heckmüller dankbar zu sein, gelobte sie sich. Er hatte geschwiegen, selbst gegenüber der Frau Rosa. Und auch dem Herrn Kaplan, der ihr diesen Bußgang aufgetragen, und der sie zur Wahrhaftigkeit verhielt, war sie Dank schuldig. Sie wollte für alle hier beten, auch für ihn, der sie hergeschickt hatte. In ihrem tiefsten Innern regte sich etwas für ihn wie Mitleid. Ihr war, als ob sie ihn bedauern müßte. So jung und frisch, so lebensfreudig, und ausgeschlossen von der Liebe, von der Freude am eigenen Herd, von

der Familie. Er tat ihr leid, denn sie merkte nur zu oft, daß sie ihm gefalle.

Dort winkte schon die Gnadenkirche. Wie erhaben kam sie ihr nicht heute vor. Und aus der Kinderzeit klangen ihr die Worte des Pfarrers im Ohr, der ihnen einmal in der Religionsstunde von dieser Kirche erzählte. Mitten im Schlachtfeld von Peterwardein liege sie, dort, wo der Prinz Eugen die Türken besiegte. Und immer am Tage der Schlacht, jedes Jahr, wallfahrten die Menschen aus der Umgebung hierher, um für die armen Seelen der Gefallenen zu beten. Längst, längst hatte sie das vergessen. Heute aber öffneten sich alle Kammern ihres Innern; Verklungenes und Verschollenes stieg in ihr empor, und der Gedanke, daß noch nach Jahrhunderten für die gebetet werde, die hier für das Vaterland gestorben sind, rührte sie bis zu Tränen.

Sie hörte einen Schritt hinter sich, der immer näher kam. Aber sie wendete sich nicht um, sie blieb versunken in ihre frommen Gedanken und lispelte leise Gebete vor sich hin.

„Das ist brav, Liszka, daß Sie Ihren Vorsatz so tapfer ausgeführt haben," sprach plötzlich eine Stimme neben ihr.

„Jesus, Maria und Josef, der Herr Kaplan!" rief die Liszka erschrocken.

„Warum erschrecken Sie? Ich habe ihnen doch gesagt . . ."

„Ich war so verloren, so in Gedanken . . . Und hab' auch gemeint, der Herr Kaplan wären schon in der Früh dagewest."

„Nein, liebe Liszka, ich bin mit dem Schiff gekommen. Und ich wollte an Ihrer Seite sein. Ein männlicher Schutz ist in dieser Gegend für eine einsame Wallfahrerin immer gut."

„Freilich, Hochwürden. Ich dank' auch schön."

„Da ist serbisches Gebiet. Und es gibt auch zuchtlose Soldaten, die hier herumschweifen. So eine schöne Wallfahrerin sollte doch nicht ganz allein sein."

„Ich hab gedenkt, das Gebetbuch und der Rosenkranz sind mein bester Schutz," sagte Liszka.

„Auf dem Hinweg vielleicht. Nicht aber auf dem Heimweg. Ich will Sie begleiten, liebe Liszka und mich mit Ihnen heute aussprechen," entgegnete Pater Istvan, und sein Blick ruhte warm auf ihrem errötenden Gesicht.

Sie schwiegen, und Liszka versuchte wieder leise zu beten. Aber sie kam nicht mehr in die frühere Stimmung. Neben ihr schritt etwas einher, das sie befangen machte, das ihre Gedanken ablenkte.

Die Sonne brannte heiß hernieder auf die stillen Wanderer, doch das Ziel war nahe. Liszka schien müde; sie hatte nichts zu sich genommen, als sie vom Hause fortging, hatte nirgends gerastet und wollte nüchtern vor den Altar der Gottesmutter hintreten, wie an den Tisch des Herrn, wenn es zur Kommunion ging. Niemand hatte ihr das geboten, aber sie legte es sich selbst auf und erzwang es auch. Und als sie vor den steinernen Stufen der Kirche angelangt war, bat sie den Kaplan, voranzugehen. Er hatte sein Brevier in der Hand, wie sie ihr Gebetbuch; ihm war, als täte auch er einen Bußgang da neben ihr, als hätte auch er manches zu be-

reuen. Und wie aus einem Traum erwachte er, als ſie die Bitte an ihn richtete. Er tat ihr den Willen und ging voraus in die Kirche.

Sie aber ließ ſich an der Kirchentür auf die Knie nieder und rutſchte langſam, betend, das verzückte Geſicht aufwärts gewendet, bis zum Altar der Jungfrau hin. Und in dieſem Augenblick war ihr, als hätte ſich ein Wunder vollzogen — es regte ſich ein zweites Leben in ihr. Mit ausgebreiteten Armen kniete ſie dort und betete lange und inbrünſtig, während ihr Begleiter mit geſenktem Haupt in einem Kirchenſtuhl kniete. Langſam ermatteten Liszkas Arme und ſenkten ſich; endlich lag ſie nur noch auf den Stufen.

Sie hatte für ſich und ihr Sündkind, deſſen Daſein ſie zum erſtenmal empfand, für ihren künftigen Mann und für alle gebetet, die ihr lieb waren, und denen ſie ein Vaterunſer ſchuldig zu ſein glaubte; auch für den jungen Prieſter, der jetzt hinter ihr kniete und leiſe ihren Namen ausſprach, ſie mahnend, daß es genug ſei.

Es ſchlug drei Uhr, als Pater Iſtvan ſie aus der Kirche hinausgeleitete, und es war Zeit, ſich für den Rückweg zu kräftigen.

Als Liszka wieder auf den weißen Steinſtufen vor der Kirche draußen ſtand und ihr Blick hinſchweifte über die ſchöne Gotteswelt ringsum, dieſes Paradies von Ährenfeldern und Weinbergen, durch das der mächtige Donauſtrom ſo lautlos hinzog in die Ferne, da war ihr ſo leicht, ſo frei und ſo ſelig um das Herz wie noch nie. O ja, ſchon einmal war ihr ſo — nach der erſten Beichte in den Kindertagen, nach der erſten Kommunion. Ge-

reinigt von allem Irdiſchen kam ſie ſich vor; ſie fühlte Flügel an ihren Armen und meinte, ſie könnte fortſchweben in die Welt hinaus.

Der Kaplan ſah, wie blaß ſie war, und er erfuhr erſt jetzt, daß noch nichts über ihre Lippen gekommen war, nicht einmal ein Tropfen Waſſer. Es ſchien ihm, als ſchwanke ſie über die Stufen hinab, und er umfing zart ihren Leib von rückwärts und geleitete ſie. Auf feſtem Boden gab er ſie wieder frei. Und ſie traten alsbald in eine Gaſtwirtſchaft und aßen ein wenig. Der Kaplan beſtellte roten Karlowitzer, der auf jenen Höhen wuchs, über denen die Sonne jetzt ſtand. Und der ſtärkte Liszka, der weckte ihre Lebensgeiſter und brachte ihr Blut wieder in Wallung.

Pater Iſtvan Michlbach ſchlug jetzt einen anderen Ton an. Er betrachtete alles als abgetan, was hinter ihnen lag, und hielt die Bußfahrt für beendet. Und er rückte mit allerlei Vorſchlägen heraus. Er wollte der Liszka die obere Feſtung von Peterwardein zeigen, die Ausſicht nach Neuſatz hinüber und nach der Kriegsinſel und vieles andere. Und abends würden ſie mit dem letzten Semliner Dampfer heimwärts fahren.

Die Liszka war nicht dafür zu haben. Ein anderes Mal wolle ſie das mit ihm machen; für heute hatte ſie gelobt, zu Fuß heimzuwandern.

„Ein anderes Mal?“ fragte er warm und hielt ihre auf dem Tiſch liegende Rechte feſt. „Gewiß, ein anderes Mal?“

„Gewiß,“ ſagte ſie und errötete unter ſeinem Blick.

„Noch vor der Hochzeit?“ fragte er dringend.

„Wann Ihr wollt, Hochwürden," ſagte ſie mit niedergeſchlagenen Augen.

„Ich werde Sie beim Wort nehmen," ſprach er und lächelte ſie gar ſeltſam an. „Jetzt aber iſt es Zeit, daß wir gehen."

„Ja, ja," ſagte die Liszka, „ich hab' ein' weiten Weg vor mir."

„Ich begleite Sie."

Sie ſah ihn groß an. „Bis haam?"

„Bis nach Hauſe. Darf ich Sie in den Abend hinein allein gehen laſſen?"

„Wann ſich's nar (nur) aa ſchicka tut. Wann's nar ka Rederei gitt," erwiderte ſie befangen. „Recht wär's m'r ſchun."

„Darum wollen wir uns nicht bekümmern, liebe Liszka."

Und ſie brachen auf.

Lange ſchwiegen ſie. Dann aber kamen ſie ins Plaudern. Er erzählte von ſeiner Jugend, von ſeiner Mutter, die auch ſo fromm geweſen ſei wie ſie, die Liszka. Sie hatte ihn dem lieben Gott verſprochen, als er in einer ſchweren Kinderkrankheit lag, und wie er dann wieder geſundete, mußte ſie ihr Wort halten. Am liebſten wäre er Soldat geworden, Reiteroffizier, aber er fügte ſich in den Willen der Mutter.

Und die Liszka geſtand ihm, daß auch ſie heute ein ähnliches Gelöbnis getan habe ...

Der Kaplan ſchüttelte mißbilligend den Kopf. Das hätte er wiſſen ſollen. Darum hätte ſie ihn fragen

müſſen. Er würde ihr nicht dazu geraten haben. Frei ſoll jeder Menſch über ſich ſelbſt beſtimmen können.

Die leiſe Verſtimmung, die dieſes Geſpräch zurückließ, wich bald. Die Landſchaft, durch die ſie ſchritten, war ſo herrlich, der Tag ſo einzig ſchön. Viele Wieſen blühten noch im vollen Farbenzauber, der Duft von jungem Heu lag in der Luft, und es war ein Gären und Reifen überall in dem fruchtbaren Gelände. Der Frühſommer mit all ſeiner Süße, ſeiner Gewitterſchwüle, ſeinen Spannungen und Entladungen, ſchwebte wie das Schöpfungsgeheimnis über der ſchwellenden Erde. Die Schmetterlinge taumelten gepaart in ſeliger Vereinigung über Wieſen und Felder hin, die Vögel lockten einander, gurrten, balzten und ſtimmten Jubellieder an, während die Sonne ſich langſam ſenkte. Es erklang ein Chor der Luſt, der Freude in der ganzen Natur.

Und da ging ein junges Weib, das den ſchwellenden Frühſommer in allen Gliedern trug; und es hatte Buße getan für eine Sünde, die vor der Natur nur die Erfüllung einer Beſtimmung war.

Und da ſchritt ein junger Mann, die ganze Gewitterſchwüle ſeiner vierundzwanzig Jahre in den Gliedern, lechzend nach Erlöſung, nach Erfüllung; aber es war ihm verboten, dieſes Weib zu umfaſſen, es zu küſſen und mit ihm zu verſinken in der Seligkeit dieſer ſchönen Stunde.

Die Dämmerung brach herein, und die beiden einſamen Wallfahrer waren immer ſtiller geworden. Nahe nebeneinander gingen ſie dahin. Bald ſtreifte ihr Kleid an das ſeine, bald prallten ihre Arme aneinander, bald berührten ſich zufällig ihre Hände. Er war um einen

Kopf höher als ſie, und ſein heißer Atem ſtrich ſtändig an ihrer Wange vorbei. Ihr war ſo ſchwül, ſo ſchwer in den Gliedern, ſie hatte ſich doch vielleicht zu viel zugemutet. Er merkte es und bot ihr ſeinen Arm als Stütze.

Und ſo ſchritten ſie, ſanft aneinander gelehnt, in die Frühſommernacht hinein ...

X.

Ein Fremder war im Dorf erſchienen, ein hochgewachſener, blonder Herr mit einem Vollbart und blauen Augen. Im hellen Sommeranzug, in gelben Schuhen und mit einem gar feinen Strohhut auf dem Kopfe kam er und trug einen feſten Stock in der Rechten. Sonſt nichts. Die ihn beobachteten, wie er neugierig und doch ſo freundlich alles im Dorf beguckte, wie er herzlich für jeden Kindergruß dankte, fragten ſich, wer der fremde Herr wohl ſein mochte. Er war zu Fuß von der Bahnſtation oder von Joſefsfeld her gekommen. „Des tut kei' hieſiger Herr," ſagte der Poſtmeiſter, der ihm nachblickte, „'s muß a ganz fremder ſin."

Aber es war kein ſolcher. Der Fremde ſtellte ſich im Gemeindehaus vor als Georg Trauttmann aus Roſenthal. Er war ein banater Schwab' aus Amerika, der zu Beſuch in der Heimat weilte. Ein Waſſerbauingenieur, der ſchon manches große Werk geſchaffen. Was ihn nach Karlsdorf geführt? Nur das Intereſſe für die hieſigen Dammanlagen, von denen er ſchon als Knabe gehört habe in der Dorfſchule. Wenn er ſich nicht irre, mußte da Ende der ſechziger Jahre, als er daheim auf der Schulbank ſaß, ein großes Unglück geſchehen ſein. Man

erzählte den Schulkindern davon. Und dann kamen zur Erntezeit fremde Schnitter auch nach Rosenthal, Schwaben, die um Haus und Hof gekommen waren durch ein großes Wasser. Das wären die Karlsdorfer, hieß es. Auch in seinem Vaterhaus wurde ein Ehepaar aufgenommen ... Ob seine Zeitangabe stimme? fragte der Gast.

Sie stimmte, der Klugsbaltzer mußte es bestätigen. Und er faßte sogleich Vertrauen zu dem Amerikaner, den solche Kindheitserinnerungen mit seiner Gemeinde verknüpften. Womit er ihm gefällig sein könne, was er schaffe, fragte der Richter.

Nichts wollte er als die Erlaubnis, die großen, alten Dämme an der Donau und der Theiß besichtigen zu dürfen. Und vielleicht einen Führer sollte man ihm mitgeben. Er wisse, daß er sehr ungelegen komme, denn die Ernte stehe vor der Tür; aber da er schon einmal hier wäre, wolle er doch nicht unverrichteter Dinge wieder heimkehren in sein Dorf.

Wie gerne wurde diese Erlaubnis gewährt! Wie willkommen war solch ein Gast!

Der Klugsbaltzer, dessen Pferde sämtlich in der Arbeit waren, ließ sogleich den Gevatter Haffner herüberbitten ins Gemeindehaus. Er sollte einspannen.

Indessen bewies Georg Trauttmann, daß er recht genau unterrichtet war über Karlsdorf; der Klugsbaltzer konnte ihm nichts Neues erzählen über die Anlage der Kolonie. Er wußte, daß die Urgroßväter der heutigen Ansiedler, im Verein mit dem deutschbanater Grenzregiment, die altberühmten Wasserwerke gebaut haben, die zu sehen und zu studieren er gekommen war.

Der Haffnerslippl kam und war ſogleich bereit. Auch ihm gefiel der Fremde ungemein. Auch ſeine Eltern ſeien im Jahre 1868 in Roſenthal im Schnitt geweſen, ſagte Haffner, weil ihnen daheim die Ernte ertrunken war. Vielleicht waren ſie es, die in Trauttmanns Vaterhaus Aufnahme fanden. Jedenfalls bitte er ſich die Ehre aus, dieſen Herrn aus Roſenthal beherbergen zu dürfen, wenn er über Nacht da bleibe.

Ein herzlicher Händedruck Trauttmanns lohnte dem Haffnerslippl dieſe Worte. Dann aber gab er dem Wunſche Ausdruck, auch den Herrn Stromingenieur kennen zu lernen. Der ſollte nicht meinen, daß ein Unberufener hinter ſeinem Rücken ſich da wichtig machen wolle. Der Klugsbaltzer warf einen raſchen Blick nach Haffner. Und dieſer lachte auf. „Des trifft ſich gut," ſagte er, „daß des Herrle nit d'rhaam is, ſunſcht hätt' ich nit ei'g'ſchpannt. Ich nit." Und man erzählte Trauttmann das Notwendigſte über Gergely und ſein ſchiefes Verhältnis zum Dorfe. Beide Männer beklagten es bitter, daß der Herr Stromingenieur auch die Zeit vor der Ernte wieder nicht genützt habe zur Ausbeſſerung der Schäden, die das letzte Hochwaſſer zurückgelaſſen. Willige Arbeitskräfte in Hülle und Fülle ſeien da, man müſſe nur immer die richtige Zeit wiſſen. Der Herr aber wäre auf Urlaub, führe, wie man höre, ein Luderleben am Plattenſee, und an den Dämmen draußen ſei alles ſo, wie es im April geweſen. Man wäre ohnehin willens, ſich zu beſchweren, erzählten ſie. Da konnte ihnen niemand willkommener ſein als ſolch ein Gaſt.

Und die drei Männer fuhren hinaus in die Ried-

felder und nach den Dämmen. In goldiger Herrlichkeit lag die Ernte vor ihnen ausgebreitet. Noch drei Tage bis Peter und Paul, und dann begann der Schnitt; denn Peter und Paul machen die Kornwurzel faul, heißt ein altes Wort, das namentlich für den Süden gilt.

Der riesige Donaudamm, auf dessen Krone man dahinfuhr, zog sich drei Meilen fort. Sein kleines Vorland bildeten Auen, die als Überschwemmungsgebiet galten und die sich auch in sein Hinterland erstreckten. Quer- und Paralleldämme durchschnitten das weite Gebiet, zwischen ihnen immer die Tafeln von zweihundert und mehr Joch Getreidefelder. Fetter, unbezahlbarer Boden. Ein Paradies von Fruchtbarkeit.

Georg Trauttmann widmete diesem Damm, seinen Sicherungen und Hinterwerken einen Tag. Und einen zweiten dem besonders wichtigen Schutzdammsystem an der Theiß, die die nördliche Grenze des Karlsdorfer Besitzes bespülte und am äußersten Spitz, wo die Hauptdämme einander begegneten, in die Donau mündete. Zwei Nächte verbrachte Trauttmann als Gast im Hause des Haffnerslippl, dessen stille Frau und ihr Schicksal, das er sich bald zusammenreimen konnte, ihn mächtig ergriffen.

Mit seinem Urteil über den Zustand der Dämme hielt er lange zurück. Aber sein Gesicht wurde immer ernster. Und er war zuletzt ganz einsilbig geworden. Nur zu sehr fand er die Klagen der Männer berechtigt über den Beamten, dem das alles anvertraut war, in dessen Händen das Schicksal von Tausenden lag. Es widerstrebte ihm, den Abwesenden noch schwärzer zu

malen, als er diesen Leuten schon erschien. Aber je einsilbiger er wurde, desto dringender forderten sie sein Urteil, seinen Rat.

Um zu lernen, war er gekommen. Er glaubte, hier ein Werk in seinem Vaterland gefunden zu haben, an dem er sich laben konnte. Er fand es verrottet und verwahrlost. Und anstatt zu lernen, sollte er belehren, warnen. Verdienten diese Braven nicht, daß man ihnen die Wahrheit sagte?

Am zweiten Abend hing der Straubmichel sich die Trommel um und ging durchs Dorf. So hart war das Urteil Trauttmanns, daß der Klugsbaltzer allein nicht die Verantwortung tragen wollte für die Zukunft. Er ließ die Männer, die Zeit hatten, ins Große Wirtshaus zusammenbitten, damit sie alle das hören, was dieser ehrliche, unbestochene Freund zu sagen wußte. „A berühmter Inscheneer is do, a Schwob aus Amerika, und der will a Redd' halta über unser Darf und die Wasserg'fahr. Der Richter loßt alle Männer ei'lade!"

So rief der Straubmichel seinen Auftrag bei den Kreuzungsstellen der Dorfgassen aus. Und die blasse Frau Gergely, die mit ihrer vollen Kinderstube daheimgeblieben war, steckte auch den Kopf zum Fenster hinaus und hörte es mit Staunen. Ging das gegen ihren Mann?

Die Bauern hatten jetzt anderes zu tun als Vorträge anzuhören. Aber die wichtigeren Männer kamen doch. Der Klugsbaltzer, der Haffnerslippl und sein Sohn Jörgl, die Gerichtsbeisitzer und Geschworenen, der Postmeister und der Oberlehrer Heckmüller, der alte Wichnersepp, viele Großbauern und sogar der lustige Bindersmichel, der

Schweineschlächter des Dorfes, waren gekommen. Und sie horchten gespannt auf das, was der Landsmann aus Amerika ihnen zu sagen hatte. Seine schwäbelnde Art, seine Bescheidenheit und die Ruhe und Festigkeit, mit der er sprach, gewann sie alle. Ohne jede Absicht sei er hierher gekommen, nur um seine alte Heimat näher kennen zu lernen und hier vielleicht etwas zu lernen. Sein Lebensberuf sei der Wasserbau. Er könne ihnen nicht erzählen, was er alles schon gemacht habe; sie möchten ihm aber glauben, daß er drüben in Amerika in seinem Fach gesucht und geachtet wäre. Gelernt hätte er hier bei ihnen allerdings etwas in diesen zwei Tagen — er habe erkannt, wie langmütig und gütig der Himmel sei. Denn nur dieser Langmut und dieser Güte verdanken sie es, daß sie nicht jedes zweite oder dritte Jahr ein neues 1868 erleben. Die Dämme, die er gesehen, seine ein großes Werk früherer Zeiten, aber die heutige technische Wissenschaft müsse sie verwerfen. Daß sie in 150 Jahren nur viermal zerstört wurden und sonst stets nur kleinere Schäden erlitten, müsse er als ein Wunder erklären.

Und er entwickelte nun seine Ansichten ausführlich und bedauerte immer wieder, daß sein Kollege, der Herr Stromingenieur, nicht hier sei, denn gerade ihm könnte er ja alles am deutlichsten sagen. Die Bauern machten da lebhafte Zurufe, paßten aber gleich wieder auf, daß ihnen nichts entgehe von seinen Ausführungen. Vielen blieben freilich nur einzelne Schlagworte im Ohr haften, aber auch das war schon ein Gewinn. Und die wichtigsten Männer verstanden den Redner ganz gut. Die Karls-

dorfer Dämme und Deiche seien französische Erddämme, sagte Trauttmann, die man heute nicht mehr baue. Man arbeite heute in der ganzen Welt nach englischem System. Aber auch vom Standpunkt des französischen Erddammes gesehen, seien ihre Dämme mangelhaft. Das sei namentlich bei den Nachbesserungen und an Bruchstellen kenntlich. Da habe Vorsicht und Einsicht gefehlt. Die Pflasterung des Dammkopfes, der als Straße diene, sei schlampig durchgeführt und überall schadhaft. Die Niederschläge sickern von oben ein; sie erweichen den Damm stellenweise, so daß er seine Widerstandskraft verliert. Das wasserseitige Flechtwerk sei alt und verfault. Es habe früher gewiß gute Dienste geleistet, denn Flechtwerk sei elastisch und biete immerhin Schutz. Man habe aber seit Jahrzehnten ganz andere Dammsicherungen erfunden. Eines dürften sie unbedingt fordern: daß ihre beiden Hauptdämme endlich den englischen Charakter erhalten, daß sie einen Tegelkern bekommen. Ohne einen solchen undurchlässigen festen Kern werden heute nirgends mehr so wichtige Dämme gebaut.

Fort mit allen Erddämmen! müßte die Losung der Gemeinde lauten. Und wenn man ihren Ruf nicht hören sollte, wäre zu überlegen, ob die Gemeinde nicht zur Selbsthilfe greifen sollte. Denn das, was er hier gesehen habe, sei eine ständige Herausforderung an die beiden Flüsse, wieder einmal zu zeigen, was sie könnten. Die Gemeinde möchte nur gleich eine Eingabe machen und um eine strenge Überprüfung ihrer Wasserwerke durch die Fachmänner des Komitats oder des Ministeriums ersuchen. Das war das eigentliche Ergebnis dieses un-

verhofften Beſuches im Dorfe, der noch lange nachwirkte in den Gemütern.

Und ſeine Ratſchläge wurden ausgeführt, denn Trauttmanns Worte machten den tiefſten Eindruck. Die Eingabe an das Komitat ging ab, während Gergely Vilmos am Plattenſee weilte und ſeinen Urlaub weit überſchritt. Wer ſollte ihn zur Rechenſchaft ziehen, den Neffen des Vizegeſpans? Der Notär hütete ſich, eine Anzeige gegen ihn zu erſtatten.

Seine Frau aber mußte indeſſen manchen Weg zur Klarinéni im Pfarrhauſe tun, um das Geld für ſeinen Badeaufenthalt zu beſchaffen. Gegen einen guten Schuldſchein und zwölf Prozent war dort immer wieder etwas zu haben. Man lieh im Pfarrhauſe freilich in der Regel nur an Behauſte und Anſäſſige, nicht an Beamte ohne Ar und Halm; aber der Herr Stromingenieur hatte neuerdings einen ſo guten Bürgen, daß man ihm nichts abſchlagen konnte. Mit Stolz berichtete es Frau Gergely der Klarinéni — der Onkel Vizegeſpan habe ſich herabgelaſſen, für den Vilmos zu bürgen. Nun, der Herr von Tallianffy war ein gar mächtiger Mann. Er konnte gelegentlich das Domkapitel daran erinnern, daß in Karlsdorf ein ſehr befähigter alter Pfarrer namens Jakob Horvat ſitze, der ſchon lange auf ſeine Ernennung zum Domherrn warte. Und hat man nicht Beiſpiele, daß auch der Biſchofsſtuhl einem ſo außerordentlichen, einem ſo nationalen Pfarrer erreichbar iſt? Die Klarinéni war nicht dumm. Sie dachte auch weiter. Und ſie lieh dem Gergely immer wieder Geld, wenn die Frau mit der Unterſchrift des Onkels kam.

Aber ſie ließ ihm doch ſagen, er möchte endlich heimkommen, wenn er nicht das ganze Dorf gegen ſich aufbringen wolle. Der Ingenieur aus Amerika habe ihn beinahe unmöglich gemacht.

XI.

Reich war die Ernte des Jahres geweſen, alle Speicher und Vorratskammern, alle Gefäße und Gebinde erwieſen ſich als zu klein und zu gering an Zahl. Die Hausböden konnten den Weizen kaum tragen, der dort in goldiger Fülle aufgeſchüttet lag; und noch war dieſer nicht ganz geborgen, winkte ſchon die Pflaumen- und Zwetſchkenernte. In allen Bauernhöfen dampften die Keſſel, überall wurde Slibowitz gebrannt. Weithin dehnte ſich das mit Pflaumenbäumen bepflanzte Gebiet; an die dreißigtauſend tragfähige Bäume zählte man, und ſie hatten ſich gebogen unter der Laſt ihrer Früchte.

War das eine fröhliche Ernte! Jung und alt war mit dabei; denn die Bäume zu ſchütteln, daß es praſſelte, und die Früchte aufzuklauben, gilt nicht als Arbeit, das iſt ein Vergnügen. Da mag jeder eſſen, ſoviel ſein Ränzlein faſſen kann; keiner Genäſchigkeit ſind Zügel angelegt, die Gebinde reichen ja ohnehin nicht zu. Und während die Männer die eingemauerten hohen Kupferkeſſel, die von den Finanzern wieder entſiegelt worden ſind, füllen und heizen, ihr Pfeifchen rauchen und vergnüglich harren, bis es unten tropft und rinnt, kochen die Frauen die Leckwar'[1]) für den Winter und füllen

[1]) Leckware, Pflaumenmus.

Töpfe, Kannen und Gläſer. Das gibt manchen guten Marktgroſchen im nächſten Frühjahr, wenn die Städter ſo etwas nicht mehr haben und gut bezahlen. Und nach der Pflaumen- und Zwetſchkenernte kam die Traubenleſe, kam der Wein. Zuletzt aber wollte auch der Kukuruz gebrochen, wollten die „Krumpiern“ (Kartoffel) ausgenommen ſein. Fröhliche Arbeit über und über bis in den Spätherbſt, wo dann ein ſtrenges Regiment anhebt; denn die Felder müſſen gepflügt, die Weingärten zugedeckt und die Winterſaaten beſtellt ſein, ehe Froſt eintritt. Bis nach Allerheiligen währt dieſe Arbeit, und oft iſt ſie noch nicht beendet, wenn die erſten Schneegänſe ſchreien, die in hellen Scharen durch die Lüfte heranſegeln, in den Auen einfallen und ſich für den Winter anſiedeln.

In die vergnügliche Zeit nach dem Schnitt fällt die Kirchweih, fallen die großen Schulferien, die Wallfahrten und die Märkte. Man ſieht Gäſte bei ſich und fliegt ſelbſt aus zu den Kirchweihfeſten der Nachbardörfer oder auch nach fernen deutſchen Anſiedlungen, um alte Freundſchaften, Familien- und Verwandtſchaftsbande zu pflegen und zu erhalten.

Und in dieſer ſchönſten Zeit des dörflichen Jahres gab es auch heuer wieder Beſuche die Menge in Karlsdorf. Alle die Studenten waren heimgekehrt, denen es in Ungarn wie ein Spott anhängt, daß ſie Schwaben ſind, und von denen ſich ſo viele bemühen, ihre Abſtammung zu verleugnen. Sogar Heckmüllers Älteſter, der Franz, war aus der Schweiz zu Beſuch gekommen. Ein ſeltener Vogel unter den Pflanzen der heimiſchen

Lehranſtalten, die zumeiſt von ſchiefem Wuchs waren. Mitten unter all den kleinen Janitſcharen ſtand er wie ein Wunder da. Deutſch war er geblieben: Dozent an der Technik in Zürich war er geworden, und die Hochſchulprofeſſur konnte ihm nicht mehr entgehen.

Frau Roſa war glücklich. Und Heckmüller tat gar ſtolz mit ſeinem Franz. Überall hin begleitete er ihn, zu Verwandten und Freunden, die er ſeit Jahren nicht mehr geſehen hatte. Und es gab ſo viel zu beſprechen, auch vom öffentlichen Leben. Alles, was den Vater, was die Gemeinde beſchäftigte, wurde durchgeſprochen, auch im „Großen Wirtshaus", im Kreiſe der Männer. Franz wußte ſo anſchaulich zu erzählen von den friedlichen Zuſtänden in der Schweiz, wo drei Sprachen, das Deutſche, das Franzöſiſche und das Italieniſche, nebeneinander lebten und ineinanderfloſſen, wo einer ſich in den anderen fügte und jeder blieb, der er war, wo alle miteinander nur einem praktiſchen Ziele zuſtrebten: den Wohlſtand zu mehren und ſich zu bilden. Wenn man dem Franz glauben durfte, gab es dort nationale Reibungen ebenſo wenig wie religiöſe Gegenſätze. Niemand herrſchte, keine Kaſte und keine Nation beſaß ein Privilegium auf öffentliche Ämter; in dem einen Kanton verwaltete man deutſch, im anderen franzöſiſch, im dritten italieniſch, in einem vierten und fünften zweiſprachig, und wer ein Amt haben wollte, mußte eben die Volksſprachen, die an dem Orte üblich waren, verſtehen, ſonſt bekam er es nicht. Eine Beamtenſippe, die den Anſpruch erhöbe, daß das Volk ihre Sprache lerne, würde man dort ſtäupen, ſie wäre eine Spottgeburt für alle, ſagte der Franz. Die Beamten

wären dort eben die Gehilfen und Vollſtrecker ſeiner Wünſche, nicht die Herren des Volkes.

Die Nachwirkungen dieſer Geſpräche mit dem Vater und den Männern des Dorfes waren tief. Gerade weil ſie ſo abſichtslos geführt wurden, gingen ſie ins Gehör der Leute. Der Ing. Dr. Franz Heckmüller war ja den kleinlichen Verhältniſſen ſeiner Heimat längſt entfremdet, und ſein Ehrgeiz flog höher. Er konnte nur lächeln über den Gedanken des Herrn von Gergely, daß er ihn einmal verdrängen wolle. Das lag weit hinter ihm. Er war ein verlorener Schwabenſohn von denen, die nichts mehr erſtrebten in der Heimat . . . Am liebſten hätte er ſich aufgemacht, um den Georg Trauttmann zu ſuchen, der zwei Wochen vor ihm dageweſen war, ſo ſehr intereſſierte ihn dieſer Mann. Mit Erſtaunen hörte er von deſſen Mahnungen und Ratſchlägen. So dachte auch er ſchon lange über die Lage des Heimatsdorfes . . . Und was hatte dieſer Mann dem Haffnerslippl geantwortet, als dieſer ihm ſein madjariſiertes Kind und ſeine ſchwerkranke Frau vorſtellte? „Ein Dorf, wie das Ihre müßte längſt ein deutſches Familienheim in Szegedin haben. Das dürfte nicht vorkommen.“ Sonſt ſagte er nichts. Aber das ganze Dorf zehrte auch von dieſem Wort; es ging langſam auf wie ein Samenkorn. Franz beneidete den Unbekannten um dieſe Ausſaat.

Und noch eines hatte Franz Heckmüller in das Vaterhaus und in das Dorf gebracht: die Freude an Geſang und Muſik. Er ſpielte ſtundenlang bei offenen Fenſtern auf dem alten Klaviere und ſang ab und zu auch ein ſchönes Lied, denn er beſaß eine ganz gut gebildete

Baritonſtimme. Das hatte der Oberlehrer, der wohl ein guter Organiſt war, ganz vernachläſſigt; um das Klavier bekümmerte er ſich wenig, und auch der Frau Roſa fehlte alle Geläufigkeit im Spiel. Aber der Franz, der konnte etwas! Er friſchte das ganze Haus auf in den zwei Wochen, die er in der Heimat weilte, und auf der Gaſſe gab es abends immer Zuhörer, wenn er ſpielte. Und er beſaß ſogar die naive Vermeſſenheit, die Studentlein des Dorfes ein altes Lied lehren zu wollen, das mit der Frage anhub: „Was iſt des Deutſchen Vaterland?“ Als Alldeutſcher und Pangermane galt er fortan.

Und jetzt hatte er ein Verſprechen, das er gegeben, erfüllt; er ſchickte dem Vater Muſikalien, deutſche National- und Volkslieder, einfache Chöre. Damit ſollte er ſeinen alten Geſangverein, den er vor Jahren für kirchliche Zwecke begründet hatte, weiterbilden, ihn vor weltliche, vor nationale Aufgaben ſtellen. Das war dem alten Heckmüller willkommen. Er ſah ſeit Jahren, wie die ſchönen Lieder, die ſich Generationen hindurch behauptet hatten, allmählich verdrängt wurden durch fremdes Gut und durch ordinäre Geſänge, die die ausgedienten Soldaten aus den Städten heimbrachten. Frech-witzige Bänkel, poeſieloſe, undeutſche Lieder, die wie Scheidewaſſer wirkten im Dorfe. Sie dünkten ihm ſchon lange eine Gefahr. Und jetzt war er ſo reich an Schätzen! Was gab es da nicht für Herrlichkeiten, von denen er keine Ahnung hatte. So ſtark wie aus dieſen Chorgeſängen wehte ihn der deutſche Geiſt noch niemals an. Das gibt es alſo jetzt, das ſingt man allerorten? Damit könnte man ja das Deutſchtum in der Fremde verjüngen! Aber ſo manches

dieſer Lieder war wohl „ſtaatsgefährlich“, ſo wie das ſeine, das er vor langen Jahren geſchrieben . . .

Faſt wehmütig ſtimmten ihn all die ſtolzen Nationalgeſänge, die ihm der Franz geſchickt hatte. Ja, auch er ſchlug einſt ſolche Funken aus ſich heraus. Er ſchrieb in jungen Jahren ſo manches Gedicht, manchen Weckruf, der im Leeren verhallte. Die Bauern verſtanden ihn nicht, die Genoſſen verhöhnten ihn, und eine auswärtige Zeitſchrift, der er vor langen Jahren eine Einſendung machte, wollte auch nichts von ihm wiſſen. Da ließ er es endlich ſein . . .

Schüchtern öffnete Heckmüller jetzt ſeine tiefſte Schreibtiſchlade und durchſuchte die vergilbten Blätter. Da lag ſein altes „Schwabenlied“, das ihn einſt beinahe um Amt und Brot gebracht hätte, weil er eine Abſchrift aus der Hand gegeben. Das wollte er ſeinem Franz einmal ſchicken. Hatte er doch ſogar eine ſchlichte Weiſe dazu erſonnen. Er las das Lied nicht ohne Ergriffenheit wieder:

Banater Schwabenlied.

Es brennt ein Weh, wie Kindertränen brennen,
Wenn Elternherzen hart und ſtiefgeſinnt.
O, daß vom Mutterland uns Welten trennen
Und wir dem Vaterland nur Fremde ſind

Noch läuten uns der alten Heimat Glocken,
Die Glocken unſrer Väter treu und ſchlicht.
Doch frißt der Sturm ihr ſeliges Frohlocken,
Und Blitz auf Blitz verſtört das Friedenslicht.

Von deutſcher Erde ſind wir abgeglitten
Auf dieſe Inſel weit im Völkermeer.
Doch wo des Schwaben Pflug das Land durchſchnitten,
Wird deutſch die Erde, und er weicht nicht mehr.

Wer mag den Schwaben fremd in Ungarn ſchelten?
Hier ſaß vor ihm der Türke, der Tatar.
Er will als Herr auf ſeiner Scholle gelten,
Iſt Bürger hier und nicht dein Gaſt, Madjar!

Er hat geblutet in Prinz Eugens Heeren,
Vertrieb den Feind, der hier im Land gehauſt.
Dein eigner König rief ihn einſt in Ehren:
„Pflüg' mir den Boden, wackre Schwabenfauſt!“

Aus einer Wüſte ward ein blühend Eden,
Aus Sümpfen hob ſich eine neue Welt.
Von dieſem Land laßt deutſch und treu uns reden,
Verachten den, der's nicht in Ehren hält.

O Heimat, deutſchen Schweißes ſtolze Blüte,
Du Zeugin mancher herben Väternot,
Wir ſegnen dich, auf daß dich Gott behüte,
Wir ſtehn getreu zu dir in Not und Tod!

Tränen tropften nieder auf das vergilbte Blatt. Ihm war, als höre er ein fernes Klingen und Tönen in den Lüften — die Glocken der alten Heimat läuteten wieder in ihm. Er hatte ſie lange nicht mehr gehört . . .

XII.

Eine Wandlung war mit Heckmüller vorgegangen in den letzten Wochen und Monaten. Wie eine Verklärung lag es über ſeinem inneren Menſchen; eine ſtille, freudige Heiterkeit leuchtete ihm aus den Augen. Wieder hatte er eine Aufgabe gefunden, aber welch eine edle große. Und ſie ließ ſich ſo harmlos, ſo ganz nebenher fördern und erfüllen. Niemand merkte, daß er darin die Krönung ſeines Lebens ſah, daß er ihr noch den Reſt ſeiner Jahre ganz und gar widmen wollte. Es klang

und ſang in ihm, und immer läuteten in weiter Ferne die feſtlichen Glocken.

Er belebte ſeinen Kirchengeſangverein wieder, der ein gemiſchter Chor war, in dem Männlein und Weiblein mittaten. Und gerade das bot eine ſo feſte Grundlage für den Volksgeſang. Und der Same ging raſch auf. Die großen Buben des Dorfes kamen bald ſelbſt zu ihrem Oberlehrer und verlangten nach ſeinen neuen Liedern. Andere lechzten danach, die alten, die ſie noch ab und zu in der Spinnreih' mit den Mädchen ſangen, einmal ordentlich zu lernen. Es ging oft ganz durcheinander, ſagten ſie, weil keins mehr ganz ſicher war.

Nichts Lieberes konnten ſie ihm erweiſen, als ſolch' eine Bitte tun. Sie befruchteten ihn damit aufs neue. Er begann aus heimatlichen Quellen zu ſchöpfen; er richtete an das ganze Dorf die Aufforderung, man möchte ihm alle alten Lieder, die noch vorhanden wären, zur Einſicht geben; jeder ſollte aufſchreiben, was er davon wußte. O, wie reich ſprudelte dieſe Quelle, und wie rein und lauter war ſie noch. Es kam da urdeutſches Volksgut zutage; die Lieder aus des Knaben Wunderhorn, die in den Gebetbüchern der Großmütter geſchlummert hatten, begannen wieder zu läuten und zu klingen. Manches von ihnen, das jetzt verſchollen war, hörte Heckmüller in ſeinen Kindertagen noch ſingen. In der Spinnreih' der eigenen Mutter ſang man ſie, im ganzen Dorfe klangen ſie wieder; die dörfliche Muſikbande aber ſpielte die Ländler und Polkas mit Liedertexten, und man ſang ſie beim Tanzen mit.

Das alles war noch nicht tot, es ſchlummerte nur

unter einer ganz leiſen Decke, und er nahm ſich vor, es wieder zu erwecken. Von der Schule aus konnte viel geſchehen. Und noch mehr in der ſonntäglichen Wiederholungsſchule der erwachſenen Jugend. Selbſt in der landwirtſchaftlichen Winterſchule, wo er neben dem madjariſchen Wanderlehrer, den niemand verſtand, auch allwöchentlich drei Stunden hatte, ſtimmte er jetzt manchmal ein Lied an. Er fand den Dank aller, nur den ſeiner Kollegen von der Schule nicht. Die belächelten ihn, die ſpöttelten. Und einer von ihnen erkannte ſogar die Gefährlichkeit dieſes Eifers, die deutſchen Volkslieder wieder zu beleben — der Janitſchar Halmos Árpád.

Er war dagegen; er rief den Pfarrer als Präſes des Schulſtuhles zu Hilfe, und auch an den königlichen Schulinſpektor dachte er, dem er kürzlich ſeine Aufwartung in der Stadt gemacht hatte. Bei jener Gelegenheit trug er ihm ohnehin den Fall des kleinen Haffnersfülöp vor . . . Lange ſchon dünkte dem Halmos ſein ſogenannter Direktor, der Oberlehrer Heckmüller Miklos, reif für eine Maßregelung; jetzt aber näherte ſich dieſer offenbar dem Punkte, wo man ihn endlich packen konnte. Was nützte es, daß er, Halmos, und die jüngeren Kollegen in den unteren Klaſſen die Dorfkinder ungariſche Lieder lehrten, wenn der Herr Oberlehrer in den höheren Klaſſen jetzt auf einmal wieder damit anfing, die Jugend deutſche Volkslieder ſingen zu laſſen? Damit kam die ganze patriotiſche Vorarbeit der anderen Lehrer in Gefahr. Und dem mußte vorgebeugt werden . . . Halmos hatte ohnehin öfter in der Stadt zu tun wegen ſeiner Klage gegen den Poſtmeiſter. Dem

alten Spötter wollte er zeigen, ob er ihn einen Janitscharen nennen, ob er ihm ungestraft einen Spitznamen im Dorf aufbringen darf. Und bei dieser Gelegenheit kann man ja auch beim Herrn Schulinspektor wieder seine Aufwartung machen . . .

Arglos betätigte sich Heckmüller als Wiedererwecker des deutschen Volksgesanges; daß ein Streber hinter ihm lauerte, merkte er nicht. Er hatte seine Freude an den Fortschritten des gemischten Chors, den er ins Leben gerufen, und die Schulung der Stimmen kam auch dem Kirchengesang merklich zustatten . . . Darum war der Pfarrer den Einflüsterungen des Halmos nicht zugänglich. Es widerstrebte ihm, den alten Arbeitsgenossen zu verwarnen. Auch war ihm dessen Stellung im Dorfe zu fest begründete. Mochte er doch die wenigen Jahre, die ihm noch im Amt vergönnt waren, seine Liebhabereien weiter betreiben; die Zukunft gehörte ja einem neuen Geschlecht.

Der Pfarrer hatte wahrhaftig andere Sorgen. Sie machten ihn beinahe unempfindlich für die Vorgänge im Dorfe.

Seine Juliska fuhr ihm zu oft nach Temesvar. Ein böser Dämon beherrschte das Mädel; es interessierte sich leidenschaftlich für das dortige Theater. Und da man das Kind doch nicht allein fahren lassen konnte, mußte die Klara mit. So war seine wohlgefestigte Hausordnung oft gestört; die Frauen blieben viele Nächte aus, es war immer etwas los. Und da er jetzt so häufig allein war, merkte er erst, wie oft auch der Kaplan des Abends fehlte. Immer war er irgendwo eingeladen im

Dorfe. Bei jeder bäuerlichen Metzlſuppe mußte er ſein, bei jedem Kindtaufſchmaus trank er mit. Kein Mulatſág[1]) ohne den Kaplan. Daß er öffentlich im großen Wirtshaus tanzte, wurde auch erzählt. Das konnte doch nicht geduldet werden. So gab es faſt täglich Zank und Streit im Pfarrhofe, bald mit den Frauen, bald mit dem jungen Lebemann in der Soutane; denn der alte Herr hielt noch auf Zucht und Ordnung.

Und die Juliska? Das ſchmerzte. Das Kind war ihm ſehr ans Herz gewachſen; er beſaß nichts, was ihm näher ſtand. Als trauernde junge Witwe kam die Klara einſt in ſein Haus, die Tochter ſeiner erſten Wirtſchafterin war ſie. An einen kleinen Gemeindeſchreiber in Groß-Becskerek war ſie verheiratet geweſen. Und jetzt blieb ſie da und rückte allmählich in das Amt der Mutter vor. Nur einmal war ſie fort in den zwanzig Jahren — monatelang fort. Und als ſie wiederkam, brachte ſie ein Kindlein mit. Sie hatte es angenommen von einer Schweſter, die im Wochenbett geſtorben war ... So wußte es alle Welt. Wer hätte daran zweifeln ſollen? Einige Bäuerinnen dachten ſich wohl ihren Teil, aber die meiſten nahmen ſich dieſe Mühe nicht. Und das Kindlein hieß Juliska von Kerpely, ſo wie die Adoptivmutter. Alter ungariſcher Kleinadel, der am Schreibtiſch einer Gemeindekanzlei im Mannesſtamm erloſch. Wem tat es Abbruch, daß da ein verſpätetes Reis aufgeblüht war, daß eine Wittib noch auf den verſunkenen Namen des Gatten hin ſündigte.

---

[1]) Abendunterhaltung.

Das Kind wuchs heran und mußte eine ſtandesgemäße Erziehung erhalten. Dafür fühlte ſich der Pfarrer Horvat verantwortlich. Und ſeine Mittel erlaubten ihm das. Eine fettere Pfründe gab es nicht bald im Lande. Und die Klara hatte geſpart in den zwanzig Jahren, die ſie im Hauſe war, und ihr Pfund redlich verwaltet. Sie half heimlich allen Geldbedürftigen in der Gemeinde und war Teilhaberin an Sparkaſſen und Volksbanken. Ihr Mädel wird einmal eine Mitgift bekommen wie eine Gutsbeſitzerstochter.

Mußte das Mädel dem Bácſi jetzt ſolche Sorgen machen? Sie vornehm zu verheiraten, wird ja nicht ſchwer ſein, wenn ſie im Geleiſe blieb. Aber ſie war ein ſo ſeltſames Geſchöpf klöſterlicher Erziehung.

Was ſuchte ſie immer und immer in Temesvar? Verheimlichte man ihm etwas? Kam ſie dort mit einem Mann zuſammen? Vielleicht mit dem Grafen von Joſefsfeld? Warum ſtellte ſich der Herr Rittmeiſter nie vor bei ihm? Oder war es etwas anderes? Lange wollte er nicht mehr zuſehen. Er hatte dieſes Verſteckenſpiel und dieſes Alleinſein ſatt.

* * *

Der Straubmichel lebte mit ſeiner Mutter wieder im Frieden. Die luthriſche Gertreid[1]), wie ſie im Dorfe genannt wurde, hatte ihren widerſpenſtigen Sohn doch „Koram“ gelehrt. So meinte ſie. Denn als ſie einige Tage nach jenem Streit im Juni die Prünellſchuhe wieder

[1]) Gertrud.

einmal abgelegt und gegen Lederschuhe vertauscht hatte und festen Schrittes nach Josefsfeld auswandern wollte, da gestand er ihr, daß er seine Heiratspläne aufgegeben habe.

Die alte Straubin erschrak über den Ton, in dem der Michel das sagte. Es hatte so traurig geklungen, so tiefschmerzlich. War ihm so viel an dem Weibsbild gelegen? fragte sie sich. Ging ihm das so nahe? Am Ende hätte sie doch nicht so dickköpfig sein sollen. Nie hatte er heiraten mögen. Er war der älteste Bub geworden im Dorfe, und wer weiß, ob ihn noch eine mochte. Und jetzt hatte er sich dazu entschlossen gehabt, und die Mutter verdarb es ihm. Aber nein, sie durfte nicht bereuen, was sie getan, denn es war nicht die Rechte. Er wäre ja doch nur ins Malheur gekommen mit dieser halbherrischen Putzgredl, die eine Betschwester auch noch war und sonst noch 'was dazu.

Sie wollte mehr vom Michel wissen. Aber da kam sie übel an. Er war sackgrob, wie nie in seinem Leben. Man möge ihn in Ruhe lassen und nie mehr davon reden. Es sei aus und weiter gebe es nichts zu sagen.

Da ging die alte Straubin doch nach Josefsfeld hinüber. Die Lederschuhe hatte sie einmal an den Füßen, fertig war sie, und die Kathl würde sich gewiß freuen über die große Neuigkeit. Und vielleicht könnte man bei der Gelegenheit auch ernstlich Umschau halten, ob drüben keine Braut für ihn zu finden war. Im tiefsten Innern nagte ihr schon lange ein Gewissenswurm. Sie hatte sich nie auch nur die geringste Mühe gegeben, ihren Sohn zu verheiraten, ja, der Gedanke, ihn mit

einer Frau zu teilen, war ihr zuwider. Vielleicht trug nur sie die Schuld, daß er ein so einsamer alter Spatz geworden. Er hat es ihr sogar einmal gesagt, als sie die Liszka herabsetzte. Jetzt wollte sie ihm beweisen, daß das nicht wahr sei; sie wollte sich mit Hilfe der Kathl alle Mühe geben, in ihrem Heimatsdorf eine evangelische Braut für ihn zu finden.

Und während sie ging, saß der Michel daheim in einer dämmernden Ecke der Hinterstube und brütete nach über das, was ihm widerfahren war. Es wurde ihm so heiß, wenn er daran dachte. Er mußte dreimal in den Keller gehen, um sich einen frischen Trunk heraufzuholen, denn auf die Gasse, wo der Schwengelbrunnen war, traute er sich seit gestern nicht. Er schämte sich.

Noch am späten Abend jenes Wallfahrtstages hatte er auf die Liszka gewartet, aber sie kam nicht. Und ihre Mutter meinte schon, sie würde wohl irgendwo übernachtet haben. Aber als er das Haus der Wielandin verließ und noch immer wartend im Gässel auf und nieder ging, kam die Liszka doch endlich die Gasse von der Kirche herab. Er begrüßte sie, wollte mit ihr umkehren bis zum Haustor und noch mit ihr plaudern. Sie aber schaute ihn so fremd an, als ob sie ihn nie gesehen hätte. Völlig verändert kam sie ihm vor und gab keinerlei Antwort. Da fragte er sie, ob er morgen früh kommen dürfe, und sie sagte ja.

Todmüde war sie gewiß, dachte er. Aber warum so fremd, so scheu und stumm? Er ging in schweren Gedanken heim. Sein Haus lag im „Grund", einer tief gelegenen Gasse hinter der Hauptstraße, in der auch nur

Kleinhäusler und Gewerbetreibende wohnten. Er mußte am Pfarrhaus vorüber, und beim Kaplan brannte noch Licht. Das ganze Dorf schlief seit Stunden, nur der war noch wach. Und vielleicht auch die Liszka ...? Hatte sie diesen Gang tun müssen? Ihm ahnte, daß das Pfarrhaus nicht ganz unbeteiligt sein mochte an dem Schritt.

Als er am nächsten Morgen ins Gässel kam, empfing ihn die Wielandin mit verweinten Augen. „Ist die Liszka krank?" war seine erste Frage. Nein, sie war nicht krank, nur müde. Und wie behext sei sie von dem Gedanken, daß sie nicht heiraten dürfe. Sie habe eine Eingebung gehabt auf diesem Wallfahrtsgang, und es sei ihr verboten worden zu heiraten. Sie müsse alles so tragen, wie es komme, aber heiraten dürfte sie nicht. Ihr Kind habe sie Gott verlobt, das müsse geistlich werden, ob es ein Bub oder ein Mädel werde; und sie selbst wolle abwarten, was Gott über sie beschließe.

Der Straub war wie betäubt von diesem Wortschwall.

Die Wielandin meinte allen Ernstes, ihr Mädel wäre verrückt geworden. Schon der Umstand, daß sie sich ihr, der weisesten Mutter des Dorfes, in den ersten Monaten nicht anvertraute, war ihr ein Zeichen von Verrücktheit. Wie leicht wäre da zu helfen gewesen. Jetzt war es zu spät. Zu viele Menschen wußten darum, und es war auch kaum mehr zu verbergen. Die Bas' Anmerich nahm ihre Tasche und lief davon. Sie ließ den Straubmichel allein mit der Liszka, aber sie hatte ja keine Hoffnung, daß es diesem Tolpatsch von einem Liebhaber gelingen könnte, ihr Mädel umzustimmen. So kam also die Schande über ihr Haus! Von so manchem

anderen Hause hatte sie sie abgewendet, bei sich selbst war sie machtlos.

Blaß, mit dunkel umränderten Augen trat die Liszka dem Straub entgegen. Sie vermied seinen Blick, schaute an ihm vorüber. Er möge ihr nicht böse sein. Aber was zwischen ihnen besprochen wurde, sei unmöglich geworden. Sie hätte gestern ein Erlebnis gehabt, das alles verändert habe. Sie müsse die Schande tragen, und sie wolle sie auch tragen. Gott würde sie dafür einst belohnen. Seit gestern lebe etwas in ihr. Das sei gewiß ein Zeichen. Gerade an dem Tag sei es lebendig geworden. Warum nicht vorgestern? Warum nicht heute? Nein, gestern vor dem Altar der Gottesmutter. Das sei ein Zeichen des Himmels. Sie müsse abwarten, was aus ihr noch werde. Hinter einen Mann verkriechen wolle sie sich nicht. Sie gebe ihm sein Wort zurück.

Der Straubmichel war wie auf den Mund geschlagen von dem allen. Er wußte nichts zu sagen, was sie hätte umstimmen können. Und betrübt ging er fort von ihr. Ohne Groll, nur tieftraurig.

Und seitdem lebt er wieder in Frieden mit seiner Mutter. Ihre und seiner Schwester Versuche, ihm eine andere Braut zuzuführen, wies er schroff zurück. Das sei für immer vorbei.

Die Monate vergingen. Liszka war geächtet von aller Welt. Niemand kannte sie mehr; keine Kameradin wagte es, ein Wort mit ihr zu reden. Sie mußte ihr schmuckes Blondhaar verbergen, ein Kopftuch tragen wie die Frauen, mußte jeden Menschen im Dorfe zuerst grüßen, und da sie die Kirche nicht meiden wollte und nicht

konnte, so blieb ihr nichts anderes übrig, als sich zu denen zu stellen, die vor ihr diesen Weg des Leidens gegangen waren. Hinten, in dem Halbdunkel unter dem Chor, wo immer ein halbes Dutzend gefallener Mädchen stand, war auch ihr Platz. Einst hatte sie gemeint, sie ginge lieber in die Donau, und jetzt hatte sie sich doch überwunden.

Ein Freund war ihr erstanden auf jenem Heimweg von Maria Schnee, ihm hatte sie sich völlig anvertraut, und er führte sie diesen Weg. Und an seiner Seite ging sie ihn leicht, denn es winkte ein fernes Licht . . . Er allein kam noch zu ihr. Das ganze Dorf wußte, daß sie fromm war und wunderte sich nicht. Und er nahm sich ihrer auch sonst an und ging zum Klugsbaltzer, dem Dorfrichter. Was er zu tun gedenke, fragte er ihn, um der Gemeinde kein Ärgernis zu geben. Der Richter hatte schon Wind bekommen von der Sache. Sein Sohn war fort, für drei Jahre Soldat. Was konnte er tun? Will das Mädel auf ihn warten, und will der Matz sie heiraten? Er glaube nicht, daß sie zusammenpassen, denn der Matz brauche eine Bäuerin zur Frau. Und erzwingen lasse sich so etwas nicht.

Das wollte der Kaplan auch gar nicht. Hatte er die Liszka dem Straub entrissen, um sie dem Klugsmatz zu bringen? Er gedachte durch diesen Schritt nur ein für allemal festzustellen, wer der Vater sei, und er meinte, daß etwas für das Kind geschehen müßte.

Davon wollte der Bauer nichts hören; sein Sohn koste ihn Geld genug. Da der Kaplan ihn aber bei seiner öffentlichen Würde faßte, als ersten Mann des

Dorfes, und ihm verriet, welcher Lebensweg dem Kinde vorgezeichnet wäre, da entſchloß der Richter ſich, ein kleines Kapital für dasſelbe anzulegen.

Mehr wollte Pater Iſtvan Michlbach nicht. Damit war die Lage geklärt, und er konnte ſich dem Pfarrer Horvat gegenüber mit Genugtuung auf dieſe Tat berufen. Seine Anteilnahme an dem Schickſal der ſchönen Liszka, die ſchon bedenklich befunden wurde und zu manchem Gerede Anlaß gab, erſchien nunmehr in das ſchönſte Licht gerückt.

Und es kam der Tag, an dem die Liszka eine Patin brauchte, eine Godl, denn es war ein Mädchen gekommen. Die alte Wielandin war in allen ähnlichen Fällen eingeſprungen, aber was ſollte diesmal geſchehen? Großmutter und Godl zugleich konnte ſie dem Kinde nicht ſein. Aber man wagte es nicht, irgendwen im Dorfe mit dem Antrag dieſer Gevatterſchaft zu beleidigen. Vielleicht wäre die Frau Oberlehrer Heckmüller mutig genug geweſen, es zu tun. Vielleicht! Der Kaplan beſprach dieſe Not der Liszka bei Tiſch im Pfarrhaus. Und die junge Mutter tat dem Herrn Pfarrer furchtbar leid. Sie war unter ſeinen Augen herangewachſen, hatte faſt täglich die Meſſe beſucht, war ſtets brav, betätigte ſich auch als Kirchenſängerin — man ſollte ſie doch nicht ganz verlaſſen. Er warf einen Blick auf die Klarinéni, doch ſie zögerte. Schon wollte der Kaplan ſie bitten, ſie beſtürmen, da ſagte Juliska:

„Wenn es dir recht iſt, Bácſi, möchte ich die Godl ſein.“

Sie war über und über rot geworden, aber ihre Augen blitzten, und man merkte, daß ihr Vorhaben ſie reizte, daß ſie ſich intereſſant damit vorkam.

Der Kaplan rief „Bravo! Bravo!“, indes Pfarrer Horvat ernſt blieb und ſchwieg.

„Du haſt ſie doch nie ſchmecken können!“ ſprach die Klarinéni. „Was fällt dir ein?“

„Ich möchte die Godl von einer künftigen Nonne ſein,“ antwortete Juliska. „Das würde mir einen Rieſenſpaß machen.“

Da ſagte der Pfarrer: „Mir iſt es recht. Es wird ein gutes Beiſpiel ſein in der Gemeinde.“

Während Juliska ſich nur noch mit der Toilettenfrage beſchäftigte, eilte der Kaplan, der alten Wielandin die Botſchaft zu bringen. Sie war ſprachlos. Und die Liszka weinte, als ſie es hörte. Das hätte ſie der Pfarrersjuliska niemals zugetraut.

Daß das Kind gleich am nächſten Tag in die Kirche getragen wurde zur Taufe, gebot die Sitte. Die alte Wielandin fragte nur ſchüchtern: Ob abends? Oder ob vielleicht in dieſem Falle, der Godl zuliebe, eine Ausnahme gemacht würde?

Der Pfarrer, der gefragt wurde, lehnte es ab, den alten Brauch zu verletzen. Was in die Dämmerung gehöre, ſoll man nicht ans Licht ziehen.

Aber als die Juliska dies erfuhr, machte ihr das Ganze gar keinen Spaß mehr. Sie ſagte ab. Und da der Bácſi nun zürnte, bat und ſchmeichelte ſie ſo lange, bis er ſeine Zuſtimmung gab zu der Vormittagstaufe. Aber der Kaplan ſollte ſie vollziehen; die Jugend ſollte dieſen Umſturz einleiten. Ihm ſelbſt würde man es übelnehmen.

Und ſo geſchah das Unerhörte. Das Kind einer

ledigen Mutter hatte nicht nur eine Godl gefunden im Dorfe, wie noch kein anderes, es wurde auch am hellen Vormittag zur Taufe getragen.

Der erſte dünne Schnee lag auf der leichtgefrorenen Straße, als die Juliska in ihrem eleganten neuen Winterkoſtüm, in Pelzjacke und Kalpakhut, auf dem eine ſtolze Reiherfeder wehte, aus dem Pfarrhauſe trat. Sie wurde ſogleich bemerkt. Die Kunden der Kaufleute an den beiden Eckhäuſern zur Seite der Kirche traten heraus und blickten ihr nach. Sie ging ins Gäſſel zur Wielandin. Und nach zehn Minuten ſchon kam ſie wieder und hielt das Kind auf ihren Armen. In zartes helles Polſterwerk eingemummelt, mit einem wehenden, weißen Schleier überdeckt, lag das Kleine in den ſchützenden Armen der noblen Godl und ſchlummerte. Ganz hoffärtig war das Taufkiſſen, gar nicht bäuriſch, meinten die Nachbarinnen.

Neben der Juliska ging die alte Wielandin — als weiſe Frau. Niemand folgte den beiden; kein Vater, keine Großeltern, wie das üblich war. Und es wurde nicht geſchoſſen in den Höfen wie ſonſt, wenn eine ſtolze Bauerngodl oder ein Pätter (Pate) ſeinen Täufling zur Kirche trug. Niemand bekannte ſich zu dieſem Kinde, niemand betonte ſeine verwandtſchaftliche Zugehörigkeit zu dem neuen Bürger der Gemeinde. Auch der Klugsbaltzer zeigte ſich nicht an den Fenſtern des Gemeindehauſes. Er war nicht neugierig auf ſein Enkelkind.

Alle anderen Leute aber reckten die Hälſe hinter den Fenſterſcheiben ihrer Häuſer und traten wohl gar auf die Gaſſe hinaus. Vor der Kirche ſtanden Leute, die

den seltsamen neuen Brauch beredeten; ein paar alte Frauen gaben laut ihrer Unzufriedenheit Ausdruck und ihrem Ärger. Auf andere aber wirkte die mutige Tat der Pfarrerstuliska und der Bruch mit der altüberlieferten Verfehmung schuldloser Kinder wie eine Erlösung. Die ganze herrische Welt des Dorfes war vor den Kaufläden und vor dem Schulhause versammelt, um die Juliska in ihrer Godlrolle zu sehen, und die Frau Oberlehrer Heckmüller hatte sich nicht einen Augenblick bedacht und die schüchterne Einladung der alten Wielandin zum Kindtaufschmaus angenommen. Auch die Klarinéni folgte dieser Einladung, und der Herr Kaplan durfte nicht fehlen.

Auf den Namen der Godl wurde die Kleine getauft, und so gab es jetzt eine Juliska mehr im Dorfe.

Der Straubmichel war gerade aus dem Gemeindehause auf die Gasse hinaus getreten, als der Auflauf vor der Kirche und den umliegenden Häusern seinen Höhepunkt erreichte, als die Godl mit ihrem Täufling den Rückweg antrat und die geladenen Gäste, die sich in der Kirche eingefunden, ihr folgten.

An einem breiten Riemen, der über die rechte Achsel nach der linken Seite hinablief, baumelte die Trommel. Der Michel hatte eine neue Steuer auszurufen im Dorfe, und er begann sein Werk immer zuerst in dem Mittelpunkte vor der Kirche und dem Pfarrhaus. Er trommelte und wirbelte, daß sich alle Aufmerksamkeit ihm zuwendete; dann sagte er seinen Text auf und schritt melancholisch mit vorgeneigtem Kopf die Hauptstraße hinab.

Der Kaplan sah ihm nach und lächelte.

XIII.

Im Speiſeſaal des Hotels „Zum Kronprinzen Rudolf", der im Erdgeſchoß liegt und eigentlich ein zum Saal adaptierter großer Lichthof iſt, ſaß die Juliska mit ihrer Mutter, der Klarinéni von Karlsdorf. Soeben waren ſie aus dem Stadttheater nebenan gekommen und hatten ſich zu ihrem reſervierten Tiſche begeben. Juliska, eleganter und vornehmer als irgendeine Temesvarer junge Dame, lenkte alle Augen auf ſich, und am Offizierstiſch entſtand ein großes Stühlerücken, als ſie erſchien. Die Mutter, bieder und provinzleriſch von Anſehen, machte mit ihrem freundlichen runden Geſicht, das immer lächelte, auch keinen üblen Eindruck. Sie wohnten im Hauſe, waren häufige Gäſte des Hotels, und man behandelte ſie mit Aufmerkſamkeit. Im Theater lenkte Juliska ſchon durch ihre Hüte alle Gläſer auf ſich, namentlich die der Damen, und hier hatten bereits einige Annäherungsverſuche von Herren ſtattgefunden, die Juliska gar nicht ungütig aufnahm.

Heute ſchien ſie ganz von einem Gedanken benommen zu ſein. „Ob er wohl kommen wird?" fragte ſie ſich im Geiſte. Und während die Mutter beim Kellner ihre Beſtellungen machte, ſuchten Juliskas flackernde Augen den ganzen Saal ab. Es könnte ja ſein . . . Er war im letzten Akt nicht beſchäftigt . . . Nein, er war noch nicht hier . . . Den Verſuch eines Offiziers, ſie zu grüßen, überſah ſie hartnäckig, ſie wollte heute allein bleiben.

Reſolut hatte ſie ihm geſchrieben, daß ſie ſchon vor zwei Jahren in Preßburg für ihn ſchwärmte und ſich

glücklich schätzen würde, ihn persönlich kennen zu lernen. Ihr Interesse für die ungarische Kunst sei ein reines und selbstloses, und er solle sich nichts Übles von ihr denken. Sie werde ihn mit ihrer Mutter nach der Vorstellung beim „Kronprinzen" erwarten und ihn an ihren Tisch bitten lassen, wenn er eintrete, denn er kenne sie ja nicht. Sie sei einer jener Backfische vom Sacré-Cœur gewesen, die immer ein bißchen mit den Herren vom Theater vis-à-vis kokettierten. Nur einmal, bei einer patriotischen Feier, hätte sie das dortige Theater betreten dürfen, und da habe er das Festgedicht gesprochen. Jetzt aber habe sie ihn schon zehnmal auf dem hiesigen Theater gesehen, und sie möchte ihm gerne danken für die Kunstgenüsse, die er ihr bereitet habe.

Ihrer Mutter hatte Juliska nur gesagt, daß Herr Pálkay Vidor kommen würde, und dieser war es recht. Sie hatte keinen Willen neben ihrer Tochter; was diese tat, schien ihr das rechte zu sein. Hatte sie doch eine so feine und so teure Erziehung genossen. Sie wird wohl wissen, was sich schickt. Und der Bácsi brauchte nicht alles zu wissen.

Pálkay Vidor hatte das Briefchen in seiner Garderobe erhalten und es schmunzelnd gelesen. Zappelt wieder eine! Na, den Gefallen kann man der Kleinen ja erweisen. Aber ohne die Mutter wäre sie ihm „ungeschaut" lieber gewesen, sagte er sich. Jetzt mußte er nur eine Ausrede suchen für seine Rozsika, die ihn daheim erwartete. Er war nicht gerade verheiratet mit der Soubrette des Theaters, aber jedenfalls für diese Saison unter ihrem Pantöffelchen.

Ach was, sie sollte warten. Wer weiß, was das für eine Vogelscheuche war, die ihn da zum „Kronprinzen" lockte, und er kam vielleicht bald wieder los. Und wenn nicht — nun, die Rozsika weiß doch, daß er der erste Held und Liebhaber der Truppe ist. Das legt Verpflichtungen auf, das bringt kleine Abenteuer mit sich. Das ist nun einmal so, und das muß sie sich gefallen lassen. Tyrannisieren wie ein bürgerlicher Hausvater lasse er sich nicht.

Juliska hatte dem Zahlkellner gesagt, er möge aufpassen, wenn Herr Vidor Pálkay komme und ihn an ihren Tisch weisen. Er suche sie, komme nur, um sie zu sprechen.

Und so geschah es. Kaum hatten die Damen gegessen, war der Ersehnte da. Als sein glattrasiertes Pfarrergesicht in der Eingangstür erschien, trat der Kellner auch schon auf ihn zu: „Oh, Herr von Pálkay geben uns auch wieder einmal die Ehre," sprach der Joska Hubmayr, und als er merkte, daß der große Künstler ungeduldig war, fügte er pfiffig hinzu: „Ich weiß schon ... Dort, rechts, unsere schönste Paschaschierin erwartet Sie!"

Sein rascher Blick begegnete dem Juliskas. Sapperment ... Zu einer Frage an Joska war jetzt keine Zeit mehr, und er ging, während alle Augen im Saale auf ihn gerichtet waren, mit vollendetem Anstand zu dem bezeichneten Tisch, stellte sich vor und ließ bei niemandem, der die Szene beobachtete, den Gedanken aufkommen, daß dieses junge Mädchen sich ihm an den Hals geworfen habe. Höflich bat er um die Erlaubnis, den Damen ein

wenig Gesellschaft leisten zu dürfen. „Passagierin“? — Das Wort klang ihm fort im Ohr. Also wahrscheinlich Adel aus der Umgebung, Schloßbesitzerin, Gutsherrin, langweilt sich, kommt in die Stadt, um etwas zu erleben ... Oh, das wird gemacht. Dazu war Vidor Pálkay noch immer der Mann.

Juliska war ein wenig errötet, und ihr Herz schlug heftig, als er näherkam; aber sie faßte sich rasch und streckte ihm die Hand entgegen, als dem alten Bekannten aus Preßburg, der er für sie war, den sie sich aber eigentlich ein klein wenig jünger vorgestellt hatte . .

Die Mutter benahm sich etwas linkisch und allzu höflich. Sie redete allerlei, was nicht nötig war, und wollte sich durchaus nicht niedersetzen, ehe der Gast nicht saß. Aber sie machte gerade dadurch einen guten Eindruck auf den Schauspieler. Einfache, brave Frau, echte Provinz, sagte er sich.

„Belieben mich also zu kennen,“ sagte der Gast, als er Platz nahm.

„Und Sie kennen mich nicht?“ fragte Juliska. „Denken Sie nur nach ... Wir haben von unseren vergitterten Klosterfenstern oft mit Bonbons nach den Herren vom Theater geworfen, wenn sie sich vormittags zur Probe versammelten und dort auf und nieder gingen.“

„Ach ja! Ach ja, in Pozsony!“ rief Pálkay. „Da waren Sie dabei?“

„Jawohl! Immer die Erste! Ich traf sie einmal am Kopf ... Und wenn wir in langen Doppelreihen über die Promenade geführt wurden, da schauten wir immer voll Sehnsucht nach dem Pförtchen, durch das die Künstler

aus und ein gingen. Aber wenn Sie dann kamen, da kommandierte die Soeur ſtets: ‚Die Augen nieder!‘“

„Ach ja! Ach ja! Aber Sie beliebten nicht zu folgen?“

„Nein!“ rief Juliska lachend, „wir beliebten nicht, wir kokettierten!“

Auch die Klarinéni lachte und Vidor Pálkay erſt recht. Er war nicht mehr in der erſten Blüte ſeines Heldentums, neigte ein wenig zur Fülle und hatte bereits eine ſehr hohe Stirn, aber wenn er ſo herzlich lachte und ſeine Zähne zeigte, konnte man ihn um zehn Jahre jünger einſchätzen, als er zählen mochte. Seine braunen Augen hatten etwas Liſtiges, und um ſeine Mundwinkel lag ein Zug von Zynismus. Aber ſeine ſichere Haltung, ſeine männliche Figur und die ſonore, warme Stimme nahmen ſogleich für ihn ein. Man war nach wenigen Sätzen, die er geſprochen, bekannt mit ihm und vertraute ſeinen Worten. Das war auch auf dem Theater ſo, wo er immer die tüchtigen, edlen Charaktere ſpielte.

Die Bekanntſchaft mit Juliska und deren Mutter, die in ſtummer Bewunderung zu Pálkay aufblickte, war raſch geſchloſſen nach dieſer burſchikoſen Einleitung, und er erfuhr, was er ſich ohnehin ſchon zuſammenreimte, daß man ſich daheim auf dem Lande langweile und ſo oft als möglich in die Stadt komme, namentlich dann, wenn er ſpiele. Aus einem Zwiſchenruf der Mutter erfuhr er auch, daß ſeine Verehrerin Juliska heiße, mehr nicht. Er gab ihr aus freier Entſchließung im ſtillen den Titel einer Baroneſſe und würde ihr am liebſten — ſchon um ſeiner ſelbſt willen — die Komteſſe zu-

gebilligt haben. Aber die Mutter? Die Gräfin wollte ſich mit dem Habitus und dem Gebaren der Mama nicht recht in Einklang bringen laſſen. Sie bot ihm ununterbrochen an zu eſſen, zu trinken und zu beſtellen, was ſein Herz begehre. Und er gab ihrem Drängen nach ...

Juliska ſchwärmte für ungariſche Stücke. Sie wollte alles wiſſen, was für dieſen Winter noch vorbereitet werde, und ſie würde zu jeder Premiere kommen, verſprach ſie, wenn er darin ſpiele. Da wurde Pálkay ernſt. Ungariſche Stücke? Die gab es wohl, und man ſpielte ſie ab und zu. Aber immer mit großen Opfern, die Direktoren kämen nicht auf ihre Koſten. Die Deutſchen und Franzoſen beherrſchen das Schauſpiel, und die Wiener Operette mache ſich ſo breit, daß für die ernſte Muſe überhaupt wenig Platz bleibe. Er ſei ein Patriot, und es ſchmerze ihn, daß das ungariſche Theater kein madjariſches werden könne, daß es ganz international wäre.

Juliska hörte ihm geſpannt zu und fragte viel.

Pálkay Vidor war überraſcht von der Bildung des jungen Mädchens und ihrem nationalen Intereſſe. Das fand man in dieſer alten öſterreichiſchen Garniſonſtadt nicht alle Tage. Die Stadtverwaltung hatte ſich zwar ſchon vor Jahren beſtimmen laſſen, ihr Theater, das einſt als deutſches Schauſpielhaus gebaut wurde, nur mehr an madjariſche Truppen zu vergeben, aber es fehlte doch die Grundlage für das richtige Gedeihen — die madjariſche Bevölkerung Nur mit Hilfe von großen Zuſchüſſen, nur mit Unterſtützung der Regierung konnte ſich die nationale Muſe hier behaupten. Genau ſo wie in Preßburg. Nur war man hier hartnäckiger als dort,

wo man doch noch ein deutsches Sommertheater zuließ, während hier der ganzjährige Zwang des madjarischen Schauspiels aufrechterhalten wurde. „Sie müssen es hinabwürgen, diese Schwaben!“ rief Pálkay. Und das war ihm eine Mission; damit erzog das Theater die gesamte deutsche Intelligenz für die ungarische Kunst; dadurch mußte die madjarische Sprache allmählich die Mode werden in dieser Stadt, wo noch immer auf allen Gassen nur Deutsch geredet wurde.

„Ja, ja!“ rief Juliska. „Und das muß im ganzen Lande so werden. Die Kunst wird uns helfen. Bitte, bitte, geben Sie doch recht bald wieder ‚Zápolya Brigadéros‘. Da sind Sie so herrlich. Dieses Stück ist so voll echten, altungarischen Lebens. Der Dichter muß ein großer Ungar sein; ich schwärme für seine Stücke und Romane.“

„Der Dichter? Belieben ihn nicht zu kennen?“

Ein breites, zynisches Lächeln legte sich um den Mund Pálkays und entstellte für einen Augenblick sein ganzes Gesicht. Juliska erschrak. Hatte sie etwas Dummes gesagt? Oder schrieb dieser Autor vielleicht Romane, die eine Klosterschülerin nicht gelesen haben durfte?

Pálkay Vidor machte eine wegwerfende Geste. „Nyomorúlt Svab“ [1]), sagte er leise. „Ist in der Mode bei uns, gilt als Madjare. Hat aber vor einigen Jahren noch deutsch geschrieben. Ist doch von hier aus dem Banat. Franz Häberle hat er geheißen und ein Werschetzer ist er. Ganz hübsch für einen Schwaben, was er macht.“

Juliska war bitter enttäuscht. Auch der kein Mad-

---

[1]) Ein trauriger Schwab'.

sare? Nur um etwas zu reden, sagte sie: „Sind Sie so streng in der Rasse?“

„Ja! Entweder wir haben eine nationale Literatur oder nicht. Alles Talmi, was wir spielen müssen. Nachgemachte Ware! Wenn wir einmal vom Kisfaludy, Katona oder Szigligeti ein gutes altes Stück aufführen, dann bitte, kommen Sie, das wird ein Labsal sein für Ihr ungarisches Herz, liebe Baronesse. Lauter Neumadjaren, die heute schreiben!“

Juliska war leicht errötet. „Woraus schließen Sie, daß ich eine Baronesse bin?“

„Nun, ich denke mir das, mein gnädiges Fräulein ... Ihr Aussehen, Sacré-Cœur, Landleben und so weiter.“

„Sie irren, Herr von Pálkay, Ihre ergebenste Verehrerin ist keine Baronesse. Wahrscheinlich sind Sie gewohnt, von großen Damen angeschwärmt zu werden?“

„Nun ja, man hat seine Erfahrungen, mein Fräulein. In Preßburg — hm ... Hier ist die Gesellschaft viel bürgerlicher.“

„In Preßburg? Erzählen Sie mir, bitte, das interessiert mich riesig!“

„Pardon — das geht doch nicht Das tut kein Ehrenmann,“ sprach Pálkay mit theatralischer Geberde, warf dabei aber einen lauernden Blick auf die Fragerin, den Blick eines Raubtieres, das Beute wittert. „Mir kann jede Dame vertrauen,“ flüsterte er.

Juliska war entzückt. Endlich hatte sie einen Mann kennen gelernt, der etwas erlebt hat. Daß er so diskret war, erhöhte ihn nur in ihren Augen. Ach, mit dem mußte sie öfter eine Begegnung suchen.

Der Speiſeſaal hatte ſich allmählich geleert, und auch Pálkay, dem plötzlich ſeine geſtrenge Roszika einfiel, machte Miene aufzubrechen. Juliska hielt ihn noch feſt. Sie wollte ganz genau wiſſen, wann er wieder ſpiele. Sie werde wieder hier ſein, ſo wie heute, und ſich rieſig freuen, wenn er ihr wieder ein Plauderſtündchen ſchenken wollte. Sie könne ihm heute noch nicht alles ſagen, ſie dürfe noch nicht, aber ihr Intereſſe für das Theater ſei ein ungeheueres, und ſie brauche den Rat eines Ehrenmannes. Ihre Zukunft hänge davon ab. Ob er am Dienstag nach der Vorſtellung wieder kommen wolle?

Nun fing die Sache an, ihn zu intereſſieren. Gewiß wolle er kommen. „Belieben Sie zu befehlen. Immer zu Dienſten," ſagte Pálkay. Und er küßte die kleine Hand, die ſie ihm reichte, und ſah ihr fragend in die dunklen Augen. Dann machte er eine große Geſte, um dem Kellner ſeine Zeche zu bezahlen. Da aber ſprach die Mama: „Bitte, bitte, erlauben Sie — dieſe Kleinigkeit — das kommt auf unſere Rechnung. Nicht böſe ſein!"

„O, meine Gnädigſte, ganz wie Sie befehlen," ſprach er, verbeugte ſich tief und ging. Daß er ſich nicht noch eine Flaſche Rheinwein hatte geben laſſen, ſchmerzte ihn jetzt ſehr. Er war eben nicht ganz ſicher . . .

Auf dem Heimwege dachte er nach über das harmloſe Abenteuer und fragte ſich ernſtlich, ob es der Mühe lohne, eine zweite Begegnung zu ſuchen.

Das Mädel gefiel ihm ſehr. Und genäſchig war ſie wie ein Mäuschen. Demivierge? Wenn man nur die Mutter von ihr trennen könnte . . . Darüber läßt ſich nachdenken, das muß zu machen ſein. Und was ſie

denn meinte? Sie will doch nicht etwa? Die Törin glaubt an den Idealismus des Theaters? Na, ein paar fette Unterrichtsstunden könnte er wahrhaftig brauchen. Und dann das Ehrenhonorar — die pikante Schülerin selbst . . . Er pfiff vor sich hin . . . Wer weiß, vielleicht hat sie Talent . . . Schüler, die gut zahlen können, haben immer Talent. Wie sie heißt und wer sie ist, hätte er aber doch wahrhaftig beim Portier erfragen können, sagte er sich. Aber warum das; sie soll es ihm selbst sagen, am nächsten Dienstag. Etwas nicht zu wissen, monologisierte er, ist immer gut. Wenn die Rozsika wissen will, mit wem ich bis jetzt beisammen war, und ich sage ihr, „das weiß ich nicht", zerspringt sie. Er lachte laut.

So ging er heimwärts, und das kleine Erlebnis amüsierte ihn jetzt erst recht. Wer weiß . . . Vielleicht hatte die unbekannte Juliska viel Geld, und er konnte noch Direktor eines Theaters werden durch sie; vielleicht hatte sie einen Vetter im Unterrichtsministerium, und er konnte durch Protektion noch Regisseur werden am Nationaltheater in Pest. Wer weiß . . . Ach, wenn er doch loskäme von dieser Provinz, diesem Wander- und Schmierenleben . . .

Als er heimkam, war alles dunkel, und ihm schwante nichts Gutes. „Rozsikám, Rozsikám," flötete er melodisch und tastete sich im Dunkel zu ihrem Bett hin. „Bist du böse? Hast du mich lange erwartet?"

Keine Antwort.

Er beugte sich nieder zu ihr, denn sie schläft gewiß noch nicht, dachte er, sie verstellt sich nur.

Da klatſchte es, ihm flimmerte vor den Augen, und er hielt ſich die Wange.

„Dort ſteht dein Nachtmahl!“ rief die geſtrenge Soubrette und drehte ſich um. „Komm' mir nicht in die Nähe!“

Pálkay Vidor fluchte und tobte. Ihm das! Heute! Er machte Licht und ging zum Tiſch, wo ſein Abendeſſen ſtand, nahm die Schüſſel und warf ſie ſamt ihrem Inhalt fluchend an die Wand. Es krachte und ſplitterte, und ein großer Fettfleck blieb an der Tapete zurück. Rozsika kreiſchte auf und erhob ſich halb im Bette.

„Das war das letzte!“ rief er. „Jetzt ſind wir fertig!“ Und er ging in ſein Zimmer, ſchlug die Tür heftig hinter ſich zu und drehte den Schlüſſel um.

Rozsika blickte ihm verdutzt nach. Warum ſo empört? Das hatte ſie doch ſchon öfter gemacht . . . Da mußte etwas dahinter ſein . . . Der kam nicht vom Spieltiſch, nicht von einem Trinkgelage, — der kam von einer . . . Aber von welcher? Die mußte etwas haben, da mußte etwas zu hoffen ſein, denn ſonſt . . . Wer ſollte denn ſeine Schulden immer bezahlen? Und eine Kollegin konnte es nicht ſein, denn die waren in feſten Händen.

Na, mag er doch ausziehen. Die Wohnung gehörte ihr, er war nur ihr Mieter. Und zum Haushalt trug er auch nichts bei, er verbrauchte ſein Einkommen ſelbſt. Und ſonſt . . . Was war denn noch an ihm? Passé! Passé! Sie hatte es nicht nötig, einen Geliebten zu erhalten, der ſie betrog.

Aber mit wem? Mit wem?

XIV.

Beim Haffnersphilipp war heute Metzlsupp'. Er hatte schon Ende Oktober ein Schwein geschlachtet, um für den Hausbedarf vorzusorgen; aber daraus wurde kein Wesen gemacht. Heute war der große Tag, an dem die vier schweren Mastschweine drankamen, die den Bedarf an Schmalz und Rauchfleisch für das ganze Jahr decken mußten. Es war kalt; der Winter kam mit aller Macht ins Land, und die Obstbäume bogen sich unter dem Rauhreif, der ihre Äste in ein dichtes Kristallkleid eingehüllt hatte. Die Sonne stand als ein blutroter, kleiner Ball am Himmel, und kein Strahl drang durch die dicke, graue Luft. Die Flüsse waren zugefroren. Man fuhr mit dem Wagen über die Donau nach Slavonien auf die Märkte und auch über die Theiß zu den Madjaren im Alföld. Schon wurden da und dort Wölfe gesehen, die sich den Dörfern näherten; denn es lag weit und breit viel Schnee, und der Hunger trieb die Tiere in die Fremde. Sie kamen von Siebenbürgen und aus den Karpathen bis hierher. Und drüben, hinter Peterwardein, in den Tälern und Schluchten der Fruschka-Gora sollen sie in ganzen Rudeln aufgetaucht sein, so hieß es. Die Volksphantasie machte in solchen Tagen aus jedem Schäferhund einen Wolf, und die ältesten Anekdoten und Sagen von Überfällen auf Reisende und Fuhrwerke wurden wieder erzählt.

Das war die richtige Zeit für das Schweineschlachten. Da konnte man ruhig hantieren mit dem Fleisch, dem Wurstzeug und allen erdenklichen Abfällen und Neben-

produkten; es verdarb einem nichts, und man brauchte ſich nicht überſtürzen mit der Arbeit. Daß die ganze Familie an ſolchen Tagen zuſammenhalf, die ganze Freundſchaft, das war ſelbſtverſtändlich. Neben der Hausfrau, der Baſ' Bärbl, betätigte ſich die Suſi; es kam die ausgeheiratete Tochter Liesl mit ihrem Mann und eine Schweſter des Bauern, die Bas' Evl. Den Schlächter aber machte der Bindersmichel, der luſtigſte Mann des Dorfes. Er war eine grundgütige Seele, voller Schnurren und Schnaken, behaglich und rund; niemand hätte in ihm den großen Schweineſchlächter vermutet. Aber er war der beliebteſte von allen; ihn wollte jeder haben. Von Beruf Faßbinder, hatte er im Winter faſt gar nichts zu tun, und aus reinem Tätigkeitstrieb ſchlachtete er ſeinen Freunden die Schweine. Und da er ſo geſchickt und appetitlich dabei umging, ſo gute Würſte machte und das eingelegte Fleiſch nie verſalzte, ſtieg ſein Ruhm immer höher. Er hatte Monate hindurch Abend für Abend ſeine Metzlſupp', ſein Feſteſſen; meiſtens wurde auch die Frau eingeladen, und dieſe empfing wohl Geſchenke in Naturalien; er aber nahm nichts für ſeine Tätigkeit. Sein Gewinn war das winterliche Wohlleben, und daß er ſelbſt keine Schweine zu mäſten brauchte. Mehr als er und ſeine Frau in drei Jahren an geräuchertem Fleiſch, an Wurſtzeug und Schmalz verbrauchen konnten, wurde ihnen jeden Winter ins Haus getragen. Und die Frau verkaufte im Sommer manches Stück Fleiſch an jene, die es ihr im Winter geſchenkt hatten. Bei ihr ging das G'ſelchte nie aus.

Ein Feſttag! Der Fülöp durfte ſogar von der

Schule daheim bleiben; der Oberlehrer erlaubte es gerne, denn er war ein braver und guter Schüler geworden, galt als die Leuchte und das Muſter, namentlich in jenen Stunden, in denen die ungariſche Sprache gelehrt wurde. Heimlich wurde er von den Bauernbuben freilich verſpottet; ſie ſahen einen durchgefallenen Studenten in ihm, einen entgleiſten Herriſchen, der langſam wieder der Verbauerung anheimfiel. Aber der Fülöp machte ſich nichts mehr daraus; der Zauber des Dorfes, die Heimat und das Vaterhaus hatten ihn wieder erobert. Und an die Zukunft mochten Vater und Mutter denken, er nicht.

Und ſo wie ihr Lippl aus einem Madjarember wieder ein Schwabe wurde, ſo hatte auch die Bas' Bärbl allmählich wieder die Herrſchaft über ihre Zunge gewonnen. Aber ſie machte wenig Gebrauch davon; ſie traute ſich nicht recht. Sie hatte ſich gewöhnt an die ſeeliſche Einſamkeit, in die ſie ſo unvermutet geſtürzt worden war, und wollte nie mehr ganz aus ihr heraus. Es war ſo ſeltſam und wunderlich mit ihr. Der Dorfarzt, ein rundlicher Weißbart, der immer Handſchuhe trug, wenn er ſeine ärztlichen Beſuche machte, und ſich das Anſehen eines Gelehrten gab vor den Bauern, wußte ſich gar keinen Rat ihr gegenüber. Sobald die Urſachen ihrer Gemütskrankheit ſich milderten und minderten, gewann die Frau wieder Macht über ihre Zunge. Aber ihr Wortſchatz war kleiner geworden; er war und blieb der eines Kindes. Und heute hätte es ſo viel zu ſagen und anzuordnen gegeben. Sie hielt ſich aber fern, überließ der Suſi das Kommando.

Und es ging alles flott; die Rieſenarbeit vollzog

ſich in ſpieleriſchen, geſelligen Formen; es lag Kirchweihſtimmung über dem Hauſe.

Schon zum Gabelfrühſtück aß man die geſottenen Nieren der geſchlachteten Tiere und trank jungen Raki dazu. Mittags gab es Gebratenes, und abends war das große Feſtmahl: die „Metzlſupp'" mit friſchen Würſten und Schweinernem in allen Formen. Da kamen die geladenen Gäſte. Es gab ſogar Krapfen, und vom Wein, der in Strömen während des ganzen Tages floß, kam jetzt der beſte und feinſte. Zuletzt traten wohl auch ein paar Muſikanten an, und es wurde getanzt. Eine Geige, eine Klarinette und eine Ziehharmonika genügten für den Sautanz.

So luſtig wie heute war der Bindersmichel ſchon lange nicht; er unterhielt das ganze Haus, und flink und hurtig ging die gewaltige Arbeit vonſtatten. Schon um drei Uhr nachmittags begann das taktmäßige Gehäckſel des Wurſtfleiſches im Hauſe, und ehe die achte Abendſtunde da war, lagen die Schinken und Speckſeiten der vier Schweine eingeſalzen in großen Zubern, füllten ihre vier Zentner Fett alle Blechdoſen und irdenen Gefäße, die dafür aufzutreiben waren, lagen die erſten Bratwürſte, die erſt nach drei Tagen in den Rauchfang kamen, auf den Schüſſeln. Und die Metzlſuppe wurde pünktlich aufgetragen. Das war des Bindermichels Stolz, zur rechten Zeit, wenn die Gäſte kamen, mit dabei zu ſein, im geſelligen Kreiſe, ſo als ob er ein Geladener geweſen wäre und nicht der Schlächter. Und es war auch der Stolz der Hausfrau, daß man dem Feſtmahl den Schweiß nicht anmerkte, den es gekoſtet.

Der Klugsbaltzer war gekommen, der Herr Oberlehrer und die Frau Rosa, der Postmeister Müller, lauter Würdenträger des Dorfes. Vom Pfarrhaus war niemand geladen, auch nicht der Kaplan, der überall gerne dabei war und keinen Spaß verdarb. „Nur kei' Janitschare nit!" hatte der Postmeister gebeten. Er mochte nun einmal keinen leiden, „der sein' Rock hot wenda lossa".

Jeder, der kam, wünschte Glück ins Haus; denn jeder wußte, was das bedeutet, vier Schweine auf diese Höhe gebracht, das heißt „gut geschlachtet" zu haben. Es war der Ruhm der Hausfrau. Die Bas' Bärbl lehnte ihn aber ab; sie schob ihn für dieses Jahr der Susi zu. Und der Bindersmichel rühmte die Säue als wahre Wunderwerke einer guten Fütterung. „Vier Finger hoch war ihr Speck," erzählte er, als man bei der Suppe saß. Und nicht um ein Pfund hatte er sich geirrt bei der Schätzung. Der Herr Oberlehrer wollte wissen, wie er das immer treffe bei so einer Schätzung.

„Des isch kinnerleicht[1])," sagte der Bindersmichel pfiffig und schaute die Susi an, „ich guck' mer bloß 's Weib aun, des se g'füttert hot. Vergunnt sie sich was, vergunnt sie's a' dem Schwein; wiegt sie an Zentner, wiegt die Sau zwa . . ."

Die runde vollbusige Susi war ganz rot geworden über das große Gelächter, das diesen Worten folgte. Sie nannte den Vetter Michel einen „B'suff" und eilte mit der Suppenschüssel hinaus.

„Hoscht recht," sagte der Bindersmichel, der den ‚B'suff' überhörte, gelassen, „trag den Sauschwoas 'naus

[1]) Kinderleicht.

und bring ebbes zum Beiße. Wann all' die Gäſchta ſu an Hunger häwe wie ich, dernoo bleibt euch heunt nix far die nächſcht Kindstaaf über."

Der Jörgl wehrte lachend ab. „Des hot Zeit bis mer widder ſchlachta," rief er. Aber es glaubte ihm niemand . . .

Der Bindersmichel hatte heute etwas früh einen roten Kopf bekommen, und die Männer trauten ſeiner Zunge, die er ſo gerne in anderer Leut' Gärten ſpazieren gehen ließ, nicht recht. Sie wollten ein anderes Geſpräch. Aber die Bas' Evl, als die Älteſte, wußte was ſich gehörte, und ſie verlangte vom Bindersmichel jetzt das „Metzlſuppalied".

Der Oberlehrer horchte auf. Wie, der Binder wußte ein beſonderes Lied über ſein Nebengewerbe? Und das hatte er ihm nicht mitgeteilt, als er Volkslieder ſammelte? Der Michel kraute ſich hinter dem rechten Ohr. Das hatte man ſchon lange nicht von ihm verlangt; das wäre ja gar nicht mehr in der Modi, meinte er.

„Modi hin, Modi her, mer wolle dei Metzlſuppalied," entgegnete die Bas' Evl.

„Wo iſt das Lied her?" fragte Heckmüller.

„Mei Großvater hot ei' alt's Blättle g'han, des hot g'haße: ‚Der Vetter aus Schwaben', und do war's drin g'ſchtanne. 's iſch jahralong g'ſunge worde bei jed'r Metzlſupp'. 's muß hunnert Jahr alt ſei'."

Jetzt kam die dampfende Fleiſchſchüſſel mit Speckkraut, und der Hausherr und der Jörgl ſchänkten um die Wette alle Gläſer voll. Der Bindersmichel aber erhob ſich und ſang ſein Lied. Er hielt die Hände wie

ſegnend über die Schüſſel und ſprach in einem Gemiſch von Hochdeutſch und Schwäbiſch:

„Die Sau, das Schwein,
Klingt rauh und fein:
In der Pfütze, im Moraſcht
Biſcht du wohl ein wüſchter Gaſcht;
Uf dem Teller, an der Gabel
Wirſcht du Luſcht für unſern Schnabel.

Die Sau, das Schwein,
Klingt rauh und fein:
Unrat, Abfall, deine Koſcht,
Heller Trunk, wie zäher Moſcht,
Schmer und Fleiſch mit dickem Specke
Kimmt von Pflege, nicht vom Drecke.

Die Sau, das Schwein,
Klingt rauh und fein:
Liebſcht auch Pfütze und Moraſcht,
Bleibſcht du uns ein lieber Gaſcht.
Welche Luſcht, wann uns die Schinken,
Braten, Würſcht und Preßköpp winken.

O Sau, o Schwein,
Bleib' rauh und fein!
Lieg' du immer in dem Dreck,
Wälz' dich in der Pfütze keck!
Wenn wir deine Gaben ſchpeiſen
Bleibt's doch Pflicht, dich hoch zu preiſen."

Einmütiger Beifall und Gelächter lohnte den Sänger, der mit heiſerer Stimme, aber mit feierlichem Ernſt ſeinen Vortrag beendet hatte und erſt jetzt duldete, daß ausgeteilt wurde. Sein Glas aber leerte er dreimal nach dieſer Leiſtung; die Kehle war ihm ganz trocken geworden.

Die Frau Oberlehrer fand das Lied etwas derb, aber wunderſchön. Ihr Mann meinte, es dürfte aber

nicht so alt sein, wie der Vetter Michel glaube. Immerhin sollte man es nicht untergehen lassen; denn in so einem alten Lied lebe noch der schwäbische Heimatsduft aus dem Schwarzwald, den die Vorfahren einst mitgebracht haben [1]).

Die Leute verstanden das nicht so ganz, aber das Lied hatte auch ihnen gefallen, und die Melodie war wie ein alter Tanz, wie ein Langaus. Nur Heckmüller hörte auch in diesem Liede die Glocken der alten Heimat läuten.

Ernstere Gespräche wollten nun Platz greifen. Der Richter lies durchblicken, warum er gekommen. Die große Kommission, die man dem Ingenieur Gergely im Sommer auf den Hals schicken wollte, sei für die nächsten Tage angemeldet. Mitten im Winter, in Schnee und Eis, wolle man die Dämme besichtigen. Dem Jörgl stieg die Galle. Er konnte die Gefängnishaft nicht verwinden, die ihm der Zank mit dem Ingenieur eingetragen hatte. Und er dachte dort im Komitatskerker über vieles nach in seiner Einsamkeit. Er war geladen mit Plänen und Entwürfen, die er einmal zur Sprache bringen wollte, wenn er eine Stimme hatte in der Gemeinde. Man sperrte ihn mit allen Nationalitäten zusammen in dem stinkigen, alten Gefängnis, mit Slowaken, Serben und Rumänen. Aber das mache nichts; er danke Gott für diese Strafe; sie habe ihm den Kopf hell gemacht.

Die Männer wollten wissen, was er meine.

---

[1]) Das Lied ist wohl von dem schwäbischen Volksdichter J. Nefflen, der 1836 seinen „Vetter aus Schwaben“ herausgab. Ins Banat könnte es durch heimatliche Soldaten gekommen sein, die bis 1866 oft in deutschen Bundesgarnisonen lagen.

„Mit Wallache und Ratze[1]) war ich ing'ſperrt, und von dene häb' ich galernt, wau's uns fehlt," ſagte er. „An deutſche Pharra müſſe mer verlange, wann der Horvat 'mol geiht; an deutſche Notari, an deutſche Ablegate müſſe mer uns wähle, und an deutſche Strominſcheneer brauche mer z'allererſcht. Und aa unſere Schule därfe m'r nit hergäwe an den Staat. Sie müſſa Gemeindeſchule bleiwa, ſunſcht ſin mar nitmei die Herre im eigene Haus . . . Des all's muß m'r vun da Wallache lerna. Die loſſa nit nooch, die häwe des alles."

„Des iſch wohr," ſagte der Klugbaltzer bedächtig, „äwer wann ich ſau 'was ſag', is gloi d'r Fene[2]) drin. Guck halt, daß d' bald dei Wahlrecht kriegſcht und in Ausſchuß kimmſcht."

Der Haffnerslippl rief dazwiſchen: „Na, noch zwa Jahr ſoll er halt warta, bis mei Hannes wieder do is vum Militari. Er hot noch Zeit!"

Dem Bindersmichel waren ſolche Metzlſuppengeſpräche höchſt zuwider. Aber er trank dem Jörgl doch zu. „Sollſcht lewa, Jörgl! Du biſcht unſer Mann künſtich. Raam nar uff mit de Janitſchari. 's zwiderſcht Vieh im Darf is a herriſche Kuh, die vergeſſa hot, daß ſie a ſchwabiſches Kalb gwe'n is."

Alles lachte herzlich, und man kam wieder in ein anderes Fahrwaſſer. Eine Speiſe folgte der anderen, und zuletzt brachte die Suſi, glühend rot, die Schüſſel mit den

---

[1]) Serben.

[2]) Die ordinärſte madjariſche Form für den Teufel, den Satanas. Das Wort wird auch für Ausſatz und Peſt gebraucht.

Kücheln [1]). Der Wein ſchmeckte immer beſſer, und endlich traten auch die Muſikanten an.

Und jetzt kam es ans Licht, warum der Abend gar ſo feſtlich war. Morgen war Barbara; die Bas' Bärbl hatte ihren Namenstag. Ihre allmähliche Wiedergeneſung wurde gefeiert, und der Oberlehrer hielt eine Rede auf ſie.

Die Frau Roſa aber ging auf die ſtille Hausfrau zu, die ihren wiedergefundenen Fülöp in den Armen hielt, und küßte ſie.

XV.

Die Große Kommiſſion des Komitates, die von der Gemeinde verlangt worden war, erſchien im Dorfe. Der Oberſtuhlrichter Olay war auch angemeldet. Und er wußte beſſer, warum die Schwaben ſolchen Lärm geſchlagen hatten, mitten im Sommer. Sie waren angeſtiftet worden durch den Izé, den Trauttmann aus Roſenthal. O, dieſer Pangermane, dieſer Agitator, der die friedlichen Leute aufwiegelte gegen die Behörden! Er ſei ſehr ungnädig geſinnt gegen Karlsdorf, berichtete der Notär, den er zu ſich zitiert hatte. Und der Gergely Vilmos lächelte gar boshaft, als er das hörte. In ſeiner Abweſenheit hatte man ſo etwas gemacht! Nur aus Haß, weil er einen Lümmel des Dorfes hatte einſperren laſſen. Na, die werden ſich wundern, was ſolch' eine Kommiſſion koſtet. Eine eigens verlangte „Große" Kommiſſion.

Der Notär, ein ſchlauer Streber, der die Welt zu nehmen wußte, ſchlug dem Richter vor, etwas zu tun, um den Oberſtuhlrichter zu verſöhnen. Man müſſe ihn

[1]) Krapfen.

empfangen wie einen Obergeſpan oder einen beliebten Abgeordneten bei der Wahl. Berittene Banderien, Muſik und Fahnen ſollten zeigen, daß Karlsdorf ſo patriotiſch geſtimmt ſei als irgendeine Gemeinde des Landes. Und ein Feſteſſen im Großen Wirtshaus ſollte den Beſchluß machen.

Und der Klugsbaltzer ließ ſich bereden, das anzuordnen. Er lud die männliche Jugend ein, die Große Kommiſſion an der Hottergrenze zu Pferde zu erwarten, und er ſchickte die beſten Wagen des Dorfes, jene, die Lederſitze mit Sprungfedern hatten, an die Eiſenbahnſtation, die Herren zu holen. Und er ſelbſt ſpannte auch ſein beſtes Gefährte ein. Und die Häuſer der Hauptſtraße wurden beflaggt.

Das Wetter war günſtig, und es ging alles wie am Schnürchen; außer den beiden Haffner weigerte ſich niemand mitzutun. Die reichſten Bauern hatten eingeſpannt. Alles fuhr vierſpännig; die großen Buben, vierzig an der Zahl, ſetzten ihre buntbebänderten Kirweihhüte auf, ſchmückten die Mähnen ihrer Pferde mit Bändern in den ungariſchen Nationalfarben und ritten hinaus bis zur Grenze, wo der Hotter von Joſefsfeld an den von Karlsdorf ſtößt. Mit Eljenrufen, als wären ſie ungariſche Cſikos, begrüßten ſie die herankommenden Viererzüge und ſchwenkten die Hüte. Ein Banderium von zehn Reitern flog voraus, zwanzig verteilten ſich zu beiden Seiten der Wagen und zehn bildeten den Abſchluß des feſtlichen Zuges.

So zog die Große Kommiſſion, die aus zehn Komitatsherren beſtand, in fünf vierſpännigen Wagen in das

Dorf ein. Beim Großen Wirtshaus, wo die Herren abſtiegen, ſpielte die Muſikbande, und auf dem Platz hinter der Kirche knallten die Böller. Vor den Häuſern aber ſtanden die Schwäbinnen im Sonntagsſtaat und lächelten den Herren zu. Die Männer hinter ihnen rückten Hüte und Kappen.

Der Notar, der der Kommiſſion mit dem Richter und Gergely bis zur Bahnſtation entgegengefahren war, ſollte recht behalten mit ſeinem klugen Rat. Der Oberſtuhlrichter, der ſich zuerſt ſehr zugeknöpft verhielt und wortkarg, war ſchon beim Anblick der berittenen Banderien höchſt angenehm überraſcht, und der feſtliche Einzug in das große Schwabendorf heiterte ihn vollends auf. Er wurde immer freundlicher und leutſeliger, und ſein feiſtes Geſicht ſtrahlte. Auch bequemten ſich die Herren, deutſch zu reden. Das war ſchon viel. Vor dem Pfarrhauſe, wo die Fenſter auch beſetzt waren und die Juliska den Herren lebhaft zuwinkte, zogen ſie alle die Hüte. Einige ſahen ſich flugs nach dem hübſchen Mädchen um, das jeder ſchon einmal irgendwo geſehen zu haben meinte.

Ein kurzes Frühſtück im Großen Wirtshaus, bei dem die ſchönſten Bauernmädchen des Dorfes die Herren bedienten, der Richter und Gergely die Honneurs machten, ſollte die gute Stimmung noch befeſtigen. Nach einer Stunde beſtieg man endlich die bereitgeſtellten, zweiſpännigen Wagen und fuhr hinaus zu den Schutzdämmen. Gergely hatte ſich der Kollegen vom Komitat bemächtigt, die in ihm den Neffen ihres Chefs, des Vizegeſpans, ehrten. Der Richter fuhr mit dem Oberſtuhlrichter voraus und ſuchte ihm ſchonend und vorſichtig zu erzählen, was

Georg Trauttmann ihnen im Sommer geſagt habe. Herr Gergely ſei mit Unrecht erboſt auf den ihm unbekannten Fremden; er laſſe nichts gelten, was jener geſagt habe, und der Herr Oberſtuhlrichter ſollte da doch ein Machtwort ſprechen.

„Hat der Izé, der Trauttmann, auch gefragt, wer Euer Abgeordneter iſt? Hat er ſich hier auch um Politik gekümmert, wie in den anderen Dörfern?“ fragte der Oberſtuhlrichter.

„Keine zehn Wort' häwe m'r davon gered't,“ ſagte der Klugsbalzer.

„Denken Sie nur nach, Herr Richter. Was hat er darüber geſprochen?“ fragte forſchend und mißtrauiſch Herr von Olay.

„Na ja, Herr Oberſtuhlrichter, er hot uns gerate, immer nur ein' deutſche Mann zu wähle,“ entgegnete Klug.

»Gazember!« [1]) rief der Oberſtuhlrichter gereizt. „Das tut er überall. Als Ingenieur ſchleicht er ſich ein und iſt ein Agitator. Was geht ihn das an? Ich werd' ihn ſchon erwiſchen.“

Man fuhr auf dem Kopf des Donaudammes dahin, und der Wind blies rauh und kalt über die Eisfläche. Ganze Ketten von Wildgänſen flogen kreiſchend auf.

Daß die ſchüttere Pflaſterung des Dammes ſchadhaft war, voller Löcher und Senkungen, ſpürte man an dem Holterpolter. Aber es ſtieg niemand aus. Erſt bei der Hütte, in der die ſchwere Dampfpumpe untergebracht war, verließ Gergely den Wagen und mit ihm drei

---

[1]) Schuft.

Komitatsingenieure. Der Richter ſtieg auch aus; doch blieb der Oberſtuhlrichter ſitzen und hüllte ſich nur beſſer in ſeinen Pelz. Klug begab ſich zu der Gruppe. Die Herren beſahen ſich die alte Bruchſtelle des Dammes, wo die große Pumpe auch im Frühjahre gearbeitet hatte. Wie ein Fragezeichen krümmte ſich da die Donau, und ihr mächtigſter Anprall war immer dort zu verſpüren. Das Hinterland des Dammes blieb dort auch ſtets naß; Kanäle und Abflußrohre führten durch den Damm. Sie entwäſſerten den Grund, wenn die Donau ſank, und ſie milderten den Anprall, wenn ſie hochging, weil ſie freiwillig Waſſer aufnahmen. Dieſes Opfer mußte gebracht werden; viele Joch Hutweide waren unbrauchbar und hatten ſich in Auen verwandelt.

Der Richter erlaubte ſich zu bemerken, daß an dieſer Ecke ein engliſcher Damm mit einem Tegelkern eingefügt werden müßte. Die Hutweide wäre zu reiten, die Kanäle und Röhren müßten verſchwinden. Und der ganze Damm könnte überhaupt um einen Meter höher ſein.

„Amerikaniſche Weisheit"!" rief Gergely den Kollegen zu.

„Ach ſo!" ſagten dieſe. Und einer, ein bebrillter, dicker Herr meinte, wenn die Gemeinde ſehr viel Geld habe, könne ſie ja um die Erlaubnis einkommen, das machen zu dürfen. Auf Landeskoſten könne man ſolche Luxusſachen nicht empfehlen. Und er notierte ſich einiges, was zu machen wäre, und redete madjariſch mit Gergely. Der Richter verlangte waſſerſeitige Steinpackungen als Dammſicherung an dieſer Stelle. Und wieder rief Gergely: „Amerikaniſche Weisheit!"

„Es tut's auch ein neues Weidenflechtwerk," meinte der frühere Sprecher. „Wir müſſen mit landesüblichen Mitteln arbeiten. Sie wollen zu hoch hinaus, Herr Richter. Das hat Ihnen wer in den Kopf geſetzt."

Und damit ließ er den Klugsbaltzer ſtehen.

Dieſer ging voraus, zum Wagen des Oberſtuhlrichters, der ſchon Auftrag gegeben hatte, daß man weiterfahre, hinüber zu dem Schutzdamm an der Theiß. Ihn fror, und er langweilte ſich.

Der Dorfrichter ſtieg in den Wagen, und man fuhr auf dem Kopf eines Querdammes nördlich weiter. „No hát, wie ſteht die Sache?" fragte der Oberſtuhlrichter.

„Is ſchon der Fene drin!" rief mißmutig der Klugsbaltzer. „Wenn Ihr Euch nit annehmt um uns, Herr Oberſtuhlrichter, die Herre ſin all' uf d'r Seit' des Gergely."

„Lieber Fraind, ich verſtehe doch davon gar nichts. Ich bin nur gekommen, weil das Komitat es gewünſcht hat, daß ich Ihre Gemeinde viſitiere und ſehe, was da vorgeht. Mehrere Anzeigen liegen bei mir. Ein fremder Agitator, der nichts hier zu ſuchen hat, hetzt Euch auf. Er hat nicht umſonſt beim Haffner gewohnt, den der Gergely hat einſperren laſſen. Daher kommt alles."

„Er iſt doch ein Schwab von hier, der Herr Trauttmann."

„Dehogy[1]), iſt er ein Schwab. Wer zwanzig Jahre fort war, hat hier nichts mehr zu ſuchen. Und auch ſonſt . . . Der Poſtmeiſter rebelliert gegen die patriotiſchen Lehrer, der Herr Oberlehrer lehrt den Kindern

---

[1]) Bewahre!

pangermaniſche Lieder. Bizony Isten [1]), es iſt nicht alles, wie es ſein ſoll in Ihrer Gemeinde."

„Herr Oberſtuhlrichter, glaube Se nit, was die Spione ſage!" erwiderte Klug betroffen.

„Lieber Fraind," fuhr der Oberſtuhlrichter jovial fort, „Ihr Empfang heute hat mir bewieſen, daß Sie wiſſen, was ungariſche Sitte iſt. Das war ſehr ſchön. Ich will gar nichts weiter wiſſen und hören, will ein Auge zudrücken. Machen Sie jetzt keine weiteren Geſchichten und ſchauen Sie, daß wir zum Eſſen kommen, ich habe großen Appetit."

„Ja, ja," fiel Klug raſch ein, „äwer redde muß m'r doch über all's."

„Aber nain, lieber Fraind, ich will nicht. Der Poſtmeiſter wird ein bißl eingeſperrt, den Oberlehrer werden Sie nächſtes Jahr penſionieren, und die Dämme werden geflickt, wo ſie ein Loch haben. Und dann bleiben wir gute Frainde."

Dem Dorfrichter ſtand der Schweiß auf der Stirn. Das ſollte das Ergebnis der Großen Kommiſſion ſein, auf die man die Gemeinde ein halbes Jahr warten ließ? Er ſah ſich um, als ſie ſich jetzt nördlich wendeten, und zählte die Anweſenden ab. Da fehlten ja drei Herren! Es waren nur ſieben anſtatt zehn und er machte den Oberſtuhlrichter darauf aufmerkſam. Ein Wagen war offenbar zurückgeblieben. War denn eine Achſe gebrochen oder ſonſt etwas geſchehen? Er ſaß mit dem Oberſtuhlrichter im erſten Wagen und hatte ſich nicht um die

[1]) Bei Gott.

anderen gekümmert. Daß ſie folgten, war doch ſelbſtverſtändlich.

Nun wendete auch der Oberſtuhlrichter den Kopf. „Wer fehlt denn?“ fragte er. Und er lachte laut auf, als er dies feſtgeſtellt hatte. „No ja, der Schriftführer. Was ſoll er hier? Protokoll wird doch dort diktiert werden, im Wirtshaus. Aber die anderen zwei ... Énye, énye[1]), hätt' ich nicht gedacht.“ Und er lächelte in ſich hinein. „Macht nichts. Drei Ingenieure ſind doch genug. Was ſain muß, wird gemacht. Main Wort darauf.“

Und die Fahrt über den Theißdamm wurde noch raſcher beendet als die über den Donaudamm. Es gab auch dort zwei alte Bruchſtellen, die immer ſchweißten und nie ganz zuverläſſig waren; der Kopf des Hauptdammes aber war nur beſchottert. Und auch, was Trauttmann ganz beſonders bemängelt hatte, um einen Fuß niederer war er als der Waſſerſtand von 1868. Das dürfe nicht ſein. Man müſſe ſich ſolches Wiſſen zunutze machen. Was vierzig Jahre nicht war, könne morgen wieder ſein. Die dort in Reſerve ſtehenden Pumpmaſchinen aber waren alt und noch auf Handbetrieb angewieſen. Lauter Fragen, die Trauttmann aufgeworfen, lauter Geſpenſter, vor denen er gewarnt. Der Dorfrichter war wieder ausgeſtiegen und zu den Ingenieuren zurückgegangen. Sie redeten madjariſch miteinander und hörten nicht weiter auf ihn. Was er vorbrachte, wurde belächelt. Der eine, der bebrillte, machte ſich aber doch wenigſtens Notizen für das Protokoll.

---

[1]) Schau, ſchau!

Im Großen Wirtshaus gab es eine Festtafel für die Kommission und die Honoratioren des Dorfes, und die Dorfmusik spielte auf. Aber ehe man sich setzte, ging der Oberstuhlrichter selbst und suchte die verlorenen drei Kollegen. Lachend kam er aus einem Seitenzimmer zurück; er hielt sich den Bauch und brüllte. Die drei saßen da drin und färbelten. Sie wollten noch nachkommen und wunderten sich sehr, daß man schon zurück war.

Nun lachten die Herren alle mit. Aber wenn ein Bauer in die Nähe kam, machten sie „Pst! Pst!" und suchten die Sache zu vertuschen.

Bei Tisch war alles vollzählig, und es ging hoch her. Der Oberstuhlrichter hielt eine Rede, dankte für den Empfang und versicherte, daß alle billigen Wünsche der Gemeinde erfüllt werden sollten. Aber er warnte auch vor den fremden Emissären. An ihn möge man sich halten und an das Komitat; dieses werde eine so fleißige, wohlhabende Gemeinde, die so steuerkräftig sei und immer so patriotisch war, nie verlassen. Sein Eljen galt dieser Gemeinde.

Die Gerichtsbeisitzer und sonstigen Würdenträger der Gemeinde tranken alle dem Klugsbaltzer zu, gewissermaßen um ihn, der ihnen verstimmt vorkam, aufzumuntern und seine Schwarzseherei zu verspotten. Der aber murmelte nur immer in sich hinein: „Is schun der Fene drin . . . Is schun der Fene drin . . ."

Der Herr Pfarrer und Oberlehrer Heckmüller saßen auch an der Tafel, und der Lehrer Halmos machte sich sehr bemerkbar. Er hatte seinen Knabenchor herbestellt und ließ den Herren ein paar madjarische Lieder vor-

ſingen. Der Oberſtuhlrichter belobte das, winkte aber ab. Er erinnerte ſich, vor Jahren einmal eine ſchwäbiſche Muſikbande gehört zu haben, die wunderſchöne, alte Liedertänze ſpielte und dazu ſang. Ob es das noch gebe, fragte er die Leute.

„Des is aus er Modi kumma," antwortete man ihm.

„Das ſei aber ſehr ſchade," meinte er.

Der Oberlehrer Heckmüller hörte von der Frage des Oberſtuhlrichters und ging erfreut zu den Muſikanten. Sie berieten untereinander und verſtändigten ſich. Dann meldete der Oberlehrer dem Herrn Oberſtuhlrichter, daß man „eine Polka mit Geſang" ſpielen werde. Und alsbald begannen die Bauernmuſikanten zu ſpielen und ſangen dazu im Polkatakt:

Mei guter Michel liewet mich
Aus deutſcher Redlichkeit,
So wie er liebt, liebt ſicherlich
Koi' Schätzle weit und breit.

Er ſitzt bei mir die halwi Nacht
Und ſpinnt mei' Garn ſo fein,
Daß herzlich oft mei' Motter lacht,
Sie denkt, ich ſpinn's allein.

Nochb'rſch Gretl ärgert ſich, ärgert ſich,
Denkt wunnerſcht, wer er ſei.
Ich denk' mir: Gretl ärger' dich,
Es gilt mir einerlei.

Du krieſcht mei' Michle doch net d'ran,
Ich kenn' ihn zu genau.
Wann Faſching kimmt, werd er der Mann
Und ich wer' halt ſei' Frau.

Das gefiel den Herren vom Komitat ganz ausnehmend. Der Oberſtuhlrichter gab das Zeichen zum Beifall, und alles

klatſchte und trommelte mit den Füßen. Da Heckmüller dieſe Wirkung ſah, ging er wieder zu den Muſikanten und berief auch einige junge Paare hin. Man verſtändigte ſich, und die Buben machten eine Seite des Saales frei, indem ſie ein paar Tiſche verſchoben und Bänke entfernten.

Dann trat Heckmüller wieder vor und ſagte beſcheiden: „Herr Oberſtuhlrichter, wir möchten Ihnen noch einen ſchwäbiſchen Ländler vorführen aus alten Zeiten.“

„Braviſſimo!“ rief Herr von Olay.

Und die ſchwäbiſchen Bauernmuſikanten huben an, während ſich acht junge Paare zum Tanze aufſtellten. Es war ein biedermeieriſcher Großmuttertanz, das wußten ſie; aber ſie hatten ihn auf Wunſch Heckmüllers erſt zum Kirweihfeſt neugelernt und waren ihrer Sache ganz ſicher.

Sie tanzten und ſangen mit den Muſikanten:

Roſenſtock, Holderblüt,
Wann i mei' Mädſcha ſiech,
Lacht mer vor lauter Freud'
's Herzle im Leib.
La la la
La la la, la la la, la, la la la la, la.

G'ſichterl wie Milch und Blut,
's Mädſcha is gar ſo gut,
Um und um tockerlnett,
Wann i's nur hätt'!
La la la
La la la, la la la, la, la la la la, la.

Armerl ſo kugelrund,
Goſcherl ſo friſch und g'ſund,
Fußerl ſo hurtig g'ſchwind
's tanzt wie der Wind.
La la la
La la la, la la la, la, la la la la, la.

Wann i ins Dunkelblau
Funkelhell Äugle ſchau,
Maan' i, i ſchau
In mei' Himmelreich nei'.
La la la
La la la, la la la, la, la la la la, la.

Die ganze dörfliche Tiſchgeſellſchaft hatte allmählich mitgeſungen und ſich im Geiſte mit den Paaren gedreht, die ihre Sache vortrefflich machten. Es herrſchte heller Jubel, und Heckmüller bedankte ſich beim Oberſtuhlrichter, daß er ihn heute ſo kräftig unterſtützt habe bei ſeinen beſcheidenen Beſtrebungen zur Erhaltung alter Sitten und Bräuche.

Herr von Olay machte ein gar ſeltſames Geſicht. Aber er war ehrlich — das hatte ihm gefallen. Viel beſſer als der lächerliche ungariſche Papageiengeſang der Schwabenbuben. Sagen durfte er das freilich nicht.

Indeſſen hatten ſich die Komitatsingenieure mit Gergely zurückgezogen, und der Bebrillte diktierte das Protokoll der großen Kommiſſion. Der Klugsbaltzer war hinzugeeilt, doch er verſtand keine drei Worte von dem ganzen Text. Er verlangte, daß es auch deutſch abgefaßt werde, doch der diktierende Ingenieur weigerte ſich, das zu tun. Der Notär mußte den Dorfrichter beſchwören, die Ruhe zu bewahren. Er werde ihm ſchon eine Überſetzung machen.

Und alle Beteiligten unterſchrieben das Protokoll, ohne es weiter zu leſen. Der Oberſtuhlrichter als erſter. Aber als es dann zum Klugsbaltzer kam, verſagte der ſeine Unterſchrift.

Die Herren waren bereits im Aufbruch begriffen; man hatte es eilig zur Bahn, es dämmerte ſchon. Dem Oberſtuhlrichter mußte der Zwiſchenfall aber doch gemeldet werden.

Er trat auf Klug zu: „Was höre ich, Herr Richter? Sie wollen uns dieſen ſchönen Tag verderben? Lieber Fraind, was ſain das für Geſchichten?“

„Ich konn nit!“ ſagte dieſer ſchroff.

»Az ebadta, warum?“

„Weil ich nit waaß, was drin ſteiht.“

„Sie werden bekommen die Abſchrift. Und die überſetzen Sie ſich!“

„Dann hat's ja Zeit, Herr Oberſtuhlrichter.“

»Jólvan [1]), Herr Dorfrichter, jólvan. Ich werde Sie vorladen, und Sie werden bei mir unterſchreiben,“ ſagte der Zürnende.

„Wann ich's galeſa häbb, valleicht,“ entgegnete Klug. Dann erhob er die Stimme: „Und wann die ausgſchtrecha ſein, die do im Wertshaus Karta gſchpeelt häwa, anſtatt mit uns zu geihn“, rief er; und alles an ihm zitterte.

Herr von Olay ſah ihn betroffen an und ging dann raſch davon.

So endete die große Kommiſſion mit einem groben Mißton, und die ſchwäbiſchen Muſikanten bemühten ſich vergeblich, zum Abſchied den Rakoczymarſch recht feierlich zu blaſen. Es war einmal der „Fene“ drin in der Geſchichte.

---

[1]) Gut iſt's.

XVI.

Der Winterabend bricht früh herein über das Dorf, und nur der Schnee leuchtet in den Gaſſen. Sobald das Aveläuten vom Kirchturm ertönt, ſetzt ſich alles zu Tiſch zum Abendbrot. Die Frau drängt ſchon, die Tochter iſt bereits im Staat, die Großmutter hat ihre Brillen ſchon dreimal geputzt. Jede hat ihre Spinnreih', und keine will zu ſpät kommen. Die Männer haben Zeit, die werden vor zwei, drei Stunden nirgends erwartet. Und ſo eſſen die Weiberleut' nur ſchnell und gehen. Jede hat ihren Spinnrocken voll Hanf und ein paar leere Spulen in Bereitſchaft. Die Rocken der Mädchen ſind mit einem duftigen Band umwunden in hellen Farben. In der Spinnreih' wird aber nicht nur geklatſcht, da wird auch um die Wette geſponnen.

Und alsbald ſchwanken hundert kleine Laternen durch die Dorfgaſſen, die ſich die Schönen auf dem Hinweg noch ſelber tragen. Auf dem Heimweg iſt das etwas anderes, da haben ſie nebſt dem Spinnrad auch die vollgeſponnenen Spulen. Und wozu wären denn die Männer und Buben im Winter nutz, wenn ſie nicht einmal die Laternen vorantragen wollten?

Die großen Buben haben noch das Vieh abzufüttern, ehe auch ſie das Haus verlaſſen; die Männer bleiben noch bei einem Glaſe ſitzen und rauchen die Pfeife, wenn ſie nicht gar im Kalender oder im Wochenblatt leſen. Manchmal kommt auch ein Nachbar auf einen kleinen Plauſch; man politiſiert, beſpricht Gemeindeangelegenheiten, ſchimpft auf die Regierung und die niedrigen

Getreidepreiſe. Dann geht man gemeinſam zur Spinnreih', in den Kreis, zu dem man gehört. Jede Gaſſe hat ihre Reih'; iſt ſie lang, auch zwei und drei. Und alle Altersſtufen ſind ſtreng geſchieden. Die Großmütter, die Mütter, die jungen Frauen, die großen Mädchen und die kleinen, die der Schule entwachſen aber noch nicht mannbar ſind; jede Schichte hat ihre eigene Spinnreih'. Und die Sitte verbietet es, daß ein verheirateter Mann zu den Ledigen, ein Lediger zu den Verheirateten kommt. Wer dieſe Ordnung durchbricht, kann die ſchönſten Prügel haben.

Bei der Haffnersbärbl war heute die Reih', und die Frauen bis hinauf zur Kirche hatten ſich bei ihr verſammelt. Ein Krug friſchen Waſſers mit zwei Gläſern ſtand auf dem Tiſch, auch eine Schüſſel mit Äpfeln, Nüſſen und gedörrten Zwetſchken. Sonſt wurde nichts gereicht. Doch ſpäter, wenn die Männer kamen, gab es auch ein Glas Wein.

Die Baſ' Bärbl redete wenig oder nichts, das war bekannt; um ſo mehr plauderten die Gäſte. Sie wußten alles, was im Dorfe vorging, ſie kannten jeden Heiratsplan, jeden Erbſchafts- oder Eheſtreit, jeden Zank zwiſchen Eltern und Kindern.

Wieviel geſtärkte Unterröcke die Suſi am Sonntag wohl getragen hat, weil ſie gar ſo ſtattlich ausſah auf dem Gang zur Kirche, wollte die Nachbarin durchaus wiſſen von der Baſ' Bärbl. Doch dieſe lächelte nur. So ganz eigen lächelte ſie.

Und die Nachbarin wußte, woran ſie war; es ziſchelte ſich weiter in der Runde.

„Jo, wie alt ſein dann die Zwilling?“

„Annerthalb Jahr.“

„No, des tut ſich. Des tut ſich.“

Die Räder ſurrten um die Wette, und die Spulen füllten ſich trotz des munteren Geplauders.

Als letzte kam die rote Klugsnantſchi, die Frau des Dorfrichters.

„Häbt d'r 's ſchun g'heert,“ fragte ſie, als ſie ihren Platz eingenommen hatte, „was dem Poſchtmüller (Poſtmeiſter Müller) paſſiert is?“

„Naa, ka Wart!“ rief es von allen Seiten.

„Ing'ſchperrt häwe ſ' 'n uf acht Täg.“

„Wege dem Lehrer? Wege dem Jantſchi?“ rief man.

„Jo, jo, wege dem Janitſchari, oder wie des neu' Schimpwart haaßt. Un' die Poſcht wolle ſe ehm wegnemma. Er hot ſich verdefendiert wie a Fiſchkal, verzähle ſe, äwer ganutzt hot's ehm nix. Wie der garedt hot! Der Herr Halmoſch is a Schwob, wie mer all' Schwobe ſin, hot er de' Herre g'ſaat, er ſoll nit a ſo taun. Unſer' Kinner ſoll er z'erſcht die Motterſproch lerna, nit ehna die Köpp v'rdreha. D'rnoo werd 'n koi Menſch an Janitſchari haaße.“

Die Klugsnantſchi ſchnappte nach Luft, dann ſchloß ſie: „Sau hot der Poſchtmüller gared't. Un d'rnoo hot er ſich inſchperra loſſa.“

„M'r ſoll halt die Leut' nit verſpotta,“ piepſte die bucklige Baſ' Margred, dem Bindersmichel ſeine Schweſter. „Mei Bruder konn des aa nit loſſa. Er hot ſich geſcht[1])

[1]) Geſtern.

wieder 's Maul verbrennt über da Herr Kaplan und die Liszka. Des werd aa ſchier 'was gäwa."

„Bald werd's ganz Darf zu Garicht geihn," ſprach die Klugsnantſchi. „Mei' Mann is ſchun recht verdrießlich."

Die anderen aber wollten durchaus wiſſen, was der luſtige Bindersmichel über den Kaplan und die Liszka geſagt habe.

„O naa, des trag' ich nit weiter," rief die Baſ' Margred. „Des wär' a Sünd'."

Und ſie war nicht zu bewegen, die Worte zu wiederholen.

Indeſſen wurde es in der hinteren Stube lebendig. Mit ſchweren Tritten ſtampften die Bauern im Gang draußen den Schnee von den Füßen, ehe ſie eintraten, und die Frauen erkannten jeden einzelnen an der Stimme. Sie ſpannen und klatſchten noch eine Weile weiter, dann ſtimmte die Baſ' Evl, die das Singen über alles liebte, ein Lied nach dem andern an. Und die Frauen ſangen „Am Brunnen vor dem Tore, da ſteht ein Lindenbaum", „Zu Straßburg auf der Schanz'", „Es ſtand ein Baum wohl an dem Rhein" und das ſelten gehörte Lied:

„Da unten in dem tiefen Tal
Steht eine Lind', iſt unten ſchmal",

das der Oberlehrer wieder eingeführt hatte.

Das lockte auch die Männer einzeln herbei; ſie ließen das Politiſieren ſein und kamen zu ihren Frauen und Nachbarinnen. Der ſtattliche Hausvater lehnte als erſter am Türſtock und lächelte ſeine ſtille Frau an, die leiſe mitſummte.

Er wußte, warum er lächelte. Wie wird ſie ſich

freuen, wenn ſie erfährt, was heute geſchah, was heute endgültig beſchloſſen wurde! In der Taſche hatte er's, unterſchrieben war es von zwei Dutzend Bauern, daß ſie ein deutſches Konvikt gründen wollten in Szegedin, ein Familienheim, wie der Herr Trauttmann geſagt hatte. Die letzten ſetzten jetzt drüben ihre Unterſchrift auf den Bogen. Das Geld war beiſammen; jetzt fehlte nichts als ein tüchtiger Herbergsvater für ſein Studentenheim, ein Mann mit einer braven Frau, die den ſchwäbiſchen Knaben eine Mutter ſein wollte. Ja, der Haffnerslippl lächelte. Und er wußte warum. Er hatte ſeine geheimen Pläne . . .

Und jetzt beſtellte er ſich ſogar ein Lied. Das „Mädele ruck, ruck" wollte er wieder einmal hören. Aber ſie weigerten ſich. „Do miſcht er in die Reih' der Mädſcha geihn!" rief man ihm zu. „Des ſinge mer ſchun lang nit mei."

„Mer därfe doch nit 'nei zu da Mädſcha, ſunſcht kriege mer Wichs," erwiderte beluſtigt der Haffnerslippl.

Und der Klugsbaltzer, der mitgekommen war, wollte es auch hören. „Na, Baſ' Nantſchi, legt nar mol laus," rief der Hausherr und ſetzte ſich mit dem Richter auf die Ofenbank. „Sunſcht geihn m'r nüber zur Suſi. Die hot heunt a die Reih'!"

Die rote Nantſchi ließ ſich nicht zweimal bitten. Und ſo ſangen die Mütter:

„Mädele ruck, ruck, ruck an meine grüne Seite,
I hab di gar ſo gern, i kann di leide!"

Sie lachten alle, als das Lied zu Ende war, und wunderten ſich, daß es noch ſo gut gegangen.

Dann hub der Klatsch wieder an, und die Männer rauchten, daß das Fenster geöffnet werden mußte, während der Hausherr hin und her ging und Wein anbot.

Von drüben über dem Hof erscholl jetzt auch ein Lied; die Männer horchten, was es wohl wäre, aber ehe sie es erkannten, schloß die Bas' Margred das Fenster, neben dem sie ihren Platz hatte, denn es zog ihr zu stark.

Es war ein seltener Zufall, daß die Spinnreih' der beiden Hausfrauen zusammenfiel. Und bei der Susi ging es noch lebhafter zu als bei der Bas' Bärbl. Lauter junge Frauen, keine war länger als drei oder vier Jahre verheiratet, und in den Männern, die sich um den Jörgl versammelt hatten, lebte noch der ganze Übermut der großen Buben. Sie neckten die Frauen, rissen einer besonders fleißigen den Faden ab oder gossen ihr heimlich Wein in den kleinen Blechnapf, der zur Benetzung der Finger an jedem Spinnrad hing, und trieben allerlei Schabernack.

Dieser und jener jungen Mutter wurde ihr Säugling gebracht, damit sie ihn rasch stille, denn er schlafe sonst nicht ein. Es lag ein femininer Zauber über dieser Spinnstube der jungen Mütter.

Die Susi, aufgeblüht wie eine Rose im Juli, rot- und vollwangig wie eine Aprikose, bewegte sich schon ein wenig schwer, aber sie ließ es sich doch nicht nehmen, für ihre Gäste Kukurutz zu „platsche". Schon brannte die Herdflamme in der Küche, und sie hatte alles vorbereitet. Schönen roten Kukurutz hatte sie eigens für diesen Zweck an der Sonnenseite des Hauses trocknen lassen im Herbst. Jetzt sollte er die Probe bestehen. Die

losen Kerne wurden in ein Drahtsieb geschüttet, die Susi streckte ihre vollen, runden Arme aus, hielt es mit den Händen über die Herdflamme und rüttelte den Inhalt des Siebes unaufhörlich durcheinander. Die Kerne begannen zu braten und zu platzen, sie knatterten wie Kapselschüsse, und viele sprangen aus dem Sieb. Die Männer standen scherzend ringsum, fingen die Flüchtlinge mit ihren Pelzkappen auf und aßen sie mit großem Behagen. Wie kleine Röschen sahen sie aus und schmeckten süß wie gezuckert.

Die Susi glühte im Scheine der Herdflamme, aber sie sah ihren Eifer belohnt, denn die große Schüssel mit geplatschtem Kukuruz, die sie alsbald in die Stube brachte, war im Nu geleert, die Frauen rissen sich um den Schmaus. Und als die Säuglinge wieder fort waren und der Kukuruz verzehrt, da stimmten diese glücklichen, lebensfrohen jungen Frauen gar rührselige alte Lieder an von Scheiden und Meiden, von Trübsal und Tod.

„So viel Stern' am Himmel stehen,
An dem güldnen blauen Zelt;
So viel Schäflein, als da gehen
In dem grünen, grünen Feld;
So viel Vöglein, als da fliegen,
Als da hin und wider fliegen,
So viel mal sei du gegrüßt.

Soll ich dich denn nimmer sehen,
Nun ich ewig ferne muß?
Ach, das kann ich nicht verstehen,
O, du bitt'rer Scheidensschluß!
Wär' ich lieber schon gestorben,
Eh' ich mir ein Lieb erworben,
Wär' ich jetzo nicht betrübt.

Mit Geduld will ich es tragen,
Denk' ich immer nur zu dir;
Alle Morgen will ich ſagen:
O, mein Lieb, wann kommſt zu mir?
Alle Abend will ich ſprechen,
Wenn mir meine Äuglein brechen:
O, mein Lieb, gedenk an mich!

Ja, ich will dich nicht vergeſſen,
Enden nie die Liebe mein.
Wenn ich ſollte unterdeſſen
Auf dem Totenbette ſchlafen ein —
Auf dem Kirchhof will ich liegen
Wie das Kindlein in der Wiegen,
Das ein Lied tut wiegen ein.

In manchen Augen glitzerten Tränen nach dieſem Liede, und die Männer verſpotteten die Sängerinnen deshalb nicht wenig. Sie gaben wie zum Hohn ein paar derbe Strophen zum beſten:

„Es hatt' ein Bauer ein junges Weib,
Die blieb ſo gerne zu Haus,"

ſtimmten ſie übermütig an, und ſo ſehr einige der Frauen auch abwehrten, zuhorchten ſie doch. Die Männer wählten heute die mildeſte Form des Textes, der in vielen Abarten und bis zu zehn Strophen im Volke lebt, und nach deſſen flotter Weiſe überall ein Ländler getanzt wird. Sie fuhren fort:

„Sie bat oft ihren viellieben Mann,
Er ſollte doch fahren hinaus
Er ſollte doch fahren ins Heu,
Er ſollte doch fahren ins ha, ha, ha, ha,
Heidildei! Juchheidildei!
Er ſollte doch fahren ins Heu.

Der Mann der dachte in seinem Sinn,
Du redest zu schön und zu gut,
Ich schirre die Rappen, verstell' mich zum Schein,
Will sehen, was sie daheim tut.
Will sagen, ich fahre ins Heu,
Will sagen, ich fahre ins ha, ha, ha, ha,
Heidildei! Juchheidildei!
Will sagen, ich fahre ins Heu.

Da kommt geschlichen ein Reitersknecht
Zum jungen Weibe hinein,
Und sie umfanget gar freundlich ihn,
Gibt schnell sich und willig darein.
Mein Mann ist gefahren ins Heu!
Mein Mann ist gefahren ins ha, ha, ha, ha,
Heidildei! Juchheidildei!
Mein Mann ist gefahren ins Heu."

Nun kam die große Wendung des Liedes zum Bedenklichen. Aber die Männer waren ja nicht unter sich im Wirtshaus; einzelne bogen laut in die milderen Geleise ein und rissen die anderen mit ... Der Bauer lauscht, kommt mit dem Stecken, die Frau spielt Komödie, tut süß mit ihm und unschuldig, der Reitersknecht entwischt. Aber der Ehemann kommt doch zu dem Schluß: „Der Teufel mag fahren ins Heu," wenn man daheim eine verliebte junge Frau hat.

* * *

Auch im Gässel war jede zweite Woche einmal Spinnreih', bei der Liszka. Viele Monate hatte sie es ertragen, ohne jeglichen Verkehr zu sein, wie eine Geächtete zu leben. Ihre Genossinnen huschten mit den Spinnrädern an ihren Fenstern vorüber; keine sah sie mehr an, und doch hatte so manche von ihnen sie lieb gehabt seit den

Tagen der Kindheit. Das war vorbei. Jedes Freundschaftsband war durch ihre Schande zerrissen worden.

O, wie sie sich anfangs kränkte. Wie sie murrte gegen ihr Los. Aber trug sie es nicht freiwillig? War es nicht bei ihr gelegen, dem Schimpf zu entgehen? Sie hatte es in jener Frühsommernacht gelobt, keinem anderen gehören zu wollen, zu dulden und zu warten, bis die Erlösung komme. Als Magd wollte sie dem dienen, der sie damals nach Maria Schnee gesendet, und müßte sie auch noch viele Jahre warten, bis er eine Pfarre erhielt und sie zu sich nehmen durfte.

Sie war nicht wankend geworden in diesem Vorhaben, und der, dem ihre Zukunft gehörte, kam nur zu oft; er machte es ihr nur zu leicht, auszuharren. Fast fürchtete sie schon für ihn, denn die Leute waren gar neidisch und klatschsüchtig. Er kam so oft, weil sie so einsam war, weil sie ihm leid tat.

Das verdroß die Mutter, die nichts Gutes sah in dieser Freundschaft mit dem „Phaff"; und sie sagte zur Liszka eines Tages, warum sie denn so „'rumhocke d'r-haam". Es gebe doch noch Gesellschaft für sie im Dorfe. Und das sei die schlechteste nicht, sagte bissig und vieldeutig die Alte.

Die Liszka wußte es wohl. Die Armen, denen es wie ihr ergangen, hatten sich längst zusammengetan zu einer Spinnreih'. Viele von denen, die noch erhobenen Hauptes durch das Dorf gingen, waren schlechter als sie.

Hihihi! Wenn die alte Wielandin hätte reden wollen. Aber sie durfte das nicht; sie war gar verschwiegen. Und ihr Ansehen war wieder gewachsen, seitdem ihre

Liszka ins Malheur gekommen. Die dunklen Gerüchte über ihren Nebenerwerb waren völlig verstummt, seitdem sie die eigene Tochter preisgegeben hatte. Daß manchmal sogar hübsche Serbinnen aus fremden Dörfern zu ihr kamen und Hilfe suchten, fand man jetzt ganz in der Ordnung. Die Frau tut gewiß nichts Unrechtes, hieß es, sonst hätte die Liszka es nicht nötig, in die Spinnreih' der Gewissen zu gehen . . .

Und sie ging in diese Reih'. Der erste Schritt war recht schmerzlich gewesen; aber als sie sah, wie gut sie aufgenommen wurde, und wie wohl ihr die Ansprache tat, war ihr kein Weg mehr zu weit; denn das war ja nicht die Reih' von Nachbarstöchtern einer bestimmten Gasse; zu ihr gehörten elf ledige Mütter, die im ganzen Dorf zerstreut wohnten. Nur das starke Bedürfnis der Schwäbinnen nach Geselligkeit hielt diese Reih' zusammen.

Heute war sie drunten im Grund, bei der Reitersresi, einer Kleinhäuslerstochter, die auch der Sohn eines „Großkopfeten" hatte sitzen lassen. Da saßen sie im Kreise, rings um den runden Tisch, über dem die Petroleumlampe hing, und ihre Räder surrten so hurtig und so unermüdlich wie die der ehrbaren Frauen und Mädchen. Aber Gesang gab es bei ihnen nur selten. Das war ihnen verleidet. Seitdem sie in der Kirche nicht mehr mitsingen dürfen, ist manches in ihnen gestorben. Sie hatten sich vieles zu erzählen, wovon man in der Spinnreih' der Mädchen nicht redete und in der der Frauen nichts wußte. Bittere Worte fielen, und herber Tadel wurde geübt an so manchem, der nicht da war. Und man brauchte sich so gar keinen Zwang auferlegen, denn

ein Mann war faſt nie zu ſehen. Nur der Geliebte einer einzigen bekannte ſich zu ſeinem Mädchen; ein armer Knecht, der noch nicht heiraten konnte. Er und ſeine Anna hielten aber feſt zuſammen, und ſie ſpann ſich die Finger wund für ihren Seppl, der nach Amerika wollte, um ſich ein kleines Heiratsgut zu verdienen. Aber es langte noch nicht für das Reiſegeld.

In ganz dunklen Nächten, wenn kein Schnee lag und kein Mond ſchien, ſchlichen gar oft Männergeſtalten um das Haus, wo gerade die Spinnreih' der Namenloſen war; da gab es Begleiter für den Heimweg. Und es ſollen nicht immer bloß Ledige ſein, die da lauern; man ſah ſchon manchen Tugendbold der Gemeinde auf dieſen Wegen, wo es mehr Maulſchellen als Küſſe zu holen gab. Auch der Herr von Gergely hatte ſich ſchon welche geholt . . . Daß ein gefallenes Mädchen auch ein ſchlechtes Mädchen ſein müſſe, das glauben ja ſo viele Philiſter. Und namentlich die Frauen glauben es. Ihnen war dieſe Spinnreih' ein Gräuel, und manch eine bat den Straubmichel, er möchte heimlich aufpaſſen, ob nicht ihr Mann ſich dort zeige. Und wenn ihn gerade die Nachtwache traf, tat er es ja wohl auch. Seitdem die Liszka auch in dieſe Reih' ging, zog es ihn ſogar ein wenig hin. Er konnte dem Mädel nicht gram ſein; er hielt ſie nur für religiös überſpannt, und ſeine lutheriſche Mutter hatte ihn darin beſtärkt. Die Heiratspläne ſeiner Mutter und Schweſter wies er immer wieder ab. War er ſchon der älteſte Bub im Dorfe, wollte er's auch bleiben. Es mußte nicht ſein, daß man ein Weib nahm.

Heute war die Reih' im Grund, und der Michel

ſtellte ſich als Nachbar ein, wie ſchon oft. Die Reitersreſi bot ihm gleich einen Stuhl an, und er mußte auf viele Fragen Rede ſtehen. Die Mädeln waren ihm ſo dankbar, daß er ſich offen zu ihnen hereintraute; ſie ahnten nicht, daß er auch Nebenabſichten damit verband. Eine und die andere wollte ihn ſogar als Begleiter haben, weil ihr Weg weit war und ſie manchmal behelligt wurden. Er ſchmunzelte zu ſolchen Anträgen. Da konnte er ja vielleicht dem Mädel gefällig ſein und auch einer Bäuerin.

Nur die Liszka war nicht freundlich mit ihm. Und ſie verlangte auch nie ſeine Begleitung. Sie ſtand immer raſch auf und ging als erſte davon, wenn es aufbrechen hieß, und ihm war, als ob an der nächſten Ecke ſtets einer warte, der ihr die Laterne vorantrug. Er hatte eine Vermutung, die ihn beluſtigte, aber ſicher war er ſeiner Sache durchaus nicht. Das böſe Wort des Bindersmichel, daß der Klugsmatz einen himmliſchen Stellvertreter bei der Liszka zurückgelaſſen hätt', war auch ihm zu Ohren gekommen, aber er glaubte es nicht. So dumm war doch das Mädel nicht, daß es ſich auf ſo etwas einließ.

Die Reih' dauerte heut länger als ſonſt. Der Seppl war gekommen, ſeine Anna zu holen, und der Straubmichel redete ſchon von den nächſtjährigen Seidenpreiſen, die höher wären als je. „Do konnſcht ehm uf aamol 's Raas'geld far Jamerika verdeena," rief er ſcherzend der Anna zu. Und die griff den Gedanken ſogleich auf. Das wollte ſie tun.

Während nun alle wiſſen wollten, wieviel man ſich eigentlich durch die Seidenzucht verdienen könne in einem

Sommer und der Straubmichel als Muſter auf die Liszka verwies, hatte dieſe ſchon mehrmals ihre kleine ſilberne Uhr hervorgezogen. Sie trug als erſte eine ſolche im Dorfe, und ſie ſah wohl öfter nach ihr, als es gerade nötig war. Jetzt aber erſchrak ſie, es war ſchon ſpäter als ſonſt. Raſch verſorgte ſie ihre vollgeſponnenen Spulen und ſtrich den Hanfſtaub von ihrer Schürze. Da klopfte ein leiſer Finger am Fenſter draußen, und alles Gerede verſtummte. Man ſah ſich an. Die Reitersreſi hatte einen ſchnellen Blick nach dem Fenſter geworfen und dann recht ſpöttiſch nach der Liszka geſehen. „Ja, ja, tummel dich nar," ſagte ſie, „dei Motter wart' ſchun."

Und dieſe ließ alle Fragen nach ihrer vorjährigen Seidenzucht unbeantwortet und lief davon. Man lächelte und ziſchelte.

Den Straubmichel packte es mächtig, er wollte ihr nach; aber das wäre doch zu auffällig geweſen. Er werde ihn ſchon erwiſchen, den Unbekannten, dachte er ſich und ſchloß ſich dann gemächlich dem allgemeinen Aufbruch an.

Als man auf die Gaſſe kam, war nichts mehr von der Liszka zu ſehen. Nach allen Richtungen bewegten ſich die letzten Laternen heimwärts. Der Michel aber ließ die Mädeln ſämtlich allein gehen, er begleitete heute keine. Die ſchwarze Kathl, die den weiteſten Weg hatte, verſprach ihm ſogar ein Buſſl, wenn er mit ihr ginge, aber er deutete auf ſein Nachtwächterhorn und ließ ſich nicht verſuchen. Er war heute im Dienſt. Und er wollte auch nicht.

Alle Räder ſtanden ſtill, alle Lichter verlöſchten im

Dorfe, und das letzte Stimmengewirr der Heimwärtswandernden erstarb in der Ferne. Nur hinter manchem Haustor zischelte und schmatzte es noch; da und dort wollte der zärtliche Abschied kein Ende nehmen.

Der Straubmichel schritt mitten auf dem hartgefrorenen Straßendamm dahin, und der Schnee knirschte unter seinen festen Tritten. An der linken Seite hatte er sein Horn; über den Rücken hing ihm eine lange Flinte, und in der Rechten trug er einen Knüppel. Er machte seine Runde in dem schlafenden Dorfe, so wie jeder sie machte, den die Reihe der Nachtwache traf. Und halblaut summte er vor sich hin:

Liewe Nachbarn loßt euch sage,
Elfe hot die Glock' geschlage,
Alle Lichtle löschet aus,
Guck a jeder uf sei' Haus.

Er hatte viele Sprüche, auch selbstgemachte, im Kopfe und hat so manchen im Dorf schon damit gehänselt. Heute war er aber gar nicht lustig gestimmt und zu Schelmenstücken aufgelegt. Ihm wühlte etwas im Gehirn. Und als er auf seiner Runde wieder am Pfarrhaus vorbeikam, sang er:

Höret, was ich euch will sage,
Zwölfe wird die Glock' gleich schlage;
Gebt uf eure Weiber acht —
's geiht a Schwarzer um in mancher Nacht.

XVII.

Im Hause des Oberlehrers Heckmüller mußte etwas vorgefallen sein. Etwas Schmerzliches. Frau Rosa ging seit Tagen mit geröteten Augen umher, machte sich kalte

Umſchläge über die Stirn und an den Schläfen und redete kein Wort. Der Oberlehrer ſelbſt war einige Tage ſehr niedergeſchlagen. Selbſt den Knaben in der Schule fiel ſeine Traurigkeit auf. Er ſaß ſtill hinter dem Pult und ließ dem Unterricht ſeinen Lauf; ſeine ſonſtige Munterkeit und Beweglichkeit, die die ganze Klaſſe belebte und die Aufmerkſamkeit aller wachhielt, ſchien ganz dahin. Er fragte milde, gab keinem Buben ein böſes Wort und ſchien oft zu vergeſſen, daß er in der Schule war. Ganz in ſich ſank er zuſammen und ſtierte vor ſich hin. Er ließ ſtundenlang leſen oder ſingen, nur um nicht reden und handeln zu müſſen.

Der Kaplan, Pater Iſtvan, der den Religionsunterricht in der Schule erteilte, merkte es auch. Teilnehmend erkundigte er ſich nach dem Befinden des Oberlehrers und wollte den Grund ſeiner Verſtimmung wiſſen. Der Alte winkte ab. „Es hängt nicht mit der Schule zuſammen," ſagte er. „Eine Familienangelegenheit!" Und damit brachte er den Frager zum Schweigen. Heckmüller ſah dem blonden jungen Geiſtlichen prüfend in das offene Geſicht. Dieſer erwartete nun doch eine Aufklärung, der Oberlehrer aber ſprach: „Sagen Sie mir, Hochwürden, warum heißen Sie eigentlich noch immer Michlbach?"

Die Frage kam dem Kaplan völlig überraſchend. Wie kam dieſer alte „Pangermane" dazu, ſie zu ſtellen? Es mußte in ſeinen Augen doch ein Ehrentitel ſein, den deutſchen Namen zu bewahren. Und er entgegnete: „Warum fragen Sie? Weil ich immer ungariſch rede? Hm! Das iſt die Gewohnheit vom Seminar. Magyar-

országon magyarul beszélünk[1]). Bei uns tut ja der Name nichts. Wenn ich ein Lehrer wäre, hätte ich ihn vielleicht nicht mehr; aber wer fragt darnach, wie Pater Istvan sonst noch heißt?"

„Wenn Sie ein Lehrer oder Professor wären" — sagte nachdenklich Heckmüller — „hätten Sie also auch Ihren Namen abgelegt?"

„Wahrscheinlich ... Man kommt rascher vorwärts in Ungarn, wenn man sich fügt. Unser Guardian sieht es ja auch gerne, aber im Grunde ist es ihm gleich, wie einer heißt. Er prüft nur die Gesinnung, nicht den Namen."

„Ich verstehe ..."

„Denn gar viele ändern ihren Namen, um ihre Gesinnung besser verbergen zu können."

„Wirklich?" fragte der alte Oberlehrer lebhaft, und in seinen Augen glänzte etwas wie eine heimliche Hoffnung. „Das könnte wohl sein. Es muß einer deshalb noch nicht gänzlich verloren sein, nicht wahr?"

„Verloren? Sie wissen, Herr Oberlehrer, ich bin ein Patriot."

„Wer ist das nicht? Es kommt nur auf die Form an ... Sie haben recht, Pater Istvan, daß Sie Ihren ehrlichen Namen Michlbach behalten ... Was würde Ihr Vater sagen?"

„Ich bin volljährig, Herr Oberlehrer," entgegnete der Kaplan kurz und machte diesem Gespräch zwischen Tür und Angel ein Ende.

---

[1]) Im Madjarenland spricht man madjarisch!

Er trat in das Schulzimmer, und die ganze Klasse erhob sich und sprach papageienhaft: »Dicsérteség az úr Jezus Chrisztus«. Ein deutsches „Gelobt sei Jesus Christus" hätte er nicht geduldet. Und die Buben lernten bei ihm in der Religionsstunde williger Madjarisch als bei jedem anderen Lehrer. Der Pater Istvan war beliebt bei ihnen; machte er doch im Herbst jedem, der seine Aufgabe gut lernte, einen Drachen und ging mit ihnen sogar auf die Hutweide hinaus, um dabei zu sein, wenn sie stiegen. Dafür haben sie ihm aber neulich auch alle ein glückliches Neujahr gewünscht. Schulbuben und Mädel. Alles, was Füße hatte, war am Neujahrstag in den Pfarrhof geströmt, und die Klarinéni wollte sie schon hinausjagen, weil sie für ihre reinen Treppen und Gänge fürchtete. Was das für eine neue Mode wäre? fragte sie bissig. Aber die Kinder kamen gar nicht zum Pfarrer, sie gingen rückwärts über den Hof zum Kaplan. Und Pater Istvan drückte allen Gratulanten die Hand und gab jedem Knirps einen Kreuzer. Viele, viele Kreuzer hat er verteilt, und die Kinder hingen seitdem noch mehr an ihm. Wer noch keinen Drachen von ihm hatte, hoffte sicher darauf, im Frühjahr einen zu erhalten.

Dafür lernte man gern die ungarischen zehn Gebote.

Heckmüller ging zu seiner Frau.

Aber die hatte Besuch, seltsamen Besuch; der Haffnersjörgel war da, und er hatte seinen Sonntagsstaat angelegt. Wie ein Hochzeitlader sah er aus, und so verlegen war er auch.

„Ja, was ist denn los?" rief Heckmüller. „Da muß man doch gleich den Ofen einschlagen. So 'was Seltsames!"

Frau Roſa klärte ihn auf. Die Suſi hatte ein Mädel bekommen. Und da wollte man ihr die Ehre erweiſen und ſie zur Taufpatin haben.

„Bei uns iſch die Ehr', Frau Oberlehrer ... D'r hätt' ſau veel getaun far unſer' krank' Motter und far den klane Philipp, daß m'r halt bitte möchte um die G'vatterſchaft."

Heckmüller fühlte ſich ebenſo geſchmeichelt wie ſeine Frau. Das war etwas Seltenes, daß ein großer Bauer einem Herriſchen dieſe Ehre antat. Und Frau Roſa war bereit, das Kind aus der Taufe zu heben. Über den Namen, deſſen Wahl ihr zukam, wolle ſie noch nachdenken.

Als der Jörgl fort war, ſagte Heckmüller lächelnd: „Schade, daß es kein Bub' geworden iſt, da wär' ich zu der Ehr' gekommen."

„Wohl der Mutter!" entgegnete bitter Frau Roſa.

„Sei nicht ungerecht, Roſa. Und denk' nicht immer daran!"

„Oh Gyuri! Gyuri!" rief ſie und rang die Hände. „Mein Liebling mußte mir das antun! ... Wie heißt er? Wie? Ich habe den Brief gleich in den Ofen geſteckt vor Zorn."

„Molnar Györgi", antwortete Heckmüller. „Er hat das Unüberſetzbare unſeres Namens einfach fallen laſſen. Aber den Brief hätteſt du nicht gleich verbrennen ſollen. Wir würden manches daraus erfahren haben."

„Was denn noch?"

„Seine Geſinnungen. Nicht jeder, der ſeinen Namen ändert, ſagte der Kaplan, ändere auch ſeine Geſinnungen."

Entſetzt ſah ihn Frau Roſa an. „Der weiß es ſchon?"

„Niemand weiß es. Wir ſprachen ganz allgemein. So mancher, meinte er, ändere ſeinen Namen, um ſeine Geſinnungen deſto beſſer verbergen zu können.“

Frau Roſa ſchüttelte den Kopf, ein Zug von Schmerz und Verachtung lag auf ihrem vergrämten Geſicht. „Der Gyuri hat ſein Deutſchtum längſt verloren. Ich ſehe den Kampf ja ſeit Jahren ... Nur mir zu Liebe tat er es lange nicht. Jetzt hat er ſich auch von mir losgeſagt.“

„Er hätte nie Profeſſor werden können ... Sollte er ſein Leben als Supplent verbringen? Wir müſſen zu verſtehen ſuchen, was er getan hat.“

„Renegat! werden ihm ſeine Kinder einſt ins Grab nachrufen. Ich bin fertig mit ihm!“ ſchrie Frau Roſa.

Heckmüller war betroffen von dem harten Ton, in dem ſeine gute Frau dies ſagte. Wie hatte ſie gerade dieſes Kind verzärtelt und verwöhnt! Und gleich am erſten Tage mußte er Gyuri heißen; Georg war zu nüchtern, zu gewöhnlich. Und immer ſollte er etwas Großes werden, darum tat man ihn auch auf ein Jahr nach Kecskemét, damit er früh die Staatsſprache lerne. Von dort aber brachte er den Keim der Entfremdung mit ſich, genau ſo wie der kleine Haffnersfülöp aus Szegedin.

„Renegat werden ſeine Kinder ihn nicht heißen. Er wird ſie eben zu Madjaren erziehen,“ entgegnete Heckmüller. Aber auch ihn überfiel jetzt der ſchmerzliche Gedanke an dieſe Tatſache ... Er wird alſo Enkel haben, die ihren Großvater nicht mehr verſtehen; der alte Heckmüller wird für ſie ein nyomorult Sváb [1]) ſein.

---

[1]) Ein trauriger Schwab'.

Wie könnte es anders ſein? Verlorene Söhne — verlorene Enkel. Völkerdünger! Humus für eine andere Raſſe!

Er verbarg ſeine Gedanken, denn er wollte ſeine Frau nicht noch aufſtacheln. Sie aber durchſchaute ihn. „Dieſe Erziehung gelingt nicht immer," ſagte ſie und blickte ihn feſt an. „Denk' an den Oberkondukteur in Neuſatz, unſeren Nachbar. Er hat ſich madjariſiert, als ſeine Kinder noch klein waren; aber ſein Älteſter kam in die Buchhandlung meines Vaters in die Lehre, und ſeit ſeinem achtzehnten Jahr läuft er wieder ſeinem deutſchen Namen nach. Er hat früh die großen deutſchen Dichter geleſen; er lernte erkennen, wer er war, ehe ſein Vater ihn verkaufte. Und deutſch wollte er wieder werden. Doch das Miniſterium hat ihn abgewieſen, weil er nicht volljährig war. Johann Braun wollte er wieder heißen und nicht Barna Janos, aber es gelang ihm nicht. Und er ging in die Fremde, ging nach Deutſchland mit dem Brandmal auf ſeinem ehrlichen Namen. Was glaubſt du wohl, wie der ſeinen Vater geheißen haben mag? Gott gebe, daß Gyuri ſolche Söhne hat!"

Heckmüller ſchwieg. Er kannte die Geſchichte, die eine von Tauſenden war, nur zu gut. Sie war ihm darum auch nie ſo merkwürdig vorgekommen. Jetzt freilich hatte ſie auch für ihn ein anderes Geſicht. Auch er mußte ſich im ſtillen wünſchen, einſt ſo tapfere Enkel zu haben wie dieſer Eiſenbahnbeamte. Der Arme hatte ſeinen Namen gewiß nur einem Avancement zuliebe geopfert; er wollte ſicherlich nur das Los ſeiner Kinder verbeſſern. Daß er einſt am Pranger ſtehen würde vor dieſen, ſah er nicht voraus.

Verſtimmt ging der Oberlehrer in ſein Zimmer, um einige Schulhefte durchzuſehen.

Nach einiger Zeit kam Frau Roſa zu ihm. Es beſchäftigte ſie etwas, das ſie noch nicht auszuſprechen vermochte. Sie ſuchte nach einem Namen für das zu taufende Kind der Suſi. Ihr Mann ſollte ihr raten. Er aber zuckte mit den Achſeln. „Iſt das ſo wichtig? Und ſo ſchwierig? Liesl, Bärbl, Marie, Roſa uſw.“ brummte er.

Sie ſtand neben ihm und ſah ſeine Schulhefte vor ſich. Jetzt griff ſie nach einem, dann nahm ſie ein zweites und drittes. Und ſie las: „Meyer Gyula, Knapp Ferencz, Schmidt Janos, Kirchner Vilmos. — Siehſt du,“ ſagte ſie, „das müßte auch aufhören ... Da fängt es an!“

Er ſchaute auf. „Wie könnte man dagegen auftreten? Das iſt zu ſpät. Geſetz iſt Geſetz.“

„Wer weiß, ob man nicht doch ...“ Sie griff raſch nach einem Kalender und blätterte in demſelben. Da war ein Verzeichnis aller gangbaren Taufnamen, hinter denen ein Heiliger ſtand. Denn daß man nur einen ſolchen wähle, der einen Schutzpatron hatte im Himmel, das gebot die katholiſche Kirche. Aber auch wenn ... Sieh, welch ſchöne, uralte deutſche Namen da verzeichnet ſtanden. In der erſten Zeit des Chriſtentums gab es noch Heilige, die Manfred, und Herbert, Roderich, Albin, Wolfram, Gerhard, Raimund, Erdmann, Burckhard, Eberhard, Rainer und Wunibald hießen. „Soll einer dieſe Namen ins Madjariſche überſetzen, wenn er es vermag,“ ſagte die Frau.

Heckmüller ſprang von ſeinem Sitze empor. „Gott! Roſa! Du meinſt ...?“

„Ich werde der Susi ihr Mäderl Hulda, Liebhilde, Emma, Bertha, Brigitte oder Ulrike nennen ... Keinen Namen, der übersetzbar ist," sagte ruhig Frau Rosa, „werde ich wählen."

„Ja, wenn's ein Bub' wäre ... Aber wozu bei einem Mädel?"

„Das ist gleich!" rief die tapfere Frau. „Bei der Taufmatrikel fängt das Unheil an. Den Geistlichen muß man zuerst das Handwerk legen ... O, wenn ich ein Mann wäre!"

Heckmüller lachte. Dann rieb er sich die Hände. Hatte da wieder einmal ein Weib einen Gedanken ausgesprochen, der berufen war, eine Waffe im nationalen Widerstand der Deutschen zu werden. Kostbar! Kostbar!

„Liebhilde — Liebhilde — Liebhilde Haffner, es klingt ganz gut. Als Rufnamen Hilde," murmelte Frau Rosa.

„Die Leute werden unglücklich sein!"

„Das glaube ich nicht. Es wird ihnen sehr gefallen. Und wir müssen das in die Mode bringen."

„Dafür laß mich sorgen, Rosa! Aber es muß heimlich geschehen, sie dürfen es nicht gleich merken ... Wir wollen Buße tun für den Gyuri. Hundert deutsche Namen sollen gerettet werden für den einen, der uns verloren ging," sprach Heckmüller.

„Erinnere mich daran nicht," seufzte Frau Rosa und ging wieder hinaus.

Heckmüller aber wurde dringend in eine Sitzung der Gemeinde berufen, an der alle wichtigen Persönlichkeiten des Dorfes teilnehmen sollten. Der Straubmichel tat sehr geheimnisvoll.

* * *

Der Klugsbaltzer ſtand vor dem Oberſtuhlrichter.

Viele Wochen waren vergangen ſeit der Tagung der Großen Kommiſſion in Karlsdorf. Endlich hatte man eine Abſchrift des Protokolls an die Gemeinde eingeſendet, und der Notär überſetzte ſie für den Richter und die Gemeindevertreter. Sobald die Kenntnisnahme erfolgt ſei, möge der Herr Dorfrichter ſogleich beim Oberſtuhlrichter erſcheinen, um ſeine Unterſchrift dem Original beizufügen, hieß es in der amtlichen Zuſchrift. Denn ehe er nicht mitunterfertigt habe, könne auch keine Erledigung erfolgen. Alle Verantwortung für das Verſäumnis falle auf die Gemeinde zurück.

Der Inhalt des Protokolls entſprach nur zu ſehr den Befürchtungen des Dorfrichters. Die von ihm geltend gemachten Wünſche der Gemeinde waren nicht aufgenommen, ſie wurden nur indirekt als laut gewordene Anregungen und als unausführbar oder überflüſſig abgetan. Einige Beſchwerden der Gemeinde gegen den Zuſtand der alten Bruchſtellen hatte der Stromingenieur ſich ſelbſt zu eigen gemacht, und ſeine Anträge wurden dem Komitat zur Genehmigung empfohlen in dem Protokoll. Sonſt ſollte alles beim alten bleiben.

Nun war der Klugsbaltzer gekommen, um Rede zu ſtehen. Und er kam mit einem neuen Programm der Gemeinde, das ihm einen beſonderen Rückhalt gab. Man hatte in Karlsdorf den Eindruck gewonnen, daß die verwahrloſten ärariſchen Hauptdämme nicht in jenen Zuſtand gebracht werden konnten, der völlige Sicherheit verſprach. Zum Warten, zum Petitionieren und Prozeſſieren war keine Zeit. Und ſo entſchloß ſich die Gemeinde, auf eigene

Faust ein Dammsystem nach neuen Grundsätzen zu schaffen, einen eigenen Ingenieur zu berufen und alle Arbeitskräfte selbst zu stellen. Man sollte ihr nur die Aufnahme eines Dammbauanlehens gestatten. Das brachte der Richter schriftlich, und es sollte dem Protokoll beigelegt werden.

Herr von Olay raste. „So übermütig seid ihr Schwaben? So viel Geld habt ihr? Daraus wird nichts!“

Der Klugsbaltzer entgegnete bescheiden: „Herr Oberstuhlrichter, das wolle mer doch alles nar zu unsrer Sicherheit mache. Und Sie solle nar nit dagege sein. 's Komitat werd's schon bewillige.“

„Das wird es nicht! Das wäre eine Blamage. Wenn der Staat eine Festung baut, kann er nicht zugeben, daß die Bürger, die hinter den Mauern wohnen, eines Tages im Innern noch höhere Wälle aufführen, weil sie sein Werk für ungenügend halten.“

„Des versteih ich nit ganz, Herr Oberstuhlrichter. Ich weiß nar, daß unsere Feschtung alt is und baufällig, und daß mer alle Kredit verliere, wann's Wasser wieder emol zu uns rei' kimmt. D'rnoo gibt's dreitausert unglückliche Mensche. Denke Sie an Szegedin! M'r wolle uns selber helfe, weil die Herre uns nit helfe. Des werd' doch verlaabt sin?“

„Sie sind aufgehetzt. Sie wollen uns bloßstellen! Das gibt es nicht!“ tobte der Oberstuhlrichter. „Und jetzt frage ich Sie zum letztenmal, wollen Sie das Protokoll unterschreiben oder nicht?“

„Aja! Deshalb bin ich jo sau g'schwind gekomme. Ich will kei' Versaamnis uf mich lade.“

Herr von Olay rief ſeinen Schreiber herbei mit dem Protokoll und reichte dem Klugsbaltzer ſeine eigene Feder, nicht wenig verwundert über dieſe Gefügigkeit. Und der Richter von Karlsdorf ſchrieb mit ſeinen harten Bauernfingern an der Stelle, wo ſein Titel (biró) ſchon vorgezeichnet ſtand, die Worte in das Protokoll: „Mit Proteſcht! Balthaſar Klug, ſamt Beilage.“

»Fene egyemek[1]), was haben Sie denn da hineingeſchmiert?“ rief der Oberſtuhlrichter, blaß vor Wut.

Klug zuckte wortlos die Achſeln.

„Wiſſen Sie, daß ich Sie abſetzen werde?“ brüllte Herr von Olay?

„Des kenne Sie. Aber wiſſe Sie, mei Großvater war aa Richter in Karlsdorf, damals, wie noch die Grenzregimenter bei uns regiert häwe. Und do hot ehm der Major emol acht Täg Praſos-Arreſt gäwe, weil er a ſau a nixnutzig's Protokoll nit unterſchriewe hott. D'rnoo iſch 's Waſſer kimma un der Major iſch degradiert worde vom Regiment.“

„Was wollen Sie damit ſagen?“

„Was ich ſage will? Sie verſteihn mich ganz gut. Wann uns 'was g'ſchiecht, wer' ich die Herre ins Kriminal bringe, die in Karlsdorf Karte g'ſchpeelt häwe, wie die Kommiſſion hätt' ſein ſolle.“

„Sie drohen? Entfernen Sie ſich. Sie werden hören von mir.“

„Zeit wär's, Herr Oberſtuhlrichter, daß m'r was heert. Die Gemeinde ſtellt fünfhundert Arweiter. Und

---

[1]) „Der Ausſatz ſoll Sie freſſen.“

wann nit bald ang'fange wird, fange m'r ſelber an. Jónapot kivánok [1]), Herr Oberſtuhlrichter."

Mit dieſen Worten und dieſem kurzen Gruß verließ der Klugsbaltzer das Amtszimmer des Oberſtuhlrichters und fuhr wieder heim.

XVIII.

Im Pfarrhofe zu Karlsdorf war ſchlimme Zeit.

Der Pfarrer Horvat tobte und ſchrie ſchon ſeit ein paar Tagen. Der Kaplan war nächtlich durchgeprügelt worden, ohne daß er anzugeben wußte, von wem. Er lag zu Bett und wollte gar nicht, daß über die Sache weiter geredet werde. Aber konnte der Pfarrer das zugeben? Durfte er ſolch' einen Makel auf ſeiner Pfarre dulden? Jedenfalls mußte der Kaplan fort, das Maß war voll . . .

Aber das wäre noch zu ertragen geweſen. Was hingegen ſollte er mit der Juliska machen? Die wollte zum Theater! Endlich kam es heraus, warum ſie ſo leidenſchaftlich gern nach Temesvar fuhr. Schon zu Neujahr hatte er der Klarinéni dieſe Fahrten eingeſtellt; er duldete nicht mehr, daß man ihn dreimal wöchentlich ganz allein ließ. Aber da trotzte die Juliska und wählte ſich andere Begleiterinnen. Die Frau Halmos und die Frau Gergely wechſelten ab in der Rolle der Gardedame, und die waren der Juliska auch lieber. Nun konnte ſie ſich ganz frei bewegen. Die hatten Bekannte in der Stadt, die ſchüttelte ſie nach Belieben ab.

---

[1]) Guten Tag wünſch' ich.

Unterricht hatte ſie heimlich bei Pálkay Vidor genommen den ganzen Winter, und er war in das Hotel gezogen, in dem ſie regelmäßig wohnte. Die Mama zahlte alles. Sie war im Einverſtändnis; ſie ſchwärmte eigentlich mehr für den feiſten Komödianten als die Juliska, und das gewitzte Kind wußte ſie bei dieſer Seite zu nehmen. Sie werde die Mutter einer berühmten Tochter werden. Und ſie gebe auch dem Vidor Gelegenheit, ſich bemerkbar zu machen durch ihre Ausbildung; er werde ihr gewiß einſt dankbar ſein, meinte die Juliska, die ſchon ein wenig an Größenwahn litt.

Und dieſer Vidor hatte nicht gezögert, der noch immer begehrenswerten Klarinéni den Hof zu machen; er ſparte nicht mit Händeküſſen und all jenen kleinen Zärtlichkeitsbeweiſen, für die alternde Frauen ſo dankbar ſind.

Sie willigte ein. Ganz im geheimen ſollte ihre Tochter ausgebildet werden.

Für Juliska aber lag ein unbeſchreiblicher Zauber darin, direkt aus dem geſtrengen Kloſter der Schweſtern vom Sacré Cœur, direkt aus dem Pfarrhauſe in die Welt des Theaters zu gelangen. Sie hielt dieſen ſeltſamen Trieb, dieſe Lockung zum Ungewöhnlichen für ein Anzeichen echten Talentes. Wie wäre der Gedanke ſonſt in ihre junge Seele gekommen. Die Soeur Cecile hatte ſie ſtets für das Kloſterleben bereden wollen, aber die Mêre Gilm lächelte nur dazu. Die Juliska ſei ein Weltkind, ſagte ſie, die werde einmal viel von ſich reden machen. Noch war dieſe Prophezeiung ihr damals nur ein leerer Schall. Jetzt hatte er Inhalt bekommen; jetzt wußte die Juliska, was ſie wollte. Seitdem ihr Vor-

trag dem Baron Simonyi so sehr gefallen hatte, bohrte der heimliche Gedanke in ihr, eine Sarah Bernhardt, eine Wolter, eine Jászay werden zu wollen. Oder eine Yvette Guilbert.

Doch wie den Weg dazu finden? Der Bácsi durfte um Gottes willen nichts davon erfahren, das ganze dumme Dorf nichts ahnen. Die Leute hätten sich ja bekreuzigt; der Bácsi hätte sich so sehr geschämt, daß er vielleicht in Pension gegangen wäre, weil er des Vertrauens seiner Pfarrkinder nicht mehr sicher war. Das konnte sie nicht brauchen und die Klarinéni schon gar nicht. Und so wurde auch vor den Begleiterinnen aus Karlsdorf der eigentliche Zweck dieser Fahrten lange nicht offenbart. Selbst vor diesen wollte die Juliska einstweilen lieber für die Geliebte des Pálkay Vidor gelten als für seine Schülerin. Ihre irregeleitete Klosterphantasie fand ein wonniges Behagen darin, so etwas wie die kleine Maitresse des berühmtesten ungarischen Provinzschauspielers vorzustellen. Demivierge! Juliska hatte schon im Kloster heimlich viel Verbotenes gelesen. Sie wußte viel, sie ahnte alles. Und darum vielleicht war sie, trotz ihrer erotischen Genäschigkeit, die Herrin ihrer selbst. Nur sehr teuer wollte sie sich einst verkaufen. Und sie sparte den Schatz ihrer Jungfräulichkeit mit klugem Sinn für den Unbekannten, dem sie einmal gehören wollte. Vielleicht kannte sie ihn auch schon. Er wollte sich nur nicht recht nähern. Wenn sie berühmt war, dann kam er gewiß ...

Die Klarinéni hatte das saure Amt übernommen, alles zu vertuschen, alles zu bezahlen und den Bácsi langsam vorzubereiten auf die große Überraschung. Aber

Digitized by Google

das hatte Zeit. Obwohl die Juliska an ſich glaubte, mußte man doch erproben, ob ſie echtes Talent hatte, ob ſie Ausſichten beſaß auf eine große Karriere. Pálkay behauptete es. Er ſchwärmte für das Genie Juliskas und für ſie ſelber nicht minder. Seine Komplimente nahm ſie gern entgegen, ſie ſchlürfte ſie wie ſüßen Champagner; ihm ſelbſt aber, dem Liebhaber Pálkay, wußte ſie ſich zu entziehen.

Zimmer an Zimmer wohnten ſie häufig, und die Bedienung des Hauſes glaubte augenſcheinlich an ein galantes Verhältnis der beiden. Das beluſtigte Juliska, die ſo gerne mit dem Feuer ſpielte; es reizte ſie, zu ſcheinen, was ſie nicht war.

Pálkay hatte der Mutter hoch und teuer geloben müſſen, „brav" zu ſein, und er benahm ſich in den erſten Stunden tadellos. Dann begann er damit, beim Unterricht zärtlich zu werden. Gern umfaßte ſeine Hand ihren ſchön gerundeten Oberarm, oder er umklammerte gleich beide Arme, um ihr blitzenden Auges etwas recht eindringlich vorzuſprechen; bald wieder umfaßte er ihre Taille und ließ ſeine Hand wie abſichtslos auf ihrer ſchlanken Hüfte ruhen, bis er ihre Körperwärme fühlte. Er lehrte ſie dieſe und jene Poſe. „Belieben Sie das ſo und ſo zu machen . . . Das liebe Geſichterl heller, heiterer; das ſchöne Goſcherl halb offen — ſo — ſo — zum Küſſen." Er nahm ihren Kopf zärtlich in ſeine Hände und richtete ihn, lehrte ſie gehen, ſtehen, knien auf dem Theater, ſitzen und liegen und wurde immer dreiſter. Und ſie wartete nur auf den Augenblick, wo er weiter gehen würde. Er kam. Pálkay wollte ſie auch lehren,

wie Theaterküſſe gegeben werden, und wie man es mache, daß markierte Küſſe noch beſſer ausſehen wie die echten. Als er ſie endlich in ſeinen Armen hatte, preßte er den ſaugenden Mund feſt auf ihre Lippen, tat trunken und begann unartikulierte Laute zu ſtammeln.

Da ſie längſt gefaßt war auf dieſen Augenblick, fand er ſie völlig kalt. Sie ſtieß ihn mit höhniſcher Miene ſo kräftig von ſich, daß er taumelte. Dann aber wies ſie ihm die Tür.

Er begriff ſeine völlige Niederlage und verſchanzte ſich flugs hinter einer Finte. „Das haben Sie genial gemacht!“ rief er aus. „Endlich iſt es mir gelungen, Sie herauszutreiben aus ihrer kühlen Reſerve . . . Ich war ſchon verzweifelt; habe Sie für ganz temperamentlos gehalten . . . Jetzt glaube ich wieder an Sie. Aber Sie haben mehr Talent für die Komödie als die Tragödie.“

So ſchwätzte er ſich heraus, und ſie ließ ſich beinahe überzeugen. Aber ſie war fortan auf ihrer Hut, und er merkte es. Nie wieder ließ er ſich hinreißen; er änderte ſeinen Eroberungsplan völlig, unterminierte den Charakter ſeiner Schülerin mit laſziven Büchern, die er ihr lieh; durch Anekdoten, die er ihr erzählte, und für die er die Doſis immer ſtärker und ſtärker nahm. So wartete er geduldig, bis ſie ihm als reife Frucht in den Schoß fallen würde. Er hatte das ſchon öfter erprobt. Durch nichts wird ein widerſpenſtiges Weib ſo leicht mürbe gemacht als durch dieſe fortgeſetzten Aufſtachelungen der Phantaſie, dieſe Erregungen ihres ganzen Nervenſyſtems. Das wußte er, darauf baute er. Bis dahin genügte ihm der Schein.

Und dieſer war gegen Juliska. Ihre ſtändigen

Fahrten zu allen Schauspielvorstellungen und ihr Zusammensein mit Pálkay Vidor im Speisesaal des Hotels verbreiteten einen verdächtigen Schimmer um sie, und für das Weitere sorgte die Roszika, die eifersüchtige Soubrette. Auch die wechselnden Gardedamen erhöhten das Zweideutige ihrer Lage, ohne daß sie es ahnte. An den Offizierstischen war sie das stete Gesprächsthema. Und die Kavallerieoffiziere aus Josefsfeld, die auch häufig zu den Theatervorstellungen nach Temesvar fuhren, machten gar nicht viel Umstände. Besonders Graf Rupert, der blonde Rittmeister, pirschte eifrig hinter ihr her, sie fuhren oft miteinander. Ein Abglanz dieses Verkehrs fiel auch auf die jeweilige Begleiterin, und die Frau von Gergely und die Frau Halmos rissen sich um die Ehre, die Juliska zu begleiten. In die Eintönigkeit ihres dörflichen Lebens kamen plötzlich ganz ungeahnte Ablenkungen und Anregungen, kam fortan ein erfrischender Zug von höherer Geselligkeit. Und den Schein von Wohlhabenheit, der um sie gebreitet wurde, bestritt knurrend die sonst so zinsenhungrige Klarinéni, die sich jeden Gulden, den sie auslieh, dreimal verschreiben ließ. Die Juliska aber war nicht knauserig. Es kam ihr auf einen neuen Hut oder eine Seidenbluse für ihre Begleiterin niemals an.

Sie schwelgte in diesem freien Leben und ließ sich von jedem jungen Stationschef, von jedem Leutnant den Hof machen, dem Herrn Rittmeister zum Trotz. Für jeden hatte sie ein Lächeln, jedem zeigte sie ihre blitzblanken Zähne und ihre eleganten Dessous. Ihre Augen aber versprachen immer mehr, als sie zu halten gesonnen war. Kühl und raffiniert war sie. Wie man neuestens

das Kleid raffte, um das Profil der Reversseite ausdrucksvoll zur Geltung zu bringen, das verstand sie wie keine zweite Kleinstädterin.

So wurde Juliska eine bekannte Figur in der Provinzstadt und auf allen Wegen, die dahin führten. Kein Mann hielt sie mehr für die Unschuld, die sie war. Nur Pálkay Vidor, der Beneidete, wußte es besser. Und er bereitete einen Generalsturm vor auf sie. Nur bis zu Ostern hatte er noch Zeit, dann mußte er weiter wandern, und sie blieb wohl hier. Was er in diesen Wochen nicht erreichte, entschwand ihm vielleicht für immer. Und er bereitete sie jetzt, nachdem sie schon ein kleines Repertoire von Liebhaberinnen studiert hatte, vor für eine bestimmte Rolle; er wollte, daß sie spiele und sich dem Publikum zeige, ehe die Saison zu Ende ging. Vielleicht zu seinem Benefiz.

Mit stürmischer Freude ergriff Juliska diesen Plan, fast wäre sie ihm an den Hals geflogen. So nahe stand sie dem Ziel ihrer Wünsche? Das sollte möglich sein? Er behauptete es.

Und als sie heimkam, konnte sie nicht mehr an sich halten; sie warf sich dem Bácsi zu Füßen und gestand ihm alles.

Der Pfarrer war zu Tode erschrocken. Wie gelähmt saß er da. Dann aber, als er sich der ganzen Ungeheuerlichkeit bewußt wurde, die ihm da zugemutet wurde, brach es los in ihm wie ein Hagelwetter. Und das ging nun seit Tagen so fort. Er war ganz weltfremd gegenüber dieser Frage. Ihm galt das Theater stets als ein minderwertiges, sündhaftes Vergnügen müßiger Menschen,

und er hatte niemanden, der ihm raten konnte. Seine Einwilligung gab er nicht. O nein! Sie könne es ja tun, aber sie möge dann nicht mehr auf ihn zählen! Dabei blieb er. Alle Schmeichelversuche Juliskas schlugen fehl, und die Mutter mußte ihr abraten, weiter in ihn zu dringen. Aber zu ihr stehen wollte sie unerschütterlich. Sie möge sich nur vorbereiten für ihre Aufgabe.

* * *

Während Juliska an der „Monna Vanna" studierte und öfter als je nach Temesvar fuhr, sogar allein und in Begleitung des Grafen Rupert, härmte sich der Bácsi ganz außerordentlich. Er schrieb an die Mêre Gilm nach Preßburg und beklagte sich über dieses Erziehungsresultat; er wendete sich brieflich an den Herrn Abgeordneten Baron Simonyi, den Weltmann, um Rat, und er ließ eines Tages den Herrn Jakob Jellinek, den Dorfjuden, zu sich kommen. Es ging die dunkle Sage, daß einer seiner Söhne auch beim Theater sein sollte. Vielleicht wußte der Mann einen Rat für ihn.

Der alte Jellinek war nicht wenig verwundert über die Ehre, mit der er empfangen wurde. Er hatte den besten Kaufmannsposten im Dorfe und war sehr beliebt bei den Bewohnern, aber die Klarinéni kaufte alles im großen ein in der Stadt und gab ihm nur höchst selten etwas zu verdienen. Der Herr Pfarrer hatte sein Geschäft noch nie betreten. Was konnte er von ihm wollen?

Die Klarinéni begrüßte Jellinek schon im Vorzimmer und flüsterte ihm zu, um was es sich handle. Er möge der Juliska ein bisserl helfen, bat sie rasch. Und da

erſchien auch ſchon der Pfarrer in der Tür und lud Herrn Jellinek jovial ein, in ſein Zimmer zu kommen.

Ob er rauche? Ob er einen Süßen lieber trinke oder einen Kognak? fragte der Pfarrer und bot ihm ſeinen eigenen Stuhl an beim Schreibtiſch, indeſſen er für ſich ſelbſt einen anderen herbeiholte.

Jellinek ſtrich ſich ſeinen weißen Bart mit der Linken und dankte. Er rauche nicht und trinke auch nicht. Das tauge nichts für einen Geſchäftsmann, der immer einen klaren Kopf haben müſſe. Auch habe er ſeinen ſieben Söhnen nie ein ſolches Beiſpiel geben wollen.

„O, o, Herr Jellinek!“ rief lächelnd der Pfarrer. „So ſtreng? Sie erblicken ein Laſter im Rauchen? Meine Pfeife wird nie kalt.“

„Behüt' mich Gott, Hochwürden, vor ſo einer Meinung. Aber erſtens ſchmeckt mer das Rauchen nicht, und zweitens war es mir immer zu teuer. Wenn ich und meine ſieben Buben, hab' ich mer oft geſagt, rauchen täten, brauchet'n wir, gering gerechnet, ſiebenhundert Zigarren im Monat. Das macht ſo viel Geld im Jahr, daß mer ſich ein Joch Feld kaufen kann dafür.“

Pfarrer Horvat zog die Brauen hoch und ſchaute den Mann überraſcht an. „Sie denken ſehr praktiſch und nüchtern, Herr Jellinek. Wie kommt es, daß Sie, wie ich höre, einen Ihrer Söhne haben zum Theater gehen laſſen?“

„Er hat mich nicht gefragt, Hochwürden. Sein Gymnaſium hatte er mit Ach und Krach gemacht, zum Kaufmann war er verdorben, zum höheren Studium fehlte ihm die Paſſion. Tessék — was anfangen? Da

brauchte man auf einmal viele ungariſche Schauſpieler, die Regierung hat ſich damals angenommen um die nationale Kunſt; überall, wo deutſche Theater waren, ſollten jetzt madjariſche entſtehen. Iſt mein Moriz mit beide Füß' in die Kunſt geſprungen und hat gleich eine ſchöne Gage bekommen. Alle anderen Söhne haben mich noch viel Geld gekoſtet, er nicht ein' Kreuzer."

„Aber die anderen ſind gewiß geachtete Männer geworden?"

„Sind ſie! Aber, bizony, ſo geehrt wie der Moriz iſt keiner. Und verdienen tut auch keiner mehr."

„Was Sie nicht ſagen! Wieſo? Zu meiner Studentenzeit war es noch keine Ehre, ein Schauſpieler zu ſein. Die ungariſchen Schauſpieler wurden vor vierzig Jahren noch ſo taxiert wie die Zigeuner."

„Ja," erwiderte lächelnd Herr Jellinek, „aber auch das muſikaliſche Zigeunertum iſt heute ein einträgliches Geſchäft. Sehr beliebt bei noblen Damen."

„Habe manchmal geleſen, ja ... Alſo, Herr Jellinek, Ihnen erſcheint das Theater, praktiſch genommen und auch vom Standpunkt der bürgerlichen Ehre, als eine gute Sache?" ſprach Pfarrer Horvat bedächtig, jedes Wort betonend.

„Das nicht, Hochwürden, das nicht. 's iſt im Grunde ein faules Geſchäft. Aber wer a Talent hat und a Glück, macht mit faule Sachen das beſte Geſchäft."

„Verſtehe, verſtehe ... Sie meinen alſo doch, daß der ſolide Grund fehle, die Zuverläſſigkeit."

„Ja. Die kleinſte Hypothek iſt beſſer."

Der Pfarrer lächelte verlegen. Wie ſollte er endlich

ſagen, um was es ſich bei ihm handelte? Der gute Jellinek betrachtete die Sache am Ende doch zu kaufmänniſch. Vielleicht ſollte er überhaupt nicht geſtehen, warum er den Dorfkrämer hatte kommen laſſen. Aber das ging wohl nicht an. Geplauſcht wurde ja doch ſchon.

„Und Töchter haben Sie meines Wiſſens keine, Herr Jellinek?“ fragte er, obwohl er es ja genau wußte.

„Nein, Herr Pfarrer. Meine Frau hat eine Nichte ins Haus genommen, weil ſie ſo allein war. Von den Söhnen iſt nur der Géza hier geblieben; ſind alle in der Welt draußen.“

„Ja, ja, meine Couſine hat mir erzählt. Nun, wir haben auch eine Nichte.“

„O! Das hochwohlgeborene Fräulein Juliska! Eine liebe, feine, junge Dame. So gebildet!“

„Und ſie will fort von uns. Denken Sie, Herr Jellinek, ſie will zum Theater. Kommt aus dem Kloſter und will zum Theater! Verſtehen Sie das?“

Herr Jellinek tat ſehr überraſcht.

„Sooo? Das gnädige Fräulein? ... Faule Sache, Herr Pfarrer. Aber ſie iſt hübſch. Sie iſt ſehr hübſch. Hat ſie a Talent auch?“

„Woher ſoll ich das wiſſen? Wer ſagt mir das?“ rief Horvat bekümmert.

„Wie ſchad', Hochwürden, daß mein Moriz iſt jetzt in Berlin engagiert, ſonſt hätt' ich geſagt —“

„In Berlin?“ fragte der Pfarrer verwundert und erfreut. „Es gibt alſo ſelbſt dort ſchon ein ungariſches Theater?“

„Noch nicht,“ erwiderte Jellinek verſchmitzt, aber

das kann noch werden. Ungarische Schauspieler wären dort schon genug, schreibt mein Moriz."

„Was machen sie dort, wenn sie nicht spielen?"

„Sie spielen ... Sie sind nämlich übergegangen zur deutschen Bühne, weil wir ja doch nur ein einziges Nationaltheater haben in Ungarn und lauter kleine Provinzbühnen. Bei uns ist nicht genug Platz für alle die, die a Talent haben und was verdienen möchten mit der Kunst."

Pfarrer Horvat war aufgestanden. Er ging auf und nieder, bat seinen Gast aber, sitzen zu bleiben.

„Wir sind den Herren Komödianten also ein zu kleines Volk? Man macht als Deutscher eher sein Glück ..." brummte er und paffte, um seine Meerschaumpfeife, die kalt geworden war, wieder in Zug zu bringen. „Sauberer Patriotismus!"

Jellinek zuckte die Achseln. „Meine sechs anderen Söhne sind Madjaren geworden; der Moriz wollte kein ungarischer Provinzhusar bleiben."

„Verstehe, verstehe."

„Darf ich mir erlauben eine Frage?" sprach Jellinek. „Hat das gnädige Fräulein einen Lehrer?"

„Freilich hat sie einen. In Temesvar!" erwiderte der Pfarrer verdrießlich. „Den Pálkay Vidor!"

Herr Jellinek kraute sich hinter dem linken Ohr. „Hochwürden, das tät' ich nicht erlauben. Pálkay? Hm, hm ... Verdächtiger Lehrer ... Wenn ich a faules Geschäft mach', verlang' ich Wucherzinsen; wenn ich mein Mädel — verzeihen Sie den Vergleich — zum Theater geb', verlang' ich a Karriere. A große Karriere! Sie

muß berühmt werden oder ein' Grafen heiraten. Und das kann ſie auf dem Weg nicht."

„Und Sie meinen?"

„Fort in die große Welt. Nach Budapeſt! Oder nach Wien, zur deutſchen Kunſt."

»Soha! Niemals!" rief der Pfarrer. „Juliska von Kerpely iſt eine Madjarin. Entweder in der Heimat oder nirgends ... Aber ich danke Ihnen ſehr, Herr Jellinek, ich habe Ihre Zeit ſchon viel zu ſehr in Anſpruch genommen."

Jellinek verſtand und erhob ſich.

„Sie haben mir viel geſagt, was mir neu war, und was uns nützlich ſein wird. Ich ſehe jetzt viel klarer als früher ... Sie reden nicht weiter über die Sache, nicht wahr?"

„Kein Wort, Hochwürden. Das verſteht ja doch niemand im Dorf."

Schon im Gehen, fragte der Pfarrer: „Wie heißen denn Ihre fünf anderen Söhne, und wo ſind ſie alle? Den Géza kenne ich, vom Moriz haben Sie mir erzählt ..."

„Die anderen leben in Budapeſt. Meine Frau hat ihre Namen aufgeſchrieben, ich könnte ſie wirklich nicht alle nennen ..."

Horvat lachte. „Sie ſcherzen!"

Jellinek errötete ein wenig. „Nein, Herr Pfarrer, das iſt nun einmal ſo bei uns. Keiner wollte meinen böhmiſchen Namen behalten. Der Moriz in Berlin heißt Madjar, der Árpád nennt ſich Karolyfalvi [1]), der Sándor

[1]) Karlsdorfer.

heißt Ujvidéki [1]), weil er dort geboren iſt, und der Ferí, der Aladár und der Samu haben ſich jeder einen anderen Namen gewählt. Einer heißt Deák, ich weiß aber nie, welcher. Nur der Géza heißt nach der Firma." Jellinek zuckte wieder mit den Achſeln. „Das iſt Landesbrauch bei uns."

Der Pfarrer hatte ſeinen Gaſt bis ins Vorzimmer geleitet während dieſes Geſpräches. Und er mußte unwillkürlich an die höhniſchen Worte des Barons Simonyi denken, als er das anhörte. So alſo ſieht die Mehrung des madjariſchen Volkes aus . . . So wird die Unfruchtbarkeit unſeres Stammes wettgemacht, ſagte er ſich. Aber ſein nationaler Fanatismus ließ kein Bedenken aufkommen, und er gab ſeiner Genugtuung darüber Ausdruck, daß der Moriz, wenn er ſchon ein deutſcher Schauſpieler geworden ſei, doch wenigſtens einen ungariſchen Namen mitgenommen habe in die Fremde.

Und mit einem warmen Händedruck verabſchiedete er den Dorfkrämer.

Das Endergebnis dieſer Unterredung für ihn ſelbſt aber war: Niemals!

XIX.

Der ſchier endloſe Winter ging ſeinem Ende nun doch entgegen. Er war nicht übermäßig kalt geweſen, aber ſo viel Schnee hatte man ſeit Jahrzehnten nicht mehr geſehen. Vom November bis tief in den März hinein fiel immer und immer wieder Schnee. Viele Fuß hoch

---

[1]) Neuſatzer.

lag er auf allen Fluren, und in den Dorfgaſſen war er zu Wällen aufgetürmt worden neben den Fahr- und Gehwegen. Wiederholt war der Eiſenbahnverkehr geſtört im ganzen Komitat, und man war wie aus der Welt entrückt. Die Theiß und die Donau tauten nicht auf ſeit dem Dezember, und es lag eine ſo hohe Schneeſchicht auf den Flüſſen, daß ſie hinweggetilgt erſchienen aus dem Landſchaftsbilde. Über alle Ufergelände, über alle Schutzdämme hin breitete ſich eine weiße, endloſe Fläche. Sie funkelte und glitzerte in der kühlen Sonne und war herrlich anzuſehen. Friedlich lag ſie da und hielt ungeheure Kräfte in ihrem Bann. Wie ein Urwelträtſel umfing der Winter die in Feſſeln ſchlummernde Erde; alles Leben auf ihr ſchien erſtorben zu ſein.

Und auch vom oberen Laufe der Flüſſe hörte man von vielem, vielem Schnee.

Nicht ohne Bangen gedachte mancher Bauer ſeiner Riedfelder, auf denen die Herbſtſaaten ſo ſchön aufgegangen waren. Und der Klugsbalzer hattte ſchon während des Faſchings, als alle Welt guter Dinge war und der Frohmut des Dorfes ſchier überſchäumte, ſchlafloſe Nächte.

Was wird das Frühjahr bringen? Werden wir beſtehen, ſo wie all die Jahre her?

So fragte er ſich wie oft. Der Schrecken vom letzten Frühjahr lag ihm noch in allen Gliedern. Und er beriet immer wieder vertraulich mit ſeinen Beiſitzern und Geſchworenen das dem Oberſtuhlrichter übergebene Programm. Es war durchführbar, wenn man ihnen die Bewegungsfreiheit gönnte und die Gemeinde ein Anlehen

aufnehmen ließ. Fast schuldenfrei stand sie da, ihr großer Besitz war unbelastet, denn die Dammbauschulden aus früheren Zeiten waren längst getilgt. Nur eines war als Reallast oder Servitut auf jedem Bauernhof geblieben: die Verpflichtung von dreißig Arbeitstagen im Jahre an den Dämmen. Diese Last trug jeder gern. Aber sie war beinahe in Vergessenheit geraten in den letzten Jahren; niemand nützte diese Verpflichtung aus, niemand rief die Bevölkerung auf zu ihrer Erfüllung. Der Richter ließ nachrechnen, und es ergaben sich keine fünf Arbeitstage pro Haus und Mann, die im Durchschnitt geleistet wurden. Natürlich murrte dagegen niemand. Solche Schonung gewöhnt sich rasch, solche Faulheit wirkt ansteckend.

Der Klugsbalzer brauchte nichts, als diese alte Verpflichtung wieder zu erwecken, und man konnte mit einem mäßigen Anlehen und der Opferung von so und so vielen Joch Augrund und Hutweide neue Dämme schaffen hinter den alten, ärarischen, die jenen Grundsätzen entsprechen sollten, die der Ingenieur Trauttmann aus Amerika ihnen so klar und so einfach entwickelte.

Der Richter schrieb nach Rosenthal an den Herrn Georg Trauttmann, bekam aber seinen Brief wieder zurück. »Inconnu!« stand darauf. Und madjarisch: „Unbekannt.“ Dieses verstand der Notär. Aber »Inconnu?« Der Freund war wahrscheinlich wieder fort über das Meer. Man mußte sich ohne den selbstlosen Mann behelfen, den Neid und Mißgunst verdächtigten, und der doch wie ein warnender Engel erschienen war.

Der Notär nahm wenig Anteil an diesen Sorgen des Gemeindeoberhauptes. Er hielt sie für übertrieben und

war überhaupt verſtimmt und mißgelaunt, ſeitdem man ihn zwang, die Gemeindeprotokolle auch in deutſcher Sprache zu führen. Er hatte jetzt immer doppelte Arbeit. Der Nimbus des Geheimniſſes, der das in der Staatsſprache geführte Protokoll früher umgab und den einzigen, der es leſen konnte, zu einer der wichtigſten Perſonen machte, war auch dahin. Der Notär fand es noch immer unbegreiflich, daß der Komitatsausſchuß jenes Anſuchen der Gemeinde um Wiedereinführung der deutſchen Protokollſprache geſtattete. Es war eine Überrumpelung. Weil Karlsdorf die erſte ſchwäbiſche Gemeinde war, die auf Grund des Geſetzes ihr Recht geltend machte, ihre Protokollſprache ſelbſt zu beſtimmen, darum ließ man die Sache durch. Die anderen, die ſpäter kamen, wurden abgewieſen. Man witterte dann einen ſtaatsgefährlichen Plan; man gab nicht mehr nach, obwohl ja alle das gleiche Recht haben müſſen. Wie kam nun gerade er dazu, doppelte Arbeit zu leiſten und ſo zu tanzen, wie die deutſchen Bauern pfiffen?

Kurzum, er war nicht mit dem Herzen bei all dieſen Sorgen und Erwägungen, er tat nicht mit. Dadurch hatte der alte Oberlehrer Heckmüller mehr Einfluß gewonnen als ſtatthaft ſchien. Und von dieſem war auch jenes Dammbauprogramm geſchrieben worden, das jetzt beim Komitat lag. Halmos hatte ganz recht, der Alte war reif, den mußte man beſeitigen.

Linde Lüfte wehten endlich; die Sonne gewann Macht, und die Schneeberge in den Straßen begannen allmählich einzuſinken. Jeden Tag ein bißchen. Und in der Nacht gab es wieder Froſt. Das war recht, ſo ſollte es ſein.

Nur keine Plötzlichkeiten! So konnte ſich die bange Sorge löſen, und man kam wieder über eine Gefahr hinweg.

* * *

In dem kleinen Anbau zum Pfarrhofe, der nur ein Zimmer und einen kleinen Vorraum umfaßte, die als Kaplanswohnung galten, lag nun ſeit acht Tagen Pater Iſtvan darnieder. Die Klarinéni hatte wenig Zeit für den Kaplan; nur die Magd pflegte ihn, denn ſein Leiden wurde nicht ernſt genommen, es galt mehr als eine komiſche Epiſode. Der Doktor wenigſtens hatte ſie alſo taxiert. Die Naſe des Patienten war dick verſchwollen und blutunterlaufen; an der Stirn hatte er eine Beule; mit dem linken Bein hinkte er. Er konnte es nicht wagen, ſich außer Haus zu zeigen. Daß das ganze Dorf wußte, was ihm begegnet war, das merkte er nur zu gut an den ſpöttiſchen Blicken, die jeder nach ſeinen Fenſtern warf. Er ſah alle, die vorübergingen, ohne ſelbſt geſehen zu werden, und hatte jeden Morgen die Freude, auch die zu ſehen, für die er litt. Ihr angſtvoller Blick ſuchte immer den ſeinen, wenn ſie zur Meſſe ging, und dann wieder, wenn ſie aus der Kirche trat, wo ſie ſicherlich nur für ihn gebetet hatte. Und ſeitdem er ſich ihr einmal gezeigt und ihr zugewinkt, ſchien ſie wieder gefaßter zu ſein. Er mußte ſich das Taſchentuch vor die geſchwollene Naſe halten, damit ſie nicht erſchreckte und er nicht allzu lächerlich vor ihr erſchien. Und er machte ſich mit Gebärden, die nur ſie verſtand, über ſich ſelbſt luſtig, obwohl ihm nicht ſo leicht ums Herz war.

Was ſollte werden? Der Pfarrer, der jetzt alle Seelſorgetätigkeit allein leiſten mußte und auch den Religionsunterricht in den Schulen zu erteilen hatte, war tief erbittert gegen ihn. Einmal nur hat er ihn beſucht in dieſen zwei Wochen und ihm eine große Szene gemacht. Das Tiſchtuch war entzwei. Der Nachfolger vielleicht ſchon ernannt ... Gewiß, er war kein Muſter und Vorbild für die Gemeinde. Er kannte ſich ſelbſt nur zu gut. Seine Jugend, ſeine ungebändigte Lebensluſt, ſein leichtes Blut ſpielten ihm manchen Streich. Alle heimlichen Geißelungen und Bußübungen konnten ſeinen Charakter nicht ändern. Andere trafen es, er nicht. Nicht einmal zur konventionellen Heuchelei konnte er ſich erziehen und bändigen, ſeine Natur brach immer los; er ſtand immer ohne Maske da, wenn es über ihn kam. Vielleicht, wenn man ihn drin behalten hätte im Kloſter, in ſtrenger Klauſur, in fortgeſetzten religiöſen Übungen, vielleicht hätte er ſich dort allmählich gebändigt. In der Freiheit, die ihm geworden war, erwachten alle ſchlimmen Inſtinkte mit verdoppelter Macht. Und daß er gerade in ein ſchwäbiſches Dorf kam, das ihn wie die Heimat umfing und umſchmeichelte, das war vollends ſein Unglück. Er war eben auch ein ſchwäbiſcher Bauernbub und nichts anderes; er mußte mit der Jugend ſingen und tanzen, ihn zog es zu jeder Metzlſupp' und in jede Spinnreih', und er hatte ein verliebtes Herz.

Er wußte wohl, warum man gerade ihn ausgewählt hatte, dieſe Kaplanſtelle zu bekeiden. Man wollte kein Ärgernis geben durch einen reinen Madjaren; man wählte ihn als das ſchwäbiſche Muſterbild, man glaubte ſeiner

„patriotiſchen“ Geſinnung ſicher ſein zu dürfen. Gerade er, der Schwabenſohn, ſollte hier madjariſierend wirken in der Schule und in der Kirche. Sein Beiſpiel ſollte den etwa noch ſtörriſchen Lehrern vorbildlich ſein und die Jugend gewinnen.

Und er hat dieſe Aufgabe ja redlich erfüllt. Zu redlich! Beinahe ſchämte er ſich deſſen insgeheim; ſeitdem er wieder ſchwäbiſche Dorfluft geatmet, wieder mit ſeinem Volke gelebt, das man ihn in der Mittelſchule und im Seminar mißachten gelehrt hatte, das er zu verleugnen im Begriffe war.

Jetzt war die Kriſis da für ihn. Hätte man ihn doch in einen madjariſchen Kirchenſprengel geſchickt. Sein Naturell hätte dort vielleicht nicht ſo raſch ausgeartet wie hier in der Heimat. Wenn man ſchon Geiſtliche braucht, die den Schwaben die Meinung beibringen ſollen, der liebe Gott verſtehe nicht Deutſch, ſo ſollte man doch nicht die Söhne ſchwäbiſcher Mütter dazu erwählen. Der Stefan Michlbach, den ſie zum Pater Iſtvan gemacht haben, war jedenfalls zu ſchwach dazu. Auch in ihm begannen wieder die Glocken der Heimat zu läuten.

Was ſollte werden? Er fragte es ſich immer wieder. Man hatte ſich nie darum bekümmert, ob er zum Geiſtlichen tauge. Die Mutter hatte ihn Gott verſprochen, wenn er ihr wieder geneſe von ſchwerer Krankheit, und hat ihr Verſprechen erfüllt. Wäre er doch als Kind geſtorben! Kann man denn Gott nicht in jedem Beruf dienen? Iſt es nicht ein gröbliches Mißverſtehen, gleicht es nicht einem heidniſchen Menſchenopfer, was da von manchen frommen Müttern ohne Bedenken geübt wird?

Nutzlos war es jetzt, das durchzudenken und zu verurteilen. Es konnte nicht mehr ungeschehen gemacht werden. Wenn seine Mutter wüßte, wie verlassen und einsam er sich fühlte, wie unglücklich ihn der Gedanke an die Zukunft machte. Man wird ihn jetzt, nachdem er sehend geworden, wieder zurückwerfen wollen in den früheren geistigen Bann. Und fügte er sich nicht, drohten ihm strenge Strafen.

Eine Versöhnung mit dem Pfarrer Horvat wäre vielleicht möglich gewesen. Auch seine Jugend war einst nicht frei von Fehle . . . Aber mit der Gemeinde gab es keine Versöhnung. Ein nächtlich durchgeprügelter Kaplan konnte nicht wieder an den Altar von Karlsdorf treten, durfte nicht mehr im Beichtstuhl erscheinen. Die Buben in der Schule selbst, so lieb sie ihn auch hatten, würden ihn jetzt verhöhnen.

Ob die Liszka die ganze Schwere seiner Lage begriff? Ob es ihr klar war, daß es einen Abschied galt für immer? Er konnte sie nicht sprechen, durfte es nicht wagen, sich ihr jetzt zu nähern. Der Skandal mußte erst verrauchen.

Tagelang hinkte er in seinem Zimmer auf und nieder und erwog, was zu tun wäre. Er wollte sich widersetzen, wollte nicht zurück in die geistige Gefangenschaft eines Berufes, der gewiß zu den ehrwürdigsten gehörte, der aber nun einmal seinem ganzen Wesen fremd war. Die Kraft sich selbst zu überwinden, traute er sich nicht zu. Von einem Heiligen war nun einmal nichts an ihm. Und er wollte und konnte von dem Weib nicht lassen, das sich ihm hingegeben, das lieber die Schande

auf ſich nahm als die Flucht in eine rettende Ehe, die ſie für immer von ihm getrennt haben würde. Seine Magd zu werden ſtand ihr höher als die von der Sitte geſchützte Ehefrau eines anderen.

Das konnte nur eine große, reine Liebe ſein, die ihn mit Liszka verband. Und es mußte einen Weg geben, dieſen Bund zu heiligen auch vor den Menſchen.

Wäre er der erſte, der aus der Kutte ſpringt?

Daß es dahin kommen muß, ſieht er nicht als eigene Schuld an. O nein! Da drüben in Joſefsfeld wohnen auch Schwaben; ſie unterſcheiden ſich durch gar nichts von den Brüdern in Karlsdorf, und doch wohnt in ihrem Pfarrhaus ein Familienvater, der die Stube voller blonder Kinder hat. Warum wird dort das Weib geehrt und hier zur Konkubine gemacht? Wäre er dort Vikar geweſen, hätte er eine Braut haben dürfen und eine Zukunft als Menſch; er würde heute nicht in dieſer Lage ſein. Das glaubte er feſt in ſeinem Ingrimm, der an allem rüttelte, was ihm vordem ehrwürdig ſchien.

Aber einen Entſchluß konnte er nicht faſſen. Er wollte abwarten, was über ihn beſchloſſen würde, ehe er handelte. Und er mußte ganz geneſen, ehe er ſich wieder einem Menſchen zeigte.

Von den Herriſchen hatte mancher verſucht, ihn zu ſprechen, aber ſeine Tür blieb verſchloſſen. Nur dem Gergely Vilmos war es heute geglückt. Er ſah im Vorbeigehen den Kaplan am Fenſter und drang alsbald bei ihm ein. Lachend trat er ins Zimmer.

„Lieber Fraind Hochwürden, warum verſtecken Sie ſich? Vor mir brauchen Sie ſich gar nicht genieren — iſt

mir auch schon passiert," sprach er, und der Kaplan, der zuerst errötete, mußte dann lächeln über die joviale Selbstverständlichkeit, mit der sein Fall da behandelt wurde. „In Mohács droben", fuhr Gergely fort, „habe ich einmal feste Hiebe bekommen von einem schwäbischen Bauern. Jaj, war das Weib schön! So etwas gibt es hier gar nicht. War mein erstes Abenteuer ... Aber Sie schauen nicht schlecht aus. Die Nase — alle Achtung!"

„Wie geht es Ihnen sonst, Herr Ingenieur? Und Ihrer lieben Frau?" fragte ablehnend Pater Istvan.

„Wie mir geht? Miserabel! War in Szegedin. Hab' wieder viel verloren im Spiel. Hol' der Teufel die Karten und die Weiber!"

„Sie sind zu wenig beschäftigt hier. Sie langweilen sich, was?"

„Freilich! Und Zerstreuung gibt es auch keine. Das einzige Weib, das mir gefallen möcht', die schwarze Susi, hat jedes Jahr kleines Kind. Manchmal auch zwei. Pfui Teufel!"

Pater Istvan lachte hell auf. „Wenn der Mann Ihre Passion kennen würde! Ihr Todfeind!"

„Soll er! Sie weiß schon, daß ich sie haben möchte. Frauenzimmer riecht das ... Wie der Mann eingesperrt war, hab' ich zweimal am Fenster geklopft. Aber jedesmal ist der Hofhund gekommen, und ich hab' schauen müssen, daß ich weiter komm'. O, sie weiß schon ... Ihre Augen haben es verraten. Na, kommt Zeit, kommt Rat."

„Jetzt werden Sie wohl bald Arbeit genug bekommen?" fragte der Kaplan, dem dieses Gespräch widerwärtig war.

„Freilich! Erwarte jede Stunde Meldung von unten, daß Eisstoß in Bewegung. In Walachei geht's schon los. Wenn er in Orsova anfängt, dann ist's Zeit für uns. Wird heuer scharf hergehen. Viel zu viel Schnee gewesen. Ekelhaft! Hab' jetzt Permanenzdienst im Gemeindehaus."

„Und was wird denn aus den großen Arbeiten, von denen die Rede war?"

„Gerade vorhin ist Bescheid gekommen. Alles, was ich beantragt habe, wird gemacht. Die werden schauen, wie ich sie einspanne, wenn der Eisstoß vorbei ist. Aber was sagen Sie, lieber Fraind Hochwürden, zur Juliska."

„Was soll ich sagen? Ist ihr etwas geschehen?"

„Aber nain, Sie wissen das noch nicht?" rief Gergely lachend. Und gedämpft fuhr er fort: „Meine Frau hat es mir schon lang verraten. Aber jetzt weiß es schon alle Welt — die Juliska geht zum Theater!"

„Zum — —? Also doch! Hab' ich mir's doch immer im stillen gedacht," sagte Pater Istvan. „Ja, aber, was sagt der Alte?"

„Er ist wütig. Wütig ist er! Sie gönnen ihm das, was?"

Der Kaplan zuckte mit den Achseln.

„Und nächstens tritt sie auf in Temesvar. Spielt die — die Monna Nanna, oder wie sie heißt. Wissen Sie, das ist eine Dame, die gar nichts anhaben soll als einen schönen Mantel. Gar nichts. Wir fahren alle hinein zur Vorstellung. Wie sie nervös ist — wer weiß, vielleicht verliert sie Mantel."

„Sie sind unverbesserlich, Herr von Gergely."

„O, Sie hochwürdiger Duckmauſer," rief pfiffig Gergely. „Soll ich der Liszka etwas beſtellen? Einen ſchönen Gruß? Ich muß jetzt gehen."

„Ich danke Ihnen, Herr Ingenieur, aber ich habe nichts zu beſtellen," antwortete der Kaplan kühl und gemeſſen. „Mehr Würde!" klang es ihm heimlich im Ohr. Und es widerſtrebte ihm, dieſen Herrn als Mitwiſſer ſeiner Beziehungen anzuerkennen.

„Oh! Oh!" rief Gergely. „Iſt die Liszka in Ungnade? Das wird ſie aber ſehr kränken, wenn ich ihr erzähle, daß ich hier war."

Pater Iſtvan kniff die Lippen zuſammen und ſchwieg. Der kommt mit ihr zuſammen? Wo? Seit wann? fragte er ſich im ſtillen und ſah ihn ſtarr an.

„Beim Jellinek trifft man ſie ja manchmal. Sie ſieht von dort hierher, darum kommt ſie wohl ſo oft," ſagte Gergely. „Wir lachen ſchon über die Arme. Um eine Nadel, um eine Schachtel Zündhölzchen geht ſie zum Jellinek."

Der Kaplan ſchwieg hartnäckig.

„Na, wie Sie wollen. Ich verſtehe. Diskretion Nebenſache."

„Holla! Herr Inſcheneer, holla!" rief es plötzlich im Hofe des Pfarrhauſes. „Wo ſeid Ihr denn? Kummt nar g'ſchwindt, der Eisſtoß geht los drauße. Ei' Telegramm iſch do far Euch!"

Es war die Stimme des Straubmichel.

Der Kaplan erblaßte, als er ſie erkannte, und es war nur gut, daß Gergely raſch, ohne Abſchied davon lief. Er hatte wohl nichts gemerkt.

XX.

Die Fenſter des Pfarrhauſes klirrten von den Böllerſchüſſen, die auf dem Platze hinter der Kirche gelöſt wurden.

Ein Wagen, der offenbar ſchon Bereitſchaft hatte, ſauſte vorbei. Gergely fuhr mit drei Männern die Hauptſtraße hinaus, in der Richtung nach dem großen Donaudamm. Und es folgte Wagen um Wagen, immer zu je ſechs Mann beſetzt. In warme Pekeſche gekleidet, die Pelzmützen auf dem Kopf, hohe, waſſerdichte Röhrenſtiefel an den Füßen, mit Schaufeln, Beilen und allen erdenklichen Werkzeugen und Geräten ausgerüſtet, die Cſutora mit einem guten Schluck Wein oder Raki an der Seite, ſo fuhren ſie ernſt und trotzig dahin, der Gefahr die Stirne zu bieten, die da möglicherweiſe drohte.

Der Kaplan zählte in einer Stunde zwanzig Wagen mit mehr als hundert Männern. Die wohlgenährten, ausgeruhten Pferde ſchnaubten die warme Stalluft aus den Nüſtern und waren kaum zu zügeln. Wie ein Rennen um hohe Preiſe ging die Fahrt.

Und es war hoch an der Zeit.

Die Depeſche, die gekommen war, hatte eine große Überraſchung gebracht. Seit mehreren Tagen herrſchte im Oberlauf der Donau warmes Tauwetter, und der Strom war von Paſſau bis Mohács in Bewegung, während er hier noch ſtand. Die Lage war höchſt ſeltſam und nicht ungefährlich. Von Mohács bis hinter den Kaſanpaß, auf einer Strecke von vierhundert Kilometern, war die Donau noch zu, und von oben kam jetzt der ungeheure Druck.

Die Mittagssonne schien warm und goldig auf die schon grau gewordene Schneefläche; in allen Gassen und auf allen Wegen rieselten kleine Bäche. Es konnte sich nur mehr um zwei Tage handeln, so wurde das Eis auch hier brüchig, und es ging von selbst ab. Schon guckten überall die grünen Spitzen der Herbstsaaten aus dem schwindenden Schnee.

Der Klugsbaltzer mit dem Vizerichter und seinen zwei Beisitzern waren unter den ersten, die dem Wagen des Stromingenieurs folgten. Schon um des guten Beispiels willen mußten sie voran.

Als sie das Dorf hinter sich hatten und auf der Komitatsstraße dahinjagten, hörten sie plötzlich ein fernes Knattern und Schießen. Es wurde immer ärger. Wie die Kanonade einer großen Schlacht mutete es sie an. Der Richter ließ den Wagen einen Augenblick anhalten, um besser horchen zu können.

Ja, das war der Strom. Seine Stimme erwachte wieder aus langer Gebundenheit, aber sie war heiser geworden und rauh in diesem Winter.

Horch! Horch!

Die Männer sahen einander erschrocken an, und die Pferde bäumten sich auf.

Das war ja furchtbar! Als ob ein feuerspeiender Berg geborsten wäre. Ein ungeheurer Knall erschütterte die Luft, und die Männer, die sich im Wagen aufgerichtet hatten und nach der Richtung des Dammes starrten, sahen, wie eine graue Masse sich hoch in die Luft erhob und wieder in sich zusammenbrach. Es knirschte und krachte, brüllte und brauste, als wäre der Weltuntergang im Anzug.

Mit verdoppelter Eile fuhren die Wagen, und nach einer halben Stunde waren sie hinter dem Damm. Der Lärm, das Geknatter und Getöse, unter dem sie alle herangekommen waren, hatte viele schreckensbleich gemacht; an mehreren Wagen waren die Pferde durchgegangen. Und jetzt sahen sie keinen Damm vor sich, sondern einen kristallnen Gebirgszug von meilenlanger Ausdehnung. Die Eisdecke war geborsten unter dem gewaltigen Druck, der von der oberen Donau kam; sie war hinausgeschleudert worden aus dem Strombette über das Vorgelände, hinauf auf den Damm, der zu ächzen und zu stöhnen begonnen unter der Last, die er plötzlich zu tragen hatte. So mochte es im nördlichen Eismeer aussehen, wenn dort der Sommer kommt und die Eisberge sich in Bewegung setzen. Die meilenlange Krone des Dammes war mit haushohen Eisschollen bedeckt und unzugänglich geworden für die herbeigeeilte Hilfsmannschaft.

Gergely Vilmos war kreidebleich. Er hatte so etwas noch nicht erlebt. Er war bereits zur Stelle, als die Kanonade anhub, und hatte den ganzen gewaltigen Eindruck des Elementarereignisses in den Gliedern. Ein wahres Entsetzen packte ihn und seine drei Begleiter, als die Eisdecke sich hob, barst und über den Wall herüberzukommen drohte. Er glaubte nicht anders, als der Damm sei zermalmt und zerrieben worden von dem Eise, und jetzt breche die Donau über sie herein. Aber es waren nur die alten Weidenbäume hinter dem Damm, die zersplitterten.

Jetzt hatte Gergely sich wieder gefaßt. Die eigentliche Katastrophe schien vorüber zu sein, denn der Strom rollte und donnerte gleichmäßig hinter den Eisbergen,

die er als Hinderniſſe empfand und zur Seite warf, dahin.

Gergely gab die Weiſung, Stufen in den Eiswall zu hacken, damit man eine Überſicht gewinnen könnte. Und das geſchah an mehreren Stellen. Nach einer Viertelſtunde war die erſte Treppe bis zum Gipfel hergeſtellt, und Gergely ſtieg mit dem Richter hinauf.

Der Anblick, den ſie da genoſſen, war grauenhaft ſchön. Der mehr als tauſend Meter breite Strom war eine ſchiebende, grollende, donnernde, tobende Maſſe von Eisklumpen, die ſich gegenſeitig den Raum ſtreitig machten, von denen einer den anderen untertauchte, und die jeder größere Klotz wieder auseinanderſtieß, um für ſich ſelbſt die Bahn frei zu bekommen. Ein Kampf ums Daſein in kraſſeſter Form. Unabſehbar war das Gewoge und Geſchiebe, und unheimlich, weil man kein Waſſer ſah.

Auch andere Treppen wurden in den Eiswall gehauen, und viele Männer ſtiegen hinauf, das Schauſpiel zu ſehen. Da entſtand plötzlich ein großes Geſchrei — eine dieſer Treppen hatte nachgegeben, war eingeſunken, und die Herabſtürzenden meinten, der Damm unter ihnen ſei gewichen.

Das allgemeine Entſetzen darüber erwies ſich als grundlos. Jedenfalls merkte man nichts, und es kam kein Waſſer.

Der Klugsbaltzer und Gergely waren von ihren Beobachtungspoſten herabgeſtiegen und an die Stelle des Unfalls geeilt, wo es nur ein paar Hautabſchürfungen und einen verſtauchten Fuß abgeſetzt hatte.

Der Richter erkannte ſogleich, daß hier eine der

alten Bruchstellen des Dammes war. Gergely bestritt es, mußte aber bald zugeben, daß der Richter im Rechte sei. Die Rutschung konnte also immerhin tiefere Gründe haben, es konnte im Dammkörper selbst eine Bewegung entstanden sein. Klug beantragte, den Eiswall an dieser Stelle zu beseitigen. Es sei überhaupt fraglich, ob der Damm diese Last werde tragen können.

Gergely widersetzte sich. Er sagte, dieser Eiswall sei jetzt einstweilen ein natürlicher Schutz des Dammes. Man müsse abwarten, wie hoch die Donau steige; erst dann, wenn Wasser sichtbar werde, lasse er den Damm räumen, Diese Eisberge müßten direkt ins Wasser geworfen werden, sie müßten fortschwimmen können, sonst würden sie eine Gefahr für den Damm. Besser, sie liegen einstweilen auf ihm, als sie werden an ihn gepreßt und gestoßen. „Wenn wir jetzt eine Lücke in diesen natürlichen Eiswall brechen, ist das nicht ohne Gefahr," sagte er. Und er lehne jede Verantwortung ab, wenn das geschehe.

Der Richter gab sich zufrieden, obwohl er nicht völlig überzeugt war.

Als man in der Dämmerung wieder heimfuhr, blieben zwanzig Männer draußen für die Nachtwache.. Wagen und Pferde standen für sie bereit. Beim Stromaufseher konnten immer einige schlafen und sich Stunde für Stunde ablösen.

Zwei Tage nach diesem Ereignis setzte sich auch der Eisstoß der Theiß in Bewegung. Die Theiß hat ein kleines Gefälle, sie schleicht träge in der lehmigen Ebene dahin, und ihre Stimme ist fast nie vernehmbar. Aber diesmal hörte man auch sie. Und wieder war die Bereit-

Digitized by Google

ſchaft des Dorfes, die Waſſerwehr, hinausgeeilt an die gefährdeten Punkte. Im weiten Bogen umfuhr ein Teil der Wagen den grandioſen, von den Urgroßvätern ganz und gar den Sümpfen abgerungenen Beſitz der Gemeinde, der ſich über mehr als dreißigtauſend Joch ausbreitete und von den zwei Flüſſen begrenzt war; ein anderer Teil benützte den Zwiſchendamm als Fahrſtraße, der direkt zu dem Spitz hinführte, an dem ſich Donau und Theiß begegneten. Dort war der Zentralpunkt der Dammanlage, dort ſtießen die Dammſicherungen von Nord und Süd zuſammen. Und wieder erlebte man ein ſo ſeltenes Schauſpiel wie an der Donau drüben. Danubius ſchien nicht geneigt zu ſein, auch die Eismengen der Theiß in ſein Bett aufzunehmen; er ſchwang ſeinen Dreizack und ſtieß ſie zurück, ſtaute ſie zu Bergen auf und warf ſie ebenfalls über den Damm hinaus.

Dieſer Kampf dauerte mehrere Tage, und erſt als in der Donau das Waſſer wieder ſichtbar wurde, glitten auch die Eisberge an der Theißmündung allmählich in ihr Bett. An beiden Ufern der Theiß ſtanden ſich die Menſchen gegenüber, jede Gruppe verteidigte ihr Eigentum, ihre Heimat. Drüben Madjaren, herüben Deutſche. Nur hatten dieſe zwei Fronten, jene bloß eine zu ſichern. Und es ſchien den Karlsdorfern, als hätte das Gegenüber ſich zu ſehr auf ihre Koſten geſichert. Der jenſeitige Damm war augenſcheinlich höher geworden; dort mußte noch ſpät im Winter, als niemand mehr auf die Riedfelder hinauskam, gearbeitet worden ſein.

Auch Gergely ſtutzte, als man ihn darauf aufmerkſam machte. Aber er erklärte es für eine optiſche Täuſchung,

Digitized by Google

und es war jetzt auch keine Zeit, sich damit zu beschäftigen; der Eiswall auf dem Donaudamm mußte gesprengt und in den Strom geworfen werden, ehe seine Last und sein allmähliches Schmelzen den Damm in Gefahr brachte.

Diese Arbeit hatten die Bauern unter dem Kommando des Klugsbaltzer schon auf eigene Faust in Angriff genommen, so lange Gergely noch am Spitz tätig war. Sowie der Eisgang der Donau vorbei war und das Wasser stieg, schweißte der Damm an vielen Stellen. Gergely hatte behauptet, das sei nur Eiswasser; Klug aber vermutete, daß es Donauwasser wäre. Wollte man Gewißheit, mußten die schmelzenden Eisberge entfernt werden. Und die Riesenarbeit, an der sich alle Männer des Dorfes beteiligten, ging flott vonstatten; was der Richter selbständig begonnen hatte, führte der Stromingenieur jetzt zu Ende.

Dabei kam ihm der Himmel zu Hilfe, denn es gab immer nächtlichen Frost; die Auflösung der letzten Schneereste und des Eises vollzog sich nur langsam, wie nach einem weisen und gütigen Gesetz.

Aber dem Dorfrichter blieb die traurige Genugtuung, die schweren Beschädigungen des Donaudammes früher erkannt zu haben als der Stromingenieur, dem auch die eigenmächtige Erhöhung des jenseitigen Theisdammes entgangen war, da oft Wochen verstrichen, in denen er nicht auf seine Strecke hinauskam. Und so wie er waren seine Stromwächter.

* * *

Digitized by Google

Im Pfarrhause war die Entscheidung gefallen; Pater Istvan wurde abberufen von seinem Guardian, und schon stand der Nachfolger vor der Tür. Pfarrer Horvat hatte es eilig, er konnte die ungewohnte Last nicht länger allein tragen; seit zwanzig Jahren war er nicht so ganz ohne Beihilfe gewesen wie in den letzten Wochen.

Die Ablösung ging so furchtbar rasch vor sich. Derselbe Wagen, der den neuen Kaplan gebracht hatte, sollte den früheren mitnehmen zur Bahnstation.

Pater Istvan erschrak. Aber er fügte sich. Sein Nachfolger, ein schwarzer, düsterer, junger Weltpriester, namens Petrovics, der kein gerades Wort deutsch aussprechen konnte, stand neben ihm, als er eilig seine Siebensachen packte, tat hilfreich und liebreich, griff zu und lächelte doch so spöttisch dabei in sich hinein. Er forschte Istvan aus, wollte über die Verhältnisse im Pfarrhaus und in der Gemeinde rasch das Nötigste wissen von ihm. Dieser aber versagte die Auskunft. Er war auf diese überraschende Wendung nicht gefaßt, und sein Kopf brannte. Hundert unreife Entschlüsse wälzten sich in seiner Brust.

Was tun? Was tun?

Ohne Abschied sollte er gehen?

Er ging. Aber er zwang seinen Ingrimm nieder und hinkte über die Treppe hinauf zur Wohnung des Pfarrers. In wenigen Worten dankte er dem „Alten" und bat ihn um Verzeihung für die Ungelegenheiten, die er ihm gemacht.

Horvat lächelte ein wenig, als er ihn sah. Und er bedauerte ihn.

Digitized by Google

„Sie können so nicht vor ihren Guardian treten, mein Lieber," sprach der Pfarrer. „Gehen Sie ins Spital nach Temesvar und kurieren Sie sich aus. Sonst sind Sie ein Gespött für Lebenszeit in ihrem Orden."

„Ich danke, Hochwürden, für diesen gütigen Rat. Ich werde ihn befolgen," sprach Istvan erleichtert. Wie ein Segen von oben kam dieses Wort des Pfarrers; es schaffte ihm Zeit, es wies ihm einen Weg, es stimmte ihn versöhnlich.

„Vergessen wir, was geschehen ist," sagte Horvat, „scheiden wir in Frieden. Sie sind ein Luftikus, Sie hätten niemals Geistlicher werden sollen. Sie haben hier viel Schaden angerichtet an unserem Ansehen. Aber ich vergebe Ihnen. Möge Ihre Strafe nicht zu hart sein."

Der junge Priester war so gerührt von diesen väterlichen Worten, daß er die Hand des Pfarrers an seine Lippen führte und sie küßte.

Dann ging er rasch hinaus. Die Damen des Hauses wollte er nicht sehen, von ihnen wollte er schriftlich Abschied nehmen.

Und seinen trotzigen Entschluß, im Gässel vorzufahren und dort Abschied zu nehmen, den er heimlich gefaßt hatte, ließ er jetzt fallen. Es sollte kein weiteres Ärgernis gegeben werden durch ihn. Einmal im Leben wollte er sich selbst beweisen, daß er auch standhaft sein und ein Opfer bringen könne.

Ohne den Blick nach der Richtung zu wenden, wo die vielleicht sehnsüchtig nach ihm auslugte, für die er das alles litt und erduldete, fuhr er zum Dorf hinaus. An der Kreuzung der letzten Quergasse des Ortes hörte

Digitized by Google

er trommeln; der Straubmichel verkündete den Männern den Beginn der Dammarbeiten.

Der Kaplan sah rasch nach seiner Taschenuhr und bat den Vetter Hannes, nur recht schnell drauf loszufahren, sonst versäume er seinen Zug.

Der Vetter Hannes lächelte. Aber er hieb in die Gäule und fuhr an der Kreuzung vorbei, ehe der Straubmichel seinen Spruch beendigt hatte und auf sie zukam.

Alsbald nach dem Abgang des Paters Istvan erschien der neue Kaplan vor dem Pfarrer Horvat, um sich vorzustellen. Petrovics war kein Neuling in der Seelsorge, stand schon mehrere Jahre draußen im kirchlichen Dienst und konnte eine feste Stütze des Pfarrers werden. Dieser sprach sich aus mit ihm, und er fand ihn beinahe etwas zu streng für einen Weltpriester, der Pfarrer werden wollte. Er kam ihm etwas heuchlerisch vor, das offene Schwabengesicht des Pater Istvan war ihm lieber gewesen.

Der neue Mann wollte durchaus über solche Erscheinungen in der schwäbischen Gemeinde aufgeklärt werden, die zu bekämpfen wären. Und über Personen, von denen vielleicht unpatriotische Wirkungen ausgingen.

„Lieber Herr Kaplan," sagte der Pfarrer, „ich zähle zur kossuthistischen Richtung des Landes. Und ich hoffe bestimmt, daß die zweitnächste Generation einen ungeheuren Fortschritt in der Madjarisierung aufweisen wird. Aber ich habe nie vergessen, daß ich in einer reindeutschen Gemeinde Pfarrer bin. Konflikte liebe ich nicht. Nützen auch nichts. Der ganze Staatsapparat ist in unseren Händen, das muß von selbst gehen. Aber Geduld müssen wir haben, vorsichtig müssen wir sein."

Digitized by Google

„Vorsichtig, aber fest will ich sein," sprach der neue Kaplan. „Ich habe allerlei gehört von der Gemeinde. Der einzige, verläßliche Gesinnungsgenosse soll der Lehrer Halmos sein."

„Der einzige?" rief Horvat höhnisch, und es funkelte unter seinen buschigen Augenbrauen. „Na, dann halten Sie sich an den! Ich bin ein Madjare, aber mir grauſt vor diesen Überläufern. Uns kann nur förderlich sein, was allmählich in uns hineinwächst, was wir durch Erziehung und ruhige Entwicklung gewinnen. Ein Mensch, der im vorigen Jahr noch ein Deutscher war und jetzt ein madjarischer Chauvinist ist — der ist ein Lump."

„Hochwürdigster!" rief der Kaplan. „Lassen Sie solche Worte niemanden hören! Es wäre unser Untergang, wenn das die Meinung aller ehrlichen Madjaren würde."

„Larifari. Wir wollen alle an ein und dasselbe Ziel. Aber weder ich noch Sie werden das gelobte Land sehen. So schnell geht das nicht. Und ich bitte mir aus, daß nichts geschieht ohne meine Zustimmung. Friede! Friede!"

Damit entließ der Pfarrer seinen neuen Kaplan, und dieser ging, sich der Klarinéni und dem Fräulein Juliska vorzustellen, deren Bedeutung im Hause er wohl kannte.

Als er draußen war, ärgerte sich Horvat über seine eigene Heftigkeit. Es kam ihm vor, als wäre er ehedem nicht so duldsam gewesen gegen seine Gemeinde, als hätte er den Übereifer, der ihm jetzt so widerwärtig war, früher selbst ein wenig entwickelt.

Der wollte Übles von seiner Pfarre gehört haben? Das mußte ihn doch erbittern. Es gab nichts Übles in seiner Gemeinde. Daß die Schwaben wieder anfingen,

Digitized by Google

ihre alten Lieder zu ſingen und ihre alten Tänze zu ſpielen, das konnte doch kein Staatsverbrechen ſein. Und ſelbſt der Fall des Haffnersfülöp erſchien ihm heute anders als vor einem Jahr. Vielleicht iſt dieſe Form, einer Mutter das Kind ſo plötzlich vom Herzen zu reißen, wirklich eine Torheit. Vielleicht könnte auch das langſamer und behutſamer geſchehen.

Daß der Haffner ihn nicht mehr grüßte und ſeine Frau ſo krank geworden war, das ging ihm nahe. Er empfahl ſeitdem niemandem mehr das Szegediner Konvikt. Und ſo oft er in den letzten Wochen den Kaplan in der Schule vertrat und den kleinen Fülop ſah, trug er ihm einen Gruß auf an ſeine Mutter. Der Bube, ſagte er ſich, wird ja doch ein Madjare, wenn er in die Mittelſchule kommt. Wozu dieſen Lärm, den der Halmos machte? Der Narr tut, als ob man der ungariſchen Nation ein Junges geſtohlen hätte. Und dieſer Petrovics, der ja wohl auch kein Madjare war, paßte zu ihm. Die beiden werden viel Unfrieden ſtiften; das ſah er kommen.

Während der Pfarrer ſo ſinnend und mit ſich ſelbſt eifernd auf und nieder ging in ſeinem Zimmer, war die Juliska leiſe eingetreten. Faſt fremd ſchien ſie ihm geworden zu ſein in den letzten Wochen; zum erſtenmal in ihrem Leben hatte ſie und auch ihre Mutter ſeinen nachhaltigen Groll erfahren. Aber ſie war ſo ſtarrköpfig wie er ſelbſt und ging ihren Weg unerſchütterlich fort.

Jetzt konnte ſie ihm den Tag ihres Debuts ſchon nennen, und ſie bat ihn inſtändig, zu kommen, zu ſehen und dann zu entſcheiden. Dieſes letzte Wort ließ ſie ihm ſcheinbar. Das Gefühl, daß ſie ganz gegen ſeinen Willen

Digitized by Google

ſchließlich doch nicht handeln würde, durfte ſie ihm nicht nehmen. Sie war ja ſo ſicher, ihn zu beſiegen durch ihren Triumph auf der Bühne.

Er duldete ihre Liebkoſungen und ſagte ihr kein böſes Wort mehr; aber die Zumutung, ſich nach der Stadt zu begeben und Zeuge zu ſein, wie ſie in ſolch' einer Rolle vor das Publikum trat, wies er ab.

Sie möge tun, was ſie nicht laſſen kann, aber mit ſeiner Zuſtimmung wird es niemals geſchehen.

Daran änderten auch ihre Tränen nichts.

XXI.

Als die Nachricht ins Gäſſel kam, der Kaplan Michlbach ſei abgereiſt und ein neuer gucke bereits aus ſeinem Fenſter, war die Liszka ſchier umgefallen vor Schreck. Ihre Beſtürzung und ihr Schmerz waren namenlos. Sie konnte und wollte es nicht glauben. Am Morgen noch, als ſie zur Meſſe ging, ſtand er dort und lächelte.

Sie lief zum Jellinek hinauf. Und als ſie wieder kam, da mußte ſie wohl daran glauben. Höhniſchen und mitleidigen Blicken nur war ſie begegnet. Jedes ſprach davon; alle wußten es, nur ſie nicht, gerade ſie hatte es zuletzt erfahren.

Warum? Sie konnte es nicht faſſen.

Seit der ſchrecklichen Winternacht, da ihm der Wütende die Laterne aus der Hand ſchlug, die er, in einen Mantel gehüllt, ihr vorantrug aus der Spinnreih', hatte ſie ihn nicht mehr ſprechen können, hörte ſie ſeine liebe Stimme nicht mehr. Mit dem Knüttel ſchlug der Michel drein, fluchend und gotteslästerliche Reden führend. „Ver-

Digitized by Google

dammter Phaff!“ hin und „Geiler Bock!“ her. „Ich wer' der gäwe, wallfahrte gein mit am annern seiner Braut . . . Wallfahrt' du mit deiner Graußmotter!“ So polterte er, und immer schlug er in der Dunkelheit darauf los. Sie wollte schreien, um Hilfe rufen; aber Istvan bat sie um Gotteswillen zu schweigen.

Sie durfte ihm dann nur bis zur Tür des Pfarrhauses helfen, denn er konnte kaum kriechen; dort hieß er sie heimgehen. Sie möge schweigen, bat er, und keinem Menschen ein Wort davon sagen. Sonst sei er verloren. Das tat sie, aber bekannt wurde es doch. Sie ging in keine Spinnreih' mehr und verzehrte sich in der Angst um ihn und seine Zukunft. Als sie ihn zum erstenmal wieder am Fenster sah, war sie glücklich und schöpfte neuen Mut. Schon beruhigten sich die bösen Mäuler, am Ende würde die Sache ganz einschlafen und vergessen werden. Und wenn nicht? Mußte er denn Geistlicher sein? Der Gedanke erschreckte sie, aber sie spann und spann daran . . .

Und jetzt war er fort? Auf einmal fort aus dem Dorfe, fort aus ihrem Leben? Und er zürnte ihr wohl gar, warf alle Schuld auf sie? Und es sollte nichts werden aus all den Luftschlössern, die sie gebaut? Er konnte jetzt wohl niemals Pfarrer werden, und sie mußte hier sitzen bleiben mit ihrer Schande und ihrem Kinde, das sie nie so recht lieben konnte wie andere Mütter. Und wieder sagte sie sich: Er muß ja nicht Pfarrer werden.

Sie ging kaum noch auf die Gasse hinaus, weinte Nächte hindurch.

Es war nicht zu fassen, wie das Schicksal sie heim-

Digitized by Google

ſuchte in den letzten zwei Jahren. Hatte ſie ſich denn ſo ſehr verſündigt? So inbrünſtig wie ſie betete niemand in der ganzen Gemeinde, die Kirche hatte keine frömmere Tochter als ſie. Und alles mißglückte ihr, alles verſchwor ſich gegen ſie.

Daß jetzt auch ſie fort mußte aus dem Dorfe, ſtand feſt bei ihr. Und wäre es in die Seidenfabrik nach Pancsova oder Neuſatz. Alles verachtete ſie, auch die gütige Frau Oberlehrer ſchaute ſie nicht mehr an. Nur die Männer waren hinter ihr her. Auch der Gergely. Rief der nicht neulich die Mutter dringend zu ſeiner Frau und blieb dann da bei der Liszka und wurde frech? Na, ſie hat ihm gezeigt, wo der Zimmermann das Loch gelaſſen. Und wie er ſie einzufädeln verſuchte! Mit dem Kaplan wollte er über ſie geſprochen haben vor deſſen Abreiſe. Förmlich gebeten habe er ihn um einen Gruß für die Liszka. Der aber ſei hart geweſen und verſchloſſen; er wollte nichts mehr wiſſen von ihr, die ihn ins Unglück geſtürzt hätte.

Mußte ſie das nicht glauben? Aber ſie wollte nicht. Sie konnte nicht. Auf ihren guten Stern wollte ſie vertrauen und hoffen. Und wenn ſie auch fort mußte aus dem Dorfe, er würde ſie ſchon finden, wenn er ſie eines Tages dennoch haben wollte. Und das konnte nicht anders kommen. Davon war ſie überzeugt. Dem Kind zuliebe mußte ſie noch bleiben. Die Großmutter war vernarrt in das Mäderl, und ſie wird es gern pflegen und erziehen, bis es reif iſt für das Szegediner Kloſter. Solange es der Mutterbruſt noch bedarf, will ſie aushalten, nicht einen Tag länger.

Digitized by Google

Es waren endlich schöne Frühlingstage gekommen; die Aprilsonne stach wie mit Nadeln, und die Wasser in den Auen und hinter den Deichen verdampften wie in einem unterheizten Kessel. Die Bäume schlugen aus, und die Herbstsaaten standen schöner als je. Sie waren unter der warmen Schneedecke des langen Winters besser gediehen als sonst in Frost und Regen. Weithin leuchtete der grüne Mantel, den die Erde trug, und wieder jubilierte und tirilierte es in der ganzen Natur. Während sie droben, am oberen Lauf der Donau, wie man hörte, eine gar rauhe Zeit hatten und in den Bergen der Schnee des Nachwinters noch hoch lag, war hier mit einemmal ein italienischer Frühling eingezogen.

Auch der Samen für die Seidenzucht war wieder eingelangt, und der Oberlehrer Heckmüller und der Straubmichel hatten alle Hände voll zu tun. Immer mehr Leute im Dorf meldeten sich zur Teilnahme; die Liszka aber war abgefallen; sie hatte die Annahme des Samens, den man ihr wie eine selbstverständliche Sache zuwies, verweigert.

Im Pfarrgarten und im Schulgarten wurde wieder gearbeitet, aber keine Juliska sang, kein Kaplan ging Raupen putzen. Und über den Zaun hin wurden nur wenige Worte gewechselt. Man grüßte sich, sonst aber hatte man sich wenig zu sagen.

Drei Wochen hatten dem neuen Kaplan genügt, im Bunde mit Halmos den Boden zu unterwühlen, auf dem Heckmüller stand. Petrovics machte sich sogleich an das Studium der Ortsverhältnisse, und die Taufmatrikel der Pfarre schon bot ihm eine Offenbarung. Was war

Digitized by Google

doch da plötzlich geschehen? In dem Matrikelfolianten lag das vom ungarischen Kultusministerium herausgegebene Verzeichnis all jener deutschen Taufnamen, deren Übersetzung ins Madjarische möglich war. Und jeder Pfarrer wußte, daß er dahin zu wirken habe, daß nur diese Namen von der Bevölkerung gewählt würden.

Nun fand Kaplan Petrovics, daß man sich wohl auch hier jahrelang daran hielt; aber ganz plötzlich, in den allerletzten Monaten schien eine neue Mode aufgekommen zu sein. Liebhilde, Dietrich, Gottfried, Hildegard waren da auf einmal Kinder getauft worden. Und so ging das in diesem offenbar sehr gesegneten Frühjahr dann weiter; man verlangte nur Namen wie Hellmut, Herbert, Otto, Eberhard, Ulrike, Klotilde, Mathilde. Einfache Bauern verlangten solche Namen? Und dem verehrten Herrn Pfarrer war das nicht aufgefallen? Er mußte ihn erst darauf aufmerksam machen? Er tat es und verlangte eine Untersuchung. Bei der nächsten Taufe aber, wo man wieder einen Alwin in die Matrikel einschmuggeln wollte, verweigerte er das. Es sei ungewiß, ob es solch' einen Heiligen gab. Wilhelm oder Adalbert seien doch auch schöne Namen. Die Leute wollten es nicht auf eine Verschiebung der Zeremonie ankommen lassen, da doch daheim schon der Kindtaufschmaus wartete; sie ließen sich einschüchtern und wählten Adalbert. Der Kaplan aber trug in die Matrikel ein: Eisele Béla. Und dieses Verfahren setzte er fort; er hatte noch keinen Paten gefunden, der auf seinem Recht bestanden wäre ihm gegenüber und sich ernstlich widersetzt hätte.

Auch hatte er bald herausgebracht, daß die Be-

Digitized by Google

wegung gegen die madjariſchen Taufnamen vom Oberlehrer ausgegangen war.

Halmos und Petrovics rieben ſich die Hände vor Vergnügen, als ſie das entdeckten. Das hatte dem Alten gerade noch gefehlt! Zuerſt wollte der Kaplan ihn zur Rede ſtellen, ihm dieſe Einmiſchung in eine kirchliche Sache unterſagen; aber nach reiflicher Überlegung fand er, daß es jedem unbenommen bleiben müſſe, ſein Kind zu nennen, wie es ihm beliebe. Und einen guten Rat zu geben, könne man einem Oberlehrer nicht gut verwehren. Direkt war da nichts auszurichten, man hätte die Leute nur gereizt und ſie aufmerkſam gemacht, daß es ihr Recht war, neben dem madjariſchen Namen auch die Eintragung der Überſetzung ins Deutſche zu fordern. Alſo lieber nicht daran rühren. Das Hochverräteriſche und Pangermaniſche dieſes Verfahrens ließ ſich im ſtillen viel beſſer beweiſen. Otto hieß Bismarck, Hellmut hieß Moltke, Herbert war der Sohn Bismarcks genannt. Das genügte doch!

Und es genügte. Das heißt, es reichte hin, den ſchon genügend angeſchwärzten Oberlehrer vollends in Ungnade zu ſtürzen bei denen, die hinter Halmos, Petrovics und dem Dorfnotär ſtanden, und denen dieſer Mann im Wege war.

Die Frühjahrsprüfungen in den Dorfſchulen gelten immer als ein großes Ereignis. Auch wenn nur der Pfarrer den Vorſitz führt, ſind ſie feierlich genug. Und ſie ſind öffentlich. Alle Eltern, alle Honoratioren des Dorfes haben Zutritt, und ſie machen auch Gebrauch von dieſer Freiheit, ſie kommen.

Digitized by Google

Heuer aber kam wieder einmal der königliche Schulinspektor zur Prüfung. Und auf den flachen Bänken, die rings an den Wänden herumliefen, saßen die Gäste und überzeugten sich bei diesem öffentlichen Verfahren von den Fortschritten ihrer Kinder. Der Klugsbaltzer mit den Gemeindevertretern war da, der Haffnerslippl stand im Kreise von Vätern, der Postmeister war zum Trotz gekommen, der Bindersmichel und selbst der alte Wichnersepp fehlten nicht. Aber auch Herr Jellenik saß bei den Herrischen, die spärlicher vertreten waren als die Bauern. Sein Enkel Géza gehörte auch zur Klasse.

Warum war der gestrenge Schulinspektor, der hinter dem Prüfungstisch saß, gekommen? Er war da, um sich zu überzeugen, ob die Schüler der letzten Volksschulklasse fähig waren, in allen Gegenständen madjarisch zu antworten. Sie besaßen diese Fähigkeit aber nicht. Der Oberlehrer Heckmüller, der ein wenig bleich war und nervös, ging im Mittelgang zwischen den Bänken hin und her und half seinen Lieblingen, so gut er konnte. Ihm schien es genügend, was sie in der schweren fremden Sprache leisteten; der Schulinspektor aber tat sehr befremdet. Er approbierte einzig und allein den Haffnersfülöp und den kleinen Jellinek und empfahl sie der Jugend und den versammelten Eltern als Muster. Er tat, als ob er nichts wüßte von der Szegediner Episode mit dem Fülöp.

Vergeblich suchte Heckmüller auch eine Überprüfung seiner Schüler in deutscher Sprache durchzusetzen. Das interessierte den Herrn Schulinspektor nicht, und er erkundigte sich zum Schlusse ganz auffällig darnach, wer

Digitized by Google

der nächstälteste Lehrer der Gemeinde wäre. Auch dessen Klasse wollte er prüfen . . .

„Halmos!“ rief der Kaplan Petrovics.

Es gab ein lautes Murren unter den Gästen; die Bauern führten erregte Gespräche, und der Dorfrichter machte den Pfarrer, der schweigend neben dem Inspektor saß, mit einem Wink aufmerksam, daß er sprechen wolle.

Er erhob sich und richtete eine hochdeutsche Ansprache an den Vorsitzenden. Er dankte im Namen des Schulstuhles und in dem der Gemeinde für die Ehre dieser Schulvisitation und sagte dann:

Es mag sein, daß der Herr Schulinspektor an bessere Ergebnisse im Ungarischen gewohnt ist, als er sie hier erlebt hat. Das möge ihn aber nicht irre machen. Alle Männer, die hier sitzen, haben ihr Wissen in dieser Schule und von diesem verehrten Lehrer, der ein Dorfkind ist, empfangen. Diese Schule sei eine gute. Fünfundneunzig von hundert Kindern bleiben im Dorf und werden Bauern. Daß sie gut lesen, schreiben und rechnen können, sei das wichtigste. Das alles in zwei Sprachen zu können, wäre sehr schwer. Nur Ausnahmskinder lernen das. Die meisten verdummen dabei. Was in die höheren Schulen gehört, soll man nicht schon von der bäuerlichen Dorfschule verlangen. „Wir sind dreitausend Schwaben in Karlsdorf, und unter uns leben nur sieben Familien, die ungarisch sprechen. Von wem sollen unsere Kinder also die Staatssprache lernen?“ fragte er.

„Von der Schule!“ rief der Inspektor dazwischen.

„Des geiht amol nitt!“ rief der Klugsbaltzer, der sich bis dahin zu dem gespreiztesten Hochdeutsch gezwungen

Digitized by Google

hatte. „Sau g'scheit is ka Lehrer, und sau hell sin amol unsere Schwobeschädel nitt. Alle Achtung vor unserm Herrn Schulinschpekter. Was er heunt erfahre hot bei unsre Kinner, des könnt' valleicht a Vermahnung sein, nit meihner (mehr) zu verlange, als galeischt (geleistet) werde konn. Nix für ungut! Kinner," wandte er sich an die Klasse, „rufts Eljen der Herr Schulinschpekter!"

Und die ganze Klasse brüllte: „Eljen!" Die Bauern aber stießen sich gegenseitig mit den Ellenbogen und schmunzelten.

Der Schulinspektor verneigte sich ein wenig betroffen und erwiderte:

„Ich danke sehr für die Begrüßung durch den Herrn Dorfrichter. Mit seinen Ausführungen aber kann ich mich nicht ganz einverstanden erklären, und es war nicht hier der Ort, das alles zu sagen. Die Neuschule hat höhere Ziele, als die alte sie gehabt hat. Die Völkerschaften Ungarns, die alle zusammen die ungarische Nation bilden, sollen in einer fernen Zukunft eine einheitliche Sprache reden, und nur, wer dieses Ziel zu fördern versteht, darf heute auf die Anerkennung seiner Oberbehörde rechnen. Man kann ein ganz vortrefflicher alter Lehrer sein und doch diesen neuen Zielen nicht mehr mit Erfolg dienen können. Die madjarische Nation wünscht es heiß, daß ihre Gastvölker endlich das volle Heimatsrecht hier erwerben, daß sie sich ihr assimilieren. Ich will also durchaus nicht sagen, daß diese Klasse nichts gelernt hat, Gott bewahre; ich bin nur der Meinung, daß sie keine genügende Reife in der Staatssprache bewiesen hat. Damit schließe ich meinerseits diese Prüfung."

Digitized by Google

Bleich, am ganzen Körper bebend, ſtand Heckmüller im Mittelgang ſeiner Klaſſe, und alle Augen waren auf ihn gerichtet. Er war keines Wortes mächtig und ſah nur wie durch einen Schleier, daß die Eltern und die anderen Gäſte der Prüfung jetzt die Kinder beſchenkten, wie es die Sitte erheiſchte. Bei denen, die die beſten Antworten gegeben hatten, regnete es Zehn- und Zwanzighellermünzen. Selbſt Kronen gab es. Beſonders der Fülöp hatte die Fauſt voll Geld. Jeder zeichnete ihn aus.

Indes plauderte der Herr Schulinſpektor mit den Gemeindevertretern, dem Pfarrer und dem Kaplan. Und Heckmüller ſah, daß von ihm die Rede war ... Hatte der Mann dort nicht wieder von den „Gaſtvölkern" Ungarns geſprochen und von Aſſimilierung? Irgendeine Antwort ſollte man ihm doch geben. Und als jetzt eine kleine Pauſe eintrat in dem Geſurre, faßte Heckmüller raſch einen Entſchluß. Er wußte, es war vielleicht die letzte Handlung, die er in dieſer Schule unternahm. Nun denn — ſo ſollte ſie es ſein.

Er hob beide Arme hoch, und die Klaſſe verſtummte. „Kinder, das Schwabenlied. Vierte Strophe," ſprach er.

Und ſchmetternd erhoben ſich die Knabenſtimmen:

„Wer mag den Schwaben fremd in Ungarn ſchelten?
Hier ſaß vor ihm der Türke, der Tatar.
Er will als Herr auf ſeiner Scholle gelten,
Iſt Bürger hier und nicht dein Gaſt, Madjar!"

Sprachlos ſchaute der Schulinſpektor den Pfarrer an, und auch dieſer war höchlich betroffen. Nur der Kaplan Petrovics lächelte dämoniſch.

Digitized by Google

„Er hat geblutet in Prinz Eugens Heeren,
Vertrieb den Feind, der hier im Land gehaust.
Dein eigner König rief ihn einst in Ehren:
„Pflüg' mir den Boden, wackre Schwabenfaust!"

Aus einer Wüste ward ein blühend Eden,
Aus Sümpfen hob sich eine neue Welt.
Von diesem Land laßt deutsch und treu uns reden,
Verachten den, der's nicht in Ehren hält.

Und mit einem Ruck erhoben sich jetzt die Buben zur letzten Strophe, die sie feierlich wie ein Kirchenlied vortrugen:

„O Heimat, deutschen Schweißes stolze Blüte,
Du Zeugin mancher herben Väternot —
Wir segnen dich, auf daß dich Gott behüte,
Wir stehn getreu zu dir in Not und Tod."

Ein Andachtsschauer war den Versammelten, die alle das Lied zum erstenmal gehört hatten, durch die Adern gelaufen.

Der Schulinspektor aber schrie jetzt auf wie ein Rasender, und seine Stimme kippte um: „Das ist Ihre Schule! Das treiben Sie hier! Herr Oberlehrer — ich suspendiere Sie vom Dienste!"

Eine große, peinliche Pause.

Man erwartete, daß der so jäh seines Amtes entsetzte Oberlehrer, der diese Schule dreißig Jahre lang geleitet hatte, etwas erwidere. Er tat es nicht. Ihm war so eigen ... Als hörte er ein fernes, wunderschönes Glockengeläute ... So war ihm schon während des Gesanges ... Ja, in diesen Knabenstimmen läuteten sie, und immer lauter und heller werden sie erklingen, die Glocken der deutschen Heimat.

Digitized by Google

Und während Heckmüller so träumte, trat der Kaplan vor seine Klasse und machte mit großer Gebärde das Zeichen des Kreuzes für das Schlußgebet — das madjarische Vaterunser.

* * *

Nikolaus Heckmüller fühlte sich nur als einen bescheidenen Mitarbeiter an der nationalen Erweckung seines Volkes, und er besaß nicht die Veranlagung zu einem Märtyrer. Er sah ein, daß er, so wie hundert andere alte Schulleiter, der neuen Lehrergeneration weichen mußte. Die Janitscharen rückten vor, da gab es keinen Widerstand. Die Ungläubigen müssen durch Ungläubige vernichtet werden, heißt es im Koran; die Deutschen müssen durch ihre übergelaufenen Söhne madjarisiert werden, lautet ein ungeschriebenes Gesetz dieses Landes.

Um zu kämpfen, war er zu alt geworden. Aber ganz unterkriegen sollten sie ihn doch nicht. Er wird noch manches anregen und ausführen können in der Gemeinde, wenn er im Ruhestand ist. Dann erst recht. Nur sein Altenteil soll man ihm lassen — die Seidenzucht. Ohne die würde er sich sehr arm vorkommen und einsam.

Und die Gemeinde wirkte dahin, daß ihm die Oberaufsicht, die er seit Jahren in Karlsdorf und Umgebung über die Seidenzucht führte, verblieb. Der Haffnerslippl aber lächelte zu alledem. Er hatte eine bessere Stelle für seinen Gevatter, den Oberlehrer. Übers Jahr wird er Konviktsdirektor in Szegedin sein. Und die Frau Rosa wird die Mutter aller schwäbischen Knaben sein. Da wird dann keiner mehr heimkommen wie sein Bub ...

Digitized by Google

Heckmüllers gutes Verhältnis zum Pfarrhause war in diesen Tagen auch getrübt worden. Nicht ein Wort der Verteidigung fand der Pfarrer für ihn vor dem Schulinspektor. Er schwieg, obwohl er im vorhinein wußte, daß diese Prüfung die letzte war, die er abhalten durfte. Heckmüller konnte dies nur auf den bösen Einfluß des neuen Kaplans zurückführen und auf die von ihm selbst entfachte Bewegung zugunsten der deutschen Namen. Sei's drum! Davon wollte er auch künftig nicht lassen. Bis an sein Lebensende wird er Buße tun für seinen verlorenen Gyuri. Noch wußte niemand im Dorfe, daß er, der alte „Pangermane", der Vater eines Sohnes war, der sich György Molnár nannte. Vieles hätten seine Gegner ihm verziehen, wenn er das einbekannt haben würde. Aber er schämte sich. Und sein Schwabenlied hätten sie ihm ja doch nicht vergeben.

Während Heckmüller in seinem Garten noch ein paar wilde Setzlinge veredelte und sich an dem Gedanken ironisch ergötzte, wie diese Äpfel und Birnen einst den Kindern des Halmos schmecken würden, kam eilig Frau Rosa aus dem Hause herbei. Auch sie trug die Schicksalswendung nicht ohne Humor. Ein paar Jahre früher oder später — was lag daran? Es kam nur etwas plötzlich, und man war noch nicht im reinen darüber, ob man den Rest seiner Tage hier im Dorfe oder vielleicht doch in einer kleinen Stadt verleben sollte. Um Heckmüller zu dem letzten Plan zu bekehren, hätte sie mehr Zeit gebraucht.

Aber nicht solche Gedanken beschäftigten sie in diesem Augenblick. Es brannte ihr etwas ganz anderes auf der

Digitized by Google

Zunge, und sie warf zuerst einen Blick nach dem Pfarrgarten, ehe sie redete. Dort war es ganz still. Als ob gar nicht Frühling wäre und die Welt von Jubelgesängen widerhallte. Mit rotem Kopf wandelte der Pfarrer auf und nieder, seine Pfeife schien kalt geworden zu sein, und er disputierte im stillen mit sich selbst. Man merkte es an den Gebärden, die er ab und zu von sich schlenkerte. Focht auch er einen Kampf aus in der eigenen Brust, bei dem ihm niemand helfen konnte?

Frau Rosa brachte die Nachricht, daß morgen der Tag wäre, an dem die Juliska in Temesvar die Bühne betrete. Alle Herrischen des Dorfes fuhren hin, und sie wäre für ihr Leben gern mit dabei gewesen.

Ob er denn nichts gemerkt hätte da drüben? Vor einer Stunde wäre der berühmte Schauspieler Pálkay Vidor dagewesen, den Pfarrer einzuladen. Beim Jellinek hat man es ihr erzählt. Herr Pálkay habe aber sehr unzufrieden ausgesehen, als er wieder fortfuhr.

Heckmüller hatte nichts gesehen und nichts gehört. War ihm auch höchst gleichgültig. „Ärgert sich der Pfarrer? Kränkt er sich?" fragte er und schielte über den Zaun. Seine Vermutung schien sich zu bestätigen. „Um so besser!"

„Du bist ein guter Nachbar," lächelte Frau Rosa.

„Wird ihn sehr viel Geld kosten, die Geschichte," brummte Heckmüller. „Vergönn' ich ihm auch. Und das Mädel wird durchfallen. Wo soll denn auf einmal die große Kunst herkommen?"

„Da täte sie mir aber sehr, sehr leid," sprach Frau Rosa.

Digitized by Google

„Wirklich?“ Er sah seine „Alte“ zärtlich an. „Na, dann soll sie triumphieren. Ich hab' nichts gegen sie. Sie ist ja unschuldig an den vielen Steinen, die uns von da drüben in den Garten geworfen worden sind.“

XXII.

Über Nacht war ein schauerlicher Wettersturz gekommen. Der Sturm heulte, und es goß in Strömen. Dick und schwer hingen die Regenwolken herab in die Donauniederungen, und die Wetterkenner des Dorfes meinten, heute wäre ein Lostag, und nun müßte es vierzig Tage regnen.

Es war schwer für die Herrischen von Karlsdorf, trocken bis zur Bahnstation zu kommen; denn geschlossene Wagen gab es nicht. Aber sie ließen sich durch nichts zurückhalten, sie mußten sämtlich dabei sein, wenn die Pfarrersjuliska im Theater spielte. Sie selbst, die Heldin dieses Tages, war schon seit einer Woche nicht mehr heimgekommen, und die blasse, blonde Frau v. Gergely, die immer so vergrämt aussah, auch. Auf Wunsch der Klarinéni hatte sie sich jetzt ganz und gar in Juliskas Dienste begeben, obwohl sie daheim eine Stube voll kleiner Kinder hatte. Sie mußte sich die Klarinéni warm halten, und sie gedachte, die gute Stimmung nach dem erfolgreichen Debut für sich auszunützen. Sie hatte einen großen Schmerz, den sie heimlich trug, eine Sorge, die ihr nur ein gütiges Eingreifen der Juliska vielleicht mildern konnte. Aber dazu war es noch zu früh. Es mußte der große Augenblick abgewartet werden.

Pálkay Vidor sah seine Pläne mit Juliska nach

Digitized by Google

allen Richtungen durchkreuzt. Er hatte das Mädel für die Bühne ausgebildet so gut er konnte, hatte einen Winter auf Kosten der Klarinéni gelebt und sich mit dem Schein des Eroberers umgeben bei den Kollegen und in den Kreisen, die dem Theaterklatsch nahestanden, aber weiter gekommen war er nicht. Ein anderer hatte die Phantasie des Mädchens in Brand gesetzt, und neben diesem war er nichts, war er nur ein fahrender Komödiant. Er beizte ihren Charakter durch seine Finessen vielleicht nur für diesen Rittmeister.

Und auch der geschäftliche Plan mit ihr wurde ihm vereitelt. Der Direktor und der Regisseur stürzten sich auf die schöne Beute. Ein sicheres ausverkauftes Haus sollte der Direktor ihm überlassen? Er möge sich zum Benefize wählen, was gut und teuer wäre, aber diese sichere Einnahme, die einzig sichere der Saison, gab der Direktor nicht her. Pálkay hatte nicht nur auf die Einnahme, sondern auch auf den Preis, den die Mutter für dieses Debüt zahlen würde, gerechnet. Nach diesem aber lechzte jetzt der Regisseur, der die Rolle mit Juliska angeblich „umstudieren" mußte.

Pálkay Vidor wütete. „Bande! Bande!" rief er ein über das andere Mal. „Neidische Bande!" Er wollte die Rolle des Principalli zurückschicken, wollte fort, eine kleine Direktion eröffnen mit einem wahrhaft nationalen Programm. Aber Juliska besänftigte ihn, und er ließ sich gerne zähmen, denn er wußte, daß hinter ihm ein Jüngerer stand, der auf die Rolle wartete, und zur Direktion fehlte ihm außer dem guten Willen alles. Juliska versprach, ihn reichlich zu entschädigen, wenn er

Digitized by Google

ſich der Aufgabe unterziehen wollte, ihren Bácſi perſönlich einzuladen zu dieſer Vorſtellung und den biederen Landpfarrer umzuſtimmen. Tauſend Kronen wären ihr dafür nicht zu viel.

Und ihr ſtolzer Principalli ging darauf ein. Er fuhr nach Karlsdorf, küßte der Klarinéni dreimal im Vorzimmer die Hand, als er kam, und dreimal, als er wieder ging.

Es beliebte dem Herrn Pfarrer, ihn zu empfangen und anzuhören. Und es entſpann ſich das folgende Geſpräch:

„Ich komme, Hochwürden, Ihnen die untertänigſte Einladung der ungariſchen Schauſpieler von Temesvar zu unterbreiten zu dem Debüt einer genialen jungen Künſtlerin."

„Sie alſo haben meiner Nichte den Kopf verdreht?" ſagte unfreundlich und barſch Pfarrer Horvat.

„Hochwürden belieben falſch unterrichtet zu ſein. Das Köpfchen war ſchon in Preßburg verdreht, wo ich auch die erſten Helden und Liebhaber ſpielte wie in Temesvar."

„Und Sie glauben, daß ich meinen Segen geben werde zu einer ſo faulen Sache?"

„Das gnädige Fräulein iſt, belieben mir das zu glauben, Hochwürden, ein großes Talent."

„Na ja. Und was weiter?"

„Sie gehört der Kunſt. Sie wird einmal ein Stern unſerer Truppe werden."

„Ein Provinzhuſar, was?"

„Hochwürden belieben ſolche Ausdrücke auch zu kennen?" ſprach Pálkay mit verlegenem Lächeln. „Das iſt leerer Spott. Die Nation iſt überall, nicht nur in der

Digitized by Google

Hauptstadt. Und das gnädige Fräulein ist eine große Patriotin."

„Wann werden Sie übergehen zur deutschen Bühne?" fragte Horvat brüsk.

„Ich? Hochwürden belieben zu scherzen. Niemals! Erstens kann ich gar nicht Deutsch —"

Lachend rief der Pfarrer: „Die anderen Gründe schenke ich Ihnen!"

„Nicht nur deshalb," verteidigte sich Pálkay, „auch wenn ich so gut Deutsch könnte wie der Goethe, belieben mir das zu glauben, würde ich ein Madjare bleiben. Es gibt viel zu tun in diesem Lande; wir müssen erobern, was noch nicht uns gehört. Belieben zu wissen, Hochwürden, daß in Preßburg jeder ungarische Direktor zugrunde geht und nur durch Subvention vom Staat gehalten wird? Daß es in Temesvar ganz genau so ist und wir das Publikum nur durch Aushungerung zu den ungarischen Vorstellungen gebracht haben? Wir müssen auf unserem Posten bleiben, denn kommt auch nur die kleinste deutsche Truppe, sind wir verloren. Eine Ehre ist es heute, ungarischer Schauspieler zu sein, denn wir dienen der Nation. Darum sorgt für uns schließlich auch der Staat. Wir stehen in seinem Dienste, so wie die Herren Beamten und die Herren Pfarrer."

Pálkay Vidor hatte sich in die Hitze geredet, und Pfarrer Horvat sah ihn nicht unfreundlich an. Aber er schwieg und dachte nach. Das klang doch wieder ganz anders. Am Ende war es doch zulässig . . .

„Sie sind also mit Begeisterung bei Ihrem Beruf?" fragte er.

Digitized by Google

„Ja!“ rief Pálkay.

„Und Sie glauben, daß unſer Theater eine edle Miſſion hat?“

»Bizony Isten!« [1]) rief Pálkay, „die hat es, aber es erfüllt ſie zur Zeit niemand. Selten, ſelten kommt ein gutes Stück, ein ungariſches Werk. Die ausländiſche Operette hat alles totgemacht. Im Schauſpiel gibt es nur noch franzöſiſche Frechheiten und dumme deutſche Stücke, Wiener und Berliner Ware. Wir können nur die ungariſche Sprache verbreiten mit dem Theater, nicht auch die ungariſche Kultur. Aber das muß anders werden. Belieben mir zwanzigtauſend Kronen zu leihen, Hochwürden, und ich gründe eine nationale Truppe mit Juliska v. Kerpely als Stern. Wir ziehen von Stadt zu Stadt —“

„Ah, bah!“ rief Horvat unwillig dazwiſchen, „das mögen Zigeuner tun, nicht aber meine Nichte!“

Er hatte ſich erhoben, und auch Pálkay ſtand betroffen auf.

„Ich danke für Ihren Beſuch und Ihre freundliche Einladung, Herr Pálkay, aber Sie haben mich nicht überzeugt. Morgen mag das Mädel ſpielen, weil ich es nicht verhindern kann, dann aber werde ich meine Entſcheidung treffen.“

„Hochwürden belieben alſo nicht zu kommen?“

„Bedaure!“

So war auch die Fahrt Pálkays nach Karlsdorf ohne Ergebnis geblieben für Juliska. Und die Klarinéni

---

[1]) Wahrlich, bei Gott!

hatte noch gerötete Augen, als sie zur Vorstellung kam, eine solche Szene gab es beim Abschied. Der Bácsi war unerbittlich. Seine Gründe hatten sich erschöpft in hundert Disputen, und sie verdichteten sich zuletzt in dem einen Satz: Ich will es nicht!

In hellen Scharen war die Intelligenz der Umgebung nach Temesvar geströmt; lauter halbmadjarisierte, schwäbische Elemente, die sich in Gesellschaft der Leithammel, die den Ton angaben, nie getrauten, ein deutsches Wort zu reden. Warum eigentlich? Weil sie ein reines Hochdeutsch nicht beherrschten und sich des Dialektes schämten. Es galt besonders bei den Damen für ordinär, die sonnige schwäbische Mundart zu reden. Madjarisch war feiner. Fuhr man in einem Wagen dritter Klasse, wo die Leute ihre Billette bezahlt hatten, glaubte man durch den Schwarzwald zu reisen, so lieb, so heiter schwäbelte dort jedermann; kam man in ein Abteil der Frei- und Regiekarten, fühlte man sich in den Bakonyerwald versetzt.

Aber dieses Publikum erhielt heute nur noch mindere Plätze im Theater, denn es war voll. Der Direktor hatte sich nicht getäuscht: die Garnison, das Komitat, die Damen aller Industriellen und selbst viele Amtsbrüder des Pfarrers Horvat aus dem Temesvarer Seminar beeilten sich, die besten Plätze zu nehmen. Das Piaristengymnasium hatte sich alle Stehplätze erobert, denn der studierenden Jugend wurde um der madjarischen Sprache willen das Theater gänzlich freigegeben. Kein pädagogisches, kein sittliches Bedenken kam auf neben dem einen Bestreben, der Jugend dieser immer noch deutschen

Digitized by Google

Stadt Gelegenheit zu bieten, reines Madjarisch zu hören. Die französischen Bordellkomödien des Berliner Residenztheaters und des Josephstädtischen in Wien finden rasch den Weg nach Ofen-Pest, und von dort vergiften sie das ganze Land. Was in Weltstädten als ein Ventil wirkt für den hoch aufgespeicherten Lebensdrang müßiger Menschen, was dort als das Ungewöhnliche, als Spezialität gepflegt wird neben dem bürgerlichen Familientheater, als Zuflucht der Reichsten und Freiesten — diese Lebemänner- und Maitressenliteratur wird in der fernen Provinz als das Neueste und Modernste feilgeboten, und es schlägt alles Bessere tot. So bereitet sich allerorten die seltsame Wandlung vor, daß die Provinz verderbter erscheint als die Großstadt. Stücke, von deren Existenz die Großstadtfamilie, die bürgerliche Großstadtjugend kaum eine Ahnung hat, bilden in fernen kleinen Städten den Hauptreiz des Schauspiels, sind dort das tägliche Brot des Theaters — weil man, indem man sie besucht, die Mode der Hauptstadt mit zu machen glaubt.

„Monna Vanna" war eine gute Wahl des Herrn Pálkay für Juliska, denn das Stück war diesem Publikum seinem Rufe nach sehr wohl bekannt — man kam nicht, um eine Dichtung Maeterlinks zu sehen, man kam zu einem pikanten Erlebnis, zu einer Sensation. Das Haus schien geladen mit Elektrizität. Wer kannte sie nicht, die hübsche, kokette Juliska, die ständige Logenbesucherin aller Schauspielvorstellungen dieses Winters; Juliska war die auffälligste Straßenfigur der Stadt, die so viel Pariserisches an sich hatte wie kein anderes weibliches Wesen, das man zu sehen bekam.

Digitized by Google

Wie wird ſie beſtehen neben ihrem Freund, dem Pálkay Vidor? Freund? Viele deuteten mit Fingern nach den zwei Logen der Ulanenoffiziere von Joſefsfeld. Dort ſaß der eigentliche „Freund", der feſche blonde Rittmeiſter, Graf Ruppert galt als ſolcher.

Und ſie beſtand. Ihre feine Figur, ihr ſprühendes Auge, der Wohllaut ihrer Stimme und ihre beiſpielloſe Sicherheit nahmen den Zuſchauer ſogleich gefangen. Es ging ein Rauſchen durch den Saal, als ſie erſchien; jeder glaubte zu ſeinem Nachbar ſagen zu müſſen: „Das iſt ſie!" Und jeder zweite raſchelte mit ſeinem Zettel, ſuchte dort ihren Namen. Ja, ſie war es. Und ſie fühlte ſich ſo ſeltſam ſicher. Ihre kühle Natur beherrſchte die Lage vollkommen, ſie gebot ihren Nerven Schweigen, und ſie ſchwiegen; ſie wollte kein Lampenfieber haben, und ſie hatte keines. Nur der erſte Blick in den vollen dunklen Saal erſchien ihr wie der Blick in einen gähnenden Abgrund; ihr war einen Augenblick, als griffe ihr eine unſichtbare Hand an die Kehle. Aber als das erſte Wort in den Zuſchauerraum flog, fühlte ſie ſich wie ein Fiſch, der bisher nur in feuchtem Uferſand gelegen und jetzt auf einmal in ſein eigentliches Element geraten war, ins Waſſer. So wohl war ihr und ſo friſch zumute.

Heidi! Das ging ja herrlich. Sie fühlte, daß ſie den berühmten Rapport mit dem Publikum raſch gewonnen hatte. Und als ſie in der großen Szene mit dem Kondottiere, ganz ſo wie es der Gewaltmenſch gefordert, nur mit einem Mantel bekleidet, in ſeinem Lager, ſeinem Zelt erſchien, da ging es wie atembeklemmende Senſation durch das Haus. Der roſafarbene Plüſch-

Digitized by Google

mantel war von königlicher Pracht. Ob er wirklich aus Paris gekommen, wie die geschwätzigen Lokalblätter erzählten, fragten sich die Frauen. „Und hat sie wirklich sonst nichts an?“ die Männer. Der Sieg ihres Liebreizes und ihres Mutes über den Gewaltigen, der vor ihr geschmeidig, weich und zartfühlend wird wie ein lyrischer Jüngling, war auch der Höhepunkt ihres Erfolges. Es gab Blumen und Kränze die Fülle. Darunter ein Riesenrad aus Lorbeer, mit einer Brillantbroche an den Schleifen. „Vom Grafen!“ flüsterten einzelne.

Und war es denn ein Erfolg? Konnte sie denn etwas? Die Beteiligten behaupteten es. Pálkay Vidor, der Regisseur und der Direktor umringten sie, nachdem sie zehn Hervorrufen Folge geleistet hatte, und schüttelten ihr die Hände. Es sei großartig gewesen. Eine ruhmvolle Zukunft stünde ihr bevor. Nur drei Jahre, meinte der Direktor, möge sie in seiner Schule bleiben, dann sei ihr das Nationaltheater gewiß. Alle, die dort in ersten Stellungen seien, wären einmal bei ihm gewesen. Er erwarte sie morgen früh zum Vertragsabschluß.

Die Mutter kam weinend vor Glückseligkeit. Aus Dankbarkeit umarmte sie aber zuerst den stattlichen Helden, den Pálkay, und dann erst ihr Kind. Und auch der Graf wurde vom Inspizienten gemeldet. Sie ließ ihn nicht in ihre Garderobe, streckte nur den nackten Arm zur Tür heraus und drückte ihm dankbar die Hand für seine kostbare Gabe. Er küßte aber nicht diese kleine Hand, sondern ihren runden vollen Oberarm, und es durchzuckte sie heiß hinter der Tür, als sie seinen unvermuteten Kuß fühlte.

Digitized by Google

„Habe ich Ihnen wirklich gefallen? Im Ernſt?“ hatte ſie gefragt. Jetzt aber zog ſie raſch ihren Arm zurück und klappte die Tür zu.

„Entzückend!“ klang es gedämpft zu ihr.

„Laſſen Sie uns nicht vergebens warten, Gnädigſte! Bitte, bitte zum „Kronprinzen!“ Man wird ſie feiern dort!“

„Ich bin böſe!“ rief ſie von innen.

„Hahaha! Sie kommen? — Sie kommen?“

„Aber ja!“ rief ſie endlich, und er ging.

Pálkay Vidor aber, deſſen Garderobe in der Nähe lag, hatte jedes Wort gehört. Er war bleich vor Zorn. Sie wollte ihm heute entwiſchen? Seine Erntezeit war nun wohl vorüber, das ſah er ein; aber die gute Stimmung mußte ausgenützt werden zu einer ergiebigen Abfertigung. Tauſend Kronen hatte er gut bei ihr, ebenſo viel mußte aus der Klariné noch herauszupreſſen ſein ... Vielleicht auch mehr ... Und dann ließ ſich vielleicht doch wieder mit der Rozſika etwas machen. Der Sommer kam, man konnte die kleinen Badeorte mit Gaſtſpielen abgraſen und etwas verdienen, den Grundſtein legen zu einer künftigen Direktion ...

„Pfutſch, pfutſch, pfutſch!“ ſprach er im Tone des grimmigſten Fluches und dachte dabei an Juliska und all ſeine an ſie geknüpften Hoffnungen. Seitdem der Graf ſich ihr immer mehr und mehr genähert hatte und die Hyänen des Theaters den Braten auch rochen, war ſein Rechenexempel in Verwirrung geraten, der heutige Erfolg aber hatte es vollends zerſtört. Und war es denn ein Erfolg? fragte er ſich. Kam ſie überhaupt in Be-

Digitized by Google

tracht neben seinem Prinzivalli? „Ein gescheites Mädel. Sehr routiniert. Gebildeter als sonst unsere Gauklerinnen sind — aber kalt, ohne den rechten Funken des Genies.“ So taxierte er sie im stillen. „Vielleicht“ — sagte er sich — „wenn sie einmal ein Weib geworden, etwas erlebt hat und steinunglücklich ist — vielleicht kommt es dann über sie. Ein Schauspielerin, die noch nichts durchgemacht hat, ist eine klingende Schelle.“

Er hatte sich abgeschminkt und ging zur Garderobe der Juliska. Nur fragen wollte er, ob es bei der Verabredung für heute bleibe, und ob sie seiner vielleicht bedürfe.

„Gehen Sie nur mit Mama und Frau von Gergely voraus, ich komme,“ sagte sie hinter der Tür. „Mama kommt gleich!“

Er wartete gehorsam, die Tür öffnete sich, und die Klarinéni erschien. Galant bot er ihr den Arm und geleitete sie in das Hotel.

* * *

Am nächsten Mittag erschien Juliska mit müden, ounkelumränderten Augen in Begleitung der Mutter in der Kanzlei des Direktors. Ihr Vertrag war schon vorbereitet. Ihn wirklich abzuschließen, fiel ihr nicht ein; sie wollte nur sehen, was man ihr bot und hätte solch ein Dokument gerne dem Bácsi gebracht. Gab es einen besseren Beweis für ihr Talent? Ihren Erfolg?

Pálkay Vidor hatte der Mama gestern abend allerlei gute Winke gegeben für diesen Fall. Zeit hatte er dazu, denn er saß mit der Klarinéni und der Frau Gergely

Digitized by Google

allein, Juliska war nicht gekommen. Sie hatte in ihrer Garderobe große Toilette gemacht, und als sie in das Hotel eintrat, nahm sie ein Leutnant in Empfang und geleitete sie in den ersten Stock hinauf. Dort wartete ihrer ein Festmahl im Kreise der Ulanen aus Josefsfeld. Und Graf Ruppert machte den Hausherrn.

Juliska, die die Broche des Grafen trug, fühlte sich geschmeichelt. An ihre Mutter und ihren sonstigen Anhang dachte sie keinen Augenblick, die mochten warten. Sie war jetzt eine selbständige Persönlichkeit, eine Künstlerin. Wer konnte ihr etwas anhaben? Mit dem Grafen allein hätte sie vielleicht nicht soupiert, mit seinem ganzen Regiment — warum nicht?

Und sie blieb bis Mitternacht in dem fröhlichen Kreis, die Herren hatten um ½1 Uhr nachts ihren letzten Zug, der sie heimbrachte. Man huldigte ihr in berauschender Weise. Und der Graf sprach ein großes Wort aus — sie wäre zu gut für Verhältnisse, wie sie hier herrschten; sie müßte fort, nach Wien, nach Berlin — zur deutschen Kunst!

Man wurde lustig, der Champagner stieg, und Juliska sang ein paar Lieder der Yvette Gilbert. Die Herren rasten. Da läge ihr Talent, das sei ihre Zukunft, meinten sie alle. Und einer der Herren wollte sie sogleich an die Palmay Ilka nach Wien empfehlen. Oder an die Küry Clara, die jetzt in Berlin, oder an die Fedak Sari, die in Dresden sei. Alle großen ungarischen Künstlerinnen, sagte man ihr, gingen zuletzt immer zur deutschen Bühne. Aber der Gedanke käme ihnen stets etwas spät ... Warum sollte sie nicht gleich, so jung und

Digitized by Google

frisch, wie sie jetzt sei, dasselbe tun? Sie würde Sensation machen.

Ihr wirbelte der Kopf, als sie nach Mitternacht ihre Mutter und die Frau von Gergely im Speisesaal noch aufsuchte. Alle aus Karlsdorf wären hier gewesen, seien aber schon fort zur Bahn. Und auch Herr Pálkay habe sich soeben zurückgezogen. Er sei recht ärgerlich gewesen, daß sie gar nicht kam.

Was lag ihr daran! Sie war ganz trunken von Glücksgefühlen und wäre in dieser Nacht am liebsten gar nicht schlafen gegangen. Es schien ihr so banal, daß sie sich heute wie an jedem anderen Tage in ein Hotelbett legen sollte. Ihr war, als müßte heute noch etwas geschehen, etwas ganz besonderes sich ereignen.

Aber man ging zuletzt doch. Die Mutter war müde.

Juliska berührte es so seltsam, daß sie heute allein war, daß kein Mann bei ihr ausgeharrt hatte bis zuletzt. Mußte denn alles heim? Ist denn dieser Tag wie ein anderer? Auch der Graf mußte heute fort? Blieb doch sonst so oft und fuhr erst am nächsten Tag — mit ihr. Seltsam!

Die drei Damen gingen die teppichbelegte Treppe hinauf, sie waren so ziemlich die letzten Gäste des Hauses, die sich zur Ruhe begaben.

Da hörten sie drunten beim Eingangstor eine laute Stimme; ein eiliger Offizier, dessen Säbel man scheppern hörte, fragte den Portier barsch:

„Kann ich mein Zimmer noch haben?" Und er fügte hinzu: „Zug versäumt bei dem Hundewetter!"

Juliska zuckte zusammen. Der Graf!

Digitized by Google

„Bitte ſehr, Euer Gnaden. Das Zimmer iſt frei," ſagte der Portier.

Und der Rittmeiſter kam auch ſchon die Treppe herauf.

Juliska hatte unwillkürlich gezögert, ließ ihre Begleitung vorausgehen, und es gab eine verwunderte Begrüßung. Der Graf war noch zurückgeblieben im Hotel als alles aufbrach, um die Rechnung zu begleichen, erhielt dann einen Wagen mit ſchlechten Pferden, die in dem troſtloſen Wetter nicht gehen wollten, und verſäumte ſeinen Zug.

So war er wieder da. Und während der Hausdiener lief, um ſein Zimmer zu beleuchten und in Ordnung zu bringen, promenierten Juliska und der Graf, leiſe plaudernd, in dem Vorſaal auf und nieder.

Ihr war ſo wunderlich wohl in ſeiner Nähe wie nie. So endigte der Tag alſo doch nicht ganz banal, ſo blieb ihr doch einer von all den Schmeichlern, und ſie konnte den Kelch bis auf die Neige leeren. Er bat ſie ſo dringend, noch zu bleiben. Er habe ja eigentlich kein Wort allein mit ihr ſprechen können den ganzen Abend. Und als ſie zögerte und verweilte, legte er ihren Arm in den ſeinen und führte ſie zu dem Rundſofa.

„Mutter!" rief ſie, „wir plauſchen hier noch ein biſſerl!"

Dieſe winkte den beiden müde zu und ſagte: „Nicht zu lang!"

Und Juliska antwortete: „Nur noch zwei Zigaretten!"

Die Frau von Gergely war ſchon im Zimmer verſchwunden, um Licht zu machen, und die Klarinéni folgte

Digitized by Google

ihr. Sie ſchliefen zuſammen. Juliska aber hatte nebenan ihr Zimmer allein, ſie ſchlief nie mit ihren Begleiterinnen.

Wie die Schneekönige freuten ſich die beiden Menſchenkinder, daß ſie nun doch noch zuſammengekommen waren. Aber ſie mußten leiſe plaudern, denn ringsum mündeten Türen in dieſen Raum, hinter denen Menſchen ſchliefen. Juliska nahm eine Zigarette nach der anderen aus der goldenen Tabatiere des Grafen, es wurden ihrer viel mehr als zwei. Sie war ſo glücklich, ſo ſelig. Nach all der Nervenſpannung der letzten Tage fühlte ſie ein wohliges Erſchlaffen in ſich, ein ſo angenehmes Müdeſein. Und als der Graf, der ſchon ſo lange aus der Ferne um ſie warb, und der ihr immer näher und näher gekommen war, ſie jetzt ganz zart auf den Mund küßte, widerſtrebte ſie nicht. Alles in ihr kam ihm heute entgegen. Die Empfindung, daß ſie heute noch etwas ganz Beſonderes erleben müſſe, war nur geſteigert worden bei ſeinem unvermuteten Erſcheinen, und ſie ſaß jetzt, ſanft an ihn geſchmiegt, hinter dem ſchützenden Kegel des Rundſofas und ließ ſich küſſen. Dabei ſchloß ſie die Augen.

Als ſie ſie wieder öffnete, war es dunkel ringsum. Der Hausdiener, der keine Ahnung hatte, daß da oben noch plaudernde Hausbewohner ſaßen, hatte die letzten Flammen abgedreht ...

Und jetzt ſtand Juliska mit dunkelumränderten Augen dem Direktor gegenüber und hörte zerſtreut zu. Um ſo aufmerkſamer horchte die Klarinéni.

Was denn die Gage ſei, wollte ſie wiſſen.

„Gage? Ein gnädiges Fräulein nimmt doch keine Gage von mir!“ rief der Direktor.

Digitized by Google

Die beiden Damen sahen sich betroffen an und schwiegen.

„Na," sagte der Direktor, „damit das Kind einen Namen hat, setzen wir hundert Kronen pro forma in den Vertrag."

„Damit dürfen wir nicht kommen," sagte die Mutter. „Schreiben Sie dreihundertfünfzig — ich zahle die Differenz aus eigener Tasche."

„Wie?" Der Direktor lachte. „Geben Sie mir das schriftlich?"

„Ganz gewiß. Wissen S', Herr Direktor, der Bácsi will das Mädel durchaus nicht zum Theater lassen. Wenn wir ein bisserl schwindeln, gibt er vielleicht doch nach."

Der Direktor trug lächelnd die Gagenziffer ein und ließ den Vertrag sogleich ins reine schreiben. Er sah Juliska an: „Auf zwei Jahre oder drei — mit steigenden Bezügen?"

Sie erschrak. „Keine Idee!" rief sie. „Für eine Wintersaison!"

Als die Reinschrift kam, fragte der Direktor: „Und wer wird für Sie noch unterschreiben, da Sie minderjährig sind?"

„Der Bácsi!" rief die Mutter. „Der Herr Vormund!" Daß sie selbst gar nicht schreiben konnte, durfte da nicht ans Licht kommen.

„Hier meine Unterschrift," sagte der Direktor. „Bitte um die Ihre."

Juliska unterschrieb mit Vorbehalt der Genehmigung ihres Vormundes. Der Direktor aber begrüßte sie mit einem Handschlag als sein jüngstes Mitglied.

Digitized by Google

Die Frau von Gergely war schon mit dem Gepäck zur Bahn vorausgefahren. Als jetzt Mutter und Tochter im Wagen saßen, um ihr zu folgen, und der Regen auf das Dach niederprasselte wie aus Gießkannen, sprach die Klarinéni: „Sag' mir doch, Juliskám, was du heute Nacht so lange noch zu plaudern gehabt hast mit dem Grafen? Ich war ja schon einmal ausgeschlafen, wie du gekommen bist!"

„Ach," erwidert diese, während sie noch um einen Ton blasser wurde, „er hat mir so viel davon erzählt, wie er sich freue, daß sein Regiment im nächsten Winter nach Wien in Garnison kommt. Und ich sollte doch zur deutschen Bühne gehen."

„Was?" erwiderte die Mutter erschrocken. „Daß du dem Bácsi kein Wort sagst! Der enterbt dich noch!"

XXIII.

Ohne Unterlaß rauschten die Wasser vom Himmel nieder; seit mehr als zwei Wochen regnete es mit nie erlebter Heftigkeit. Auf allen Dachböden lag nasses Getreide, in jedem zweiten Haus wurden die Zimmerdecken bereits feucht, und es begann an den Wänden herunterzunässen; durch die Dorfgassen flossen Bäche, die in alle Keller eindrangen, und man konnte durch keinen Hof mehr waten und über keine Gasse schreiten, ohne sein Schuhwerk zu verlieren. Die Ziegelsteine, die man da und dort gelegt hatte, weichten auf; Bretter schwammen fort oder wurden so tief in den lehmigen Grund getreten, daß der frühere Zustand wieder eintrat. Das Vieh stand in den Ställen und konnte nicht mehr auf die Weide

Digitized by Google

getrieben werden; es fraß das letzte Trockenfutter, das man aufgespart hatte. Hundertfältige Arbeit war zu tun in Feld und Weingarten, es konnte nichts geschehen; man saß daheim und schaute zu den Fenstern hinaus, schaute mit dem beklemmenden Gefühl, Zeuge eines großen Elementarereignisses zu sein, zu dem unerbittlichen Himmel empor.

Auch an den Dämmen konnte nicht gearbeitet werden.

Der Stromingenieur nahm die Regenkatastrophe aber bei weitem nicht so schwer wie die Bevölkerung; er wußte, daß diese örtlichen Wassermengen wohl lästig, aber ungefährlich waren. Sie gingen ab. Weit wichtiger war, zu erfahren, was sich am oberen Lauf der Donau begab. Von dort wurde heißes Wetter gemeldet. Der Neuschnee vom März und April schmolz im Gebirge, alle Flüsse in Österreich und Salzburg traten aus; der Inn, die Enns, die Traun, die March brachten ungeheure Wassermengen in die Donau. Von dorther drohte größere Gefahr als von diesem unbeschreiblich ausdauernden Regen, der jeden Verkehr tötete und das ganze Dorf in einen unbeweglichen Klumpen verwandelte. Dem Gergely schwoll der Kamm ob seiner Wichtigkeit. Die heurige Kampagne mußte ihm den Oberingenieurrang bringen. Denn er hatte gleich nach dem Eisstoß arbeiten lassen, hatte vorgebaut.

Der Klugsbaltzer stimmte seinen Anschauungen aber nicht zu. Was von oben komme, das komme jedes Jahr. Ob das hiesige Gerinne der Donau noch etwas aufnehmen könne, ob die Erde hier nicht schon übersättigt sei mit Wasser, das sei wohl ebenso wichtig. Von den Arbeiten des Vorfrühlings hielt er nichts. Es war zu

Digitized by Google

viel gefrorene Erde dabei! Und er fürchtete überhaupt mehr die träge Theiß, die das Maroschwasser von ganz Siebenbürgen her bringe. Wenn die keine Abnahme finde im Überschwemmungsgebiet, dann werde sie bös. Das wisse er besser.

Und er führte einen neuerlichen einstimmigen Beschluß der Gemeinde herbei in der Dammbaufrage. Er ließ nicht ab von all den praktischen Hinweisen, die ihnen der Banater Amerikaner Georg Trauttmann gegeben hatte. Man mußte zur Selbsthilfe greifen, wenn einen niemand erhöre, wenn man überall nur auf Trägheit oder bösen Willen stoße.

Mit diesem Beschluß in der Tasche fuhr er nach der Komitatsstadt. Aber er ging nicht mehr zum Oberstuhlrichter, er ging zum eigentlichen Chef der Verwaltung, dem Vizegespan. Warum denn der Komitatsausschuß sich mit der Karlsdorfer Angelegenheit nicht befasse, wollte er wissen. Und sollte das dem damaligen Kommissionsprotokoll beigelegte Dammbauprogramm nicht zur Kenntnis des Herrn Vizegespan gelangt sein, was gar nicht unmöglich war, so hatte er ein zweites bei sich. Denn es schien, daß die Zwischenstelle die ihr so unangenehme Angelegenheit gar nicht weitergeleitet habe. Mit seiner Absetzung, die der gereizte Oberstuhlrichter in Aussicht stellte, hatte es auch gute Wege, man hörte nichts davon. Das Amt rührte keinen Finger. Und was er in jenes Protokoll geschrieben, wurde offenbar vertuscht.

Der Vizegespan des Komitates, Herr Géza von Tallianffy, ein braunhaariger, stattlicher Sechziger von gewinnenden Kavaliersformen, empfing den Richter von

Digitized by Google

Karlsdorf augenblicklich. Er hatte kein ganz reines Gewissen dieser Gemeinde gegenüber, und er erwartete schon lange, daß von dorther eine Beschwerde an ihn kommen würde. Er hatte zugestimmt, als ihm seine liebedienerischen Referenten den eigenen Neffen für den Posten eines Stromingenieurs für Karlsdorf vorschlugen. Wäre es nicht sein Neffe gewesen, er hätte es nicht getan. Denn der Posten war zu wichtig. Er war von jeher ein Sprungbrett zum höchsten Avancement in der technischen Branche des Komitats. Der Posten erforderte einen ganzen Mann; Herr von Tallianffy aber wußte nur zu gut, was sein Schwesterſohn wert war. Ihm bangte manchmal, wenn er von Überschwemmungsgefahren aus jener Gegend hörte. Aber siehe, es kam keine Beschwerde, der Bursche hatte Glück. Vielleicht unterschätzte ihn der Oheim. Oder hatte er sich gebessert? War er endlich ein Mann der Pflicht geworden? Es war auch merkwürdig, daß er, der Oheim, seit mehr als Jahresfrist keine brieflichen Lamentationen seiner Frau mehr erhielt. Der Vilmos scheint also auch keine Schulden mehr zu machen. Freilich hatte der Vizegespan sich einmal energisch jede Behelligung verbeten und jede weitere Zahlung abgelehnt. Aber war das im Ernst ein Grund für den Vilmos, nicht wieder zu kommen?

Herr von Tallianffy kam dem Klugsbaltzer denn auch sogleich mit allerlei Fragen entgegen: „Was bringen Sie mir, Herr Richter? Wie sind Sie zufrieden mit meinem Neffen? Was macht Ihre Gemeinde?“

Überrascht und betroffen von diesem bereitwilligen Interesse, wußte der Richter zunächst keine Antwort. Er

schöpfte tief Atem und sammelte seine Gedanken. Dann begann er seinen Bericht. Und der Klugsbaltzer war nach einer Stunde noch immer im Salon des Vizegespans. Dieser wußte von nichts, hörte zum erstenmal von der ganzen Angelegenheit und war nicht wenig verstimmt über all die Einzelheiten, die er da erfuhr. Ja, das waren die Leute, mit denen er arbeiten mußte, von denen das Wohl und Wehe des Volkes abhing. Er gelobte eine strenge Untersuchung und versprach, die Karlsdorfer Sache in die nächste Sitzung des Komitatsausschusses zu bringen, die in drei Wochen stattfinde.

Herr von Tallianffy deutete nach dem Fenster. „Es wird hell. Die Sonne kommt wieder. Na, Gott sei Dank!“ rief er aus. „Aber Sie werden noch schwere Tage haben. Man meldet Stunde für Stunde, daß das Wasser steigt. Da Sie es wünschen, schicke ich Ihnen noch zwei Komitatsingenieure für die nächsten Tage. Und wenn irgendein Konflikt entsteht, rufen Sie nur mich, Herr Richter, ich komme selbst. Ich werde schon Ordnung schaffen. Sagen Sie das, bitte, meinem Herrn Neffen!“

In gehobener Stimmung fuhr der Klugsbaltzer heimwärts. Man war also doch nicht ganz verlassen; es gab doch noch große Herren, die ein Herz hatten für das Volk und ein offenes Ohr für gerechte Klage.

Die Sonne lachte, der Mai mit all seinem Glanz stand vor den Toren, und die Saaten reckten die grünen Hälse lustig aus den nassen Feldern; sie waren noch nicht ertrunken. Wenn das Grundwasser jetzt versickerte, konnte es noch ein gottgesegnetes Jahr geben. Aber das konnte wohl lange nicht versickern, denn die Theiß stieg täglich

Digitized by Google

um einen Fuß und die Donau um zwei. Und von überall her wurden Überflutungen gemeldet; die Donau brachte ganze Holzlager mit, Baumstämme, Hausgeräte, Teile von Schwein- und Schafställen. Zuletzt kamen Betten und Schränke, ja ganze Schindel- und Strohdächer. Eine losgerissene Schiffmühle samt ihren Insassen trieb vorüber in ein sicheres Verderben. Eine Kinderwiege, die vielleicht einen Inhalt gehabt hatte, als sie fortgetragen wurde, schaukelte auf dem lehmigen Wasser zwischen Holzscheiten, leeren Fässern und Hausgeräten jeglicher Art dahin.

So hatte der Klugsbaltzer die Donau schon lange nicht gesehen wie auf dieser Heimfahrt. Sie kündete nur Unheil und Verderben. Und es berührte ihn so eigen, daß er auf der Straße, die nach Karlsdorf hinabführte, fröhliche Buben traf, die nach Maulbeerblättern auszogen. Hier dachte man noch an Seidenzucht? Er war mit Bangen im Herzen heimwärts gefahren, fürchtete, hier schon zu spät zu kommen, und meinte oft, in den Lüften den dumpfen Knall der Karlsdorfer Böller zu vernehmen — und da bliesen sie noch die Schalmei? Eine schwere Last nahm ihm der Anblick dieser Buben vom Herzen.

Und horch — jetzt läuteten daheim die Glocken. So friedlich, so schön; ihn dünkt, er hätte sie nie so gehört. Wie lange werden sie noch klingen? Wie lange noch die Gemeinde aufrufen zum Tagewerk, zur Sammlung und zum Gebet?

Vielleicht sah er doch zu schwarz. Ihn schüttelte noch das Grausen, das er von dem Hochwasser empfangen hatte. Die Zerstörung des Heimatdorfes im Jahre 1830

Digitized by Google

hatte sich nie mehr in jenem Ausmaße wiederholt, obgleich die Wasser von 1868 und 1876 höher waren. Es gab nur immer einzelne Dammbrüche und überflutete Felder. Und man hatte sich sogar 1879 behauptet, als das stolze Szegedin unterging. Warum sollte man heuer verzweifeln? Aber es war doch so seltsam, daß die Hochwasserstände sich stetig in aufsteigender Linie bewegten So weit die Aufzeichnungen zurückreichen — die neueren waren immer höher. Vielleicht reichten sie eben nicht weit genug zurück. Vielleicht waren unsere Vorfahren darin doch zu saumselig. Nicht in das vergängliche Pfarrbuch, an den Hochaltar der Kirche hätten sie ihre Erfahrungen schreiben müssen, meinte der Klugsbalzer.

Ernst, aber nicht ohne ein Gefühl der Zuversicht und Festigkeit war er heimgekehrt. Und er staunte, daß Gergely beim Vizenotär in der Kanzlei saß, Anekdoten erzählte und Zigaretten dampfte, anstatt die Wasserwehr aufzubieten und auf die Strecke hinauszukommandieren, da ja das Wetter so günstig war. Gergely entgegnete, alle Böller seien geladen, die Dammwache wäre verdoppelt worden, und im übrigen verbitte er sich diese Schulmeisterei. Er sei kein Gemeindediener. Noch einen Meter müsse das Wasser steigen, ehe es die Dammkrone erreiche. Einen Meter! Dazu brauche die Donau bei der hiesigen Breite erfahrungsgemäß noch vier bis fünf Tage.

Der Klugsbalzer sah ihm ernst in das erhitzte Gesicht. Dann sprach er trocken: „Der Herr Onkel loßt Ihna sage, er werd selber kumma, Ordnung macha. Derweil schickt er uns far die ärgscht Zeit zwa Komitatsinscheneera."

Digitized by Google

„Was?!“ schrie Gergely wie ein Tobsüchtiger. „Das haben Sie mir angetan? Wozu? Warum?“

Ein dumpfer Ton machte die Fensterscheiben der Gemeindestube klirren. Der Richter eilte zum Fenster und riß es auf. Ein zweiter Böllerschuß knallte, und zur Tür herein kam der Straubmichel gestürzt.

„Die Theiß!“ rief er atemlos, „die Theiß!“ Alle waren einen Augenblick sprachlos.

Nicht: „die Donau!“, nein — „die Theiß!“ hatte er gerufen.

Starr, durchdringend blickte der Richter dem Gergely ins Gesicht. Jeder Blutstropfen schien aus diesem Antlitz gewichen zu sein.

„Unsinn!“ rief der jetzt. „Blinder Alarm!“ und eilte fort.

Es war eine unangesagte, stille Bereitschaft im ganzen Dorfe. Schon nach wenigen Minuten fuhr der Haffnerslippl mit seinem Jörgl zum Tor hinaus. Sie waren die ersten. Und als sie zum Gemeindehaus kamen, winkte ihnen der Richter zu und rief: „G'vatter, nehmt mich mit!“ Es dauerte ihm zu lang, bis seine Leute eingespannt hatten.

Mit Genugtuung blickte die Susi dem Wagen nach. Sie hatte den Torniſter nicht umsonst mit Brot und Speck gepackt, einen Tschuttera[1]) mit Rotwein, einen mit Raki gefüllt schon am frühen Morgen. Ihr schwante längst, daß das kommen müsse. Und auch an warme Pferdedecken für die Nacht hatte sie gedacht und den Männern unter den Sitz gelegt. Dem Vater steckte sie

[1]) Feldflasche.

den „Stagl“ mit Feuerstein und Zunder noch im letzten Augenblick in die Tasche. Was täte der Mann, wenn seine Reibhölzer feucht würden und die Pfeife kein Feuer bekäme? Und auch die Laterne hatte sie diesmal nicht vergessen. Wie hat der Jörgl geflucht im vorigen Jahr, daß er keine mitgehabt. Sie hatte die alte Fettlampe schon gestern mit einem langen Dochte versehen und gefüllt. Die blies der Wind so leicht nicht aus, und sie brannte länger als drei Kerzen. Sie war sich bewußt, nichts Nötiges verabsäumt zu haben, und stolz darauf, daß ihre Männer die ersten waren, die ausfuhren. Die Resi schloß das Tor; sie aber stand, die geschlossenen Fäuste auf die Hüften gestemmt, noch eine Weile draußen und sah dem Wagen nach.

Da fuhr auch der Gergely vorüber, als dritter oder vierter erst. Wie der nach ihr schaute! Wie der sie höflich grüßte. Sie wurde rot, als er sich ein zweites- und drittesmal nach ihr umwendete.

Was wollte „der Gschwuf“ von ihr? Das hatte sie sich schon manchmal gefragt. So grüßte er niemanden im ganzen Dorf. Dem Jörgl durfte sie das gar nicht sagen. Der könnt' sich am Ende noch einmal einen Monat Arrest holen ... Sie sann diesem Gedanken nach, während sie ins Haus zurückging. Und sie erinnerte sich, wie zweimal bei ihr geklopft wurde, als der Jörgl eingesperrt war ... Himmel! Daß ihr das nicht früher aufgefallen, daß sie daran noch nicht gedacht ... Der war's. Nur der! Wer sonst im Dorf könnte sich so etwas unterstehen? Oh, der Lump! Bei ihr Fensterln zu wollen, während ihr Mann wegen ihm ...

Digitized by Google

Sie konnte es doch nicht glauben. So niederträchtig konnte doch ein Mensch nicht sein. Nein, nein, sie wollte es nicht glauben.

Und jetzt rollte Wagen um Wagen zum Dorfe hinaus. Niemand wartete, daß man ihn rief. Die Kleinhäusler und Handwerker, die kein eigenes Fuhrwerk hatten, liefen zum nächsten Bauern, und der nahm sie mit, spannte wohl gar einen zweiten Wagen an, wenn einer nicht reichte, denn für ihn stand mehr auf dem Spiel als für die Leute ohne Ar und Halm.

Kein Haus, dessen Fenster nicht besetzt gewesen wären bei diesem Auszug der Männer und Buben. Auch der Pfarrer war an das Fenster seines Arbeitszimmers getreten, obwohl er sich schon seit einiger Zeit nicht gern zeigte. Seitdem sein Name durch alle Blätter des Landes geschleift wurde, als der „Onkel der Monna Vanna", die einfach durchgegangen sei, weil der gestrenge Herr Pfarrer ihr nicht erlauben wollte, zum Theater zu gehen, seitdem schämte er sich vor seiner Gemeinde. Es waren ihrer ja nicht viele, die die böswillige Notiz „Die durchgegangene Monna Vanna" gelesen hatten; aber alle wußten um die Tatsache, daß Juliska fort war von ihm. Zerrissen hatte er den Vertrag, den sie ihm zur Genehmigung vorgelegt. Und zur Mêre Gilm wollte er die Juliska wieder zurückschicken, damit sie ihr den Kopf zurecht setze. Das versuchen zu wollen, hatte die Äbtissin ihm zugesagt, und ein halbes Jahr sollte das Kind zunächst bei ihr bleiben. Dann sollte er sie wieder sprechen und sehen, welchen Sinnes sie geworden sei.

Da kannte er seine Juliska aber schlecht. Laut auf

Digitized by Google

hat sie gelacht, und anstatt nach Preßburg ging sie einfach nach Wien. Und der Graf soll sie angeblich in Zivil begleitet haben. Die Klarinéni wußte mehr, aber sie redete kein Wort. Sie seufzte sich nur noch durch das Leben, und das war recht still und trübselig geworden in dem Pfarrhaus, in dem einst Pater Istvan und Juliska ein so fröhliches Duett bildeten. Der neue Kaplan war ja auch ein Duckmäuser. Der Schleicher zählte wohl schon die Tage, bis er diese fette Pfarre erhielt. Aber da konnte er lange warten. Das litt die Klarinéni nicht. Sie hielt fest zu Juliska und war dessen sicher, daß es noch viele Tausende kosten würde, bis ihr Mädel reif war für die deutsche Bühne und ein lohnendes Engagement fand. Da hieß es noch ein paar Jahre sparen und wuchern und alles hinunterschlucken. Sie mußte ausharren an der Seite des Tyrannen. Und das von der deutschen Bühne durfte sie nicht einmal andeuten.

Als der Pfarrer noch den letzten Wagen nachblickte, mußte er unwillkürlich an den Jammer denken, den er am Beginn seiner Laufbahn in der Gemeinde erlebte. Hunderte waren verarmt und für Jahre um den Ertrag ihrer verschlammten und versandeten Felder gekommen. Es war heuer so ernst wie nur je . . . Er hätte das Gleiche nicht gern noch einmal erlebt zum Schluß.

Mit hartem, knöchernem Finger pochte es an seine Tür. Und es erschien die hohe, etwas vorgeneigte Gestalt des alten Wichnersepp auf der Schwelle. Er trug die Mütze in der Linken und legte die Rechte auf die Brust. „G'lobt seis Christ, Hochwürde, Herr Pharra," schnarrte er und neigte seinen abgemagerten Kopf, der

Digitized by Google

ſchon mehr einem Totenſchädel glich, als dem eines lebenden Menſchen.

„In Ewigkeit, Amen," antwortete der Pfarrer. „Was bringt Ihr mir, Vater Wichner? Kommt, ſetzt Euch."

„Dank' ſchön, Herr Pharra, 's geiht ſchun noch. Ich hätt' nar a Bitt'. Valleicht die letſcht, bevar m'r halt aa geihn, ſau wie ſe all' gegange ſin."

„Nun, nun, was iſt's denn?"

„Die Kerch' loßt uns ufſchperre, Herr Pharra, mer olta Leut', die nimmei mitkönna zum Damm 'naus, mer wolla beta."

„Das iſt recht, Vater Wichner, daß Ihr an den lieben Gott denkt. Ich werde gleich die Veſperglocke ziehen laſſen und will dann ſelbſt eine Stunde mit Euch beten."

„Dank' ſchön, Hochwürde. 's Gabeet hot Kraft. D'rweil m'r glücklich is, maant mer, 's Beeta wär' a Geplabber[1]); geiht's ſcheps[2]), d'rnoo werd jed's Vaterunſer zu aner Laater[3]), uf der m'r zum lieba Gott nufſteigt. Mer häwa im Johr 1879, wie Szegedin unnergange iſch, 's ärgſcht vun uns weggabet't."

„Ihr ſeid ein frommer Mann, Vater Wichner, ich höre Ihre Stimme immer in der Kirche," ſagte der Pfarrer und verabſchiedete den Greis.

„Wer nimmei zugreife konn, ſoll beta, daß d'r Herrgott die annern ſtärkt," wiederholte er im Vorzimmer zur Klarinéni, „'s Gabeet hot Kraft."

Und alsbald ertönte vom Turm der alten Dorfkirche die Veſperglocke, die ſonſt nur an Sonntagen läutet.

---

[1] Geplapper. [2]) ſchief. [3]) Leiter.

Digitized by Google

XXIV.

Seit Tagen währte der mörderiſche Kampf gegen die Waſſer der Theiß, die ſich in ihrer trägen Fülle ſtill heranwälzten und unabläſſig ausbreiteten. Von der hochgehenden, brüllenden Donau zurückgeſtaut, drückten ſie auf die Dämme und ſtiegen über die Krone.

Die Stromwache hatte das Alarmzeichen ſpät genug gegeben. Schon als man hinauskam, überflutete das Waſſer an mehreren Stellen den Hauptdamm und es zeigten ſich Senkungen und Riſſe gerade dort, wo im März gearbeitet worden war. Das damals noch halbgefrorene Erdreich gab nach, die ungeheueren Regenmengen weichten alles auf. Die Beſamung der neuen Flächen war noch zu jung, das Gras, kaum recht aufgegangen, bot keinen Schutz gegen die Angriffe des Wetters.

Dieſe Lage war kritiſcher als ein kleiner Dammbruch. Mit einem Blick überſahen die Männer, daß nur eine Erhöhung des großen Dammes in ſeiner ganzen Ausdehnung helfen konnte. Gergely war anderer Meinung. Er wollte den großen Damm dem Anprall überlaſſen und den inneren Paralleldamm ſichern. Auf den käme es an. Nur wenn ein Bruch im Hauptdamm entſtünde, ſei dort zu arbeiten. Der Klugsbalzer widerſetzte ſich dem nicht, er ſtellte dem Ingenieur zweihundert Männer zur Verfügung, erklärte aber, daß er auf eigene Fauſt den Hauptdamm verteidigen wolle, ſo lange es gehe.

Und ſo teilte man die Kräfte. Die beiden Haffner, der Straubmichel und alle jüngeren Elemente des Dorfes folgten dem Richter. Die Buben bis herab zum vier-

Digitized by Google

zehnten Jahr wurden angenommen. Sie alle wollten dort sein, wo es am gefährlichsten war. Die Überflutung kam vom Spitz her, wo die Stauung am größten war, und ehe die Theiß auch im oberen Lauf so hoch stieg, konnte man ihr entgegengearbeitet haben. Das Unterfangen, die fünf Meter breite Dammkrone auf einer meilenlangen Strecke erhöhen zu wollen, schien vermessen. Woher das Material nehmen, woher die Arbeitskräfte? Vielleicht hatte Gergely doch recht. Der zweite Damm brauchte ja nur das zu halten, was der Hauptdamm durchließ, und man schonte tausend Hände. Aber der Entschluß war gefaßt, und die Arbeit begann. Wo die Überflutungen sich zeigten, wurden obenauf Sandsäcke gelegt in fünffachen Reihen und mit Erdreich beschüttet; wo Risse auftraten, schlug man Pflöcke ein, legte Baumstämme dazwischen und arbeitete mit Steinschüttungen. Das Material wurde unabläßig zugeführt. Zwei Tage schaffte man so an dem Damm, es wurde geflickt und gebessert. Dann erst ging man an das große Werk. Vom Spitz aus und von weit droben, dem äußersten Punkt der Überflutung, wurde die gleichmäßige Erhöhung der Dammkrone in Angriff genommen. Wenn es gelang, daß man sich begegnete und die Kette schloß, war wenigstens der größten Gefahr gesteuert. In drei Tagen und drei Nächten wollten die dreihundertfünfzig Männer und Buben, die da standen, das leisten. Sie trauten es sich zu und stürzten mit Todesverachtung in das Unternehmen. Aber am zweiten Tage erhob sich ein föhnartiger Südwind, der ganze Wellenberge über den Damm herüberwarf und jeden Fortschritt zunichte machte.

Digitized by Google

Es war eine Syſiphusarbeit. Und dieſe entſchloſſenen Männer, die nun ſchon vier Tage und Nächte draußen ſtanden, waren nur Menſchen. Als die beiden Komitatsingenieure — dieſelben, die im Winter an der großen Kommiſſion teilnahmen — eintrafen, fanden ſie die Helden auf dem äußeren Theißdamm beinahe erſchöpft. Ihr Vorhaben ſei gut, ſagten ſie, aber man müßte ihnen zu Hilfe kommen.

Sie überſchauten mit Kennerblicken die ganze Lage und fanden ſie gefährlich; denn die Theiß konnte noch tagelang ſteigen. Es wurden bis Tokay hinauf und auch von der Maroſch aus Siebenbürgen her die höchſten Waſſerſtände gemeldet, die man je beobachtet hatte.

Sie hielten eine Konferenz mit Gergely, und der verteidigte ſeinen Standpunkt. Er halte eine Überflutung des Hauptdammes für ungefährlich, wenn der Paralleldamm geſichert ſei. Nur Dammbrüche würde er dort bekämpfen. Was die Leute jetzt dort tun, ſei unnütz. Aber er habe keine Gewalt über ſie.

Die Komitatsingenieure waren nicht ſeiner Meinung, wenn ſie ſeinen eigenen Arbeiten auch volle Anerkennung zollten.

Und ſie begaben ſich mit ihm und dem Dorfrichter zunächſt einmal zum großen Donaudamm hinüber. Auch von dorther drohte ja Gefahr. Die unabſehbaren, immer höher anſchwellenden Waſſermengen erreichten auch dort ſchon beinahe die Krone. Und an zehn Stellen ſchweißte der Damm und war durchläſſig; die Abzugskanäle waren nicht genügend geſichert worden, das Stauwaſſer reichte ſchon weit in die Auen und Felder. Man konnte hinter

Digitized by Google

dem Damm schon beinahe von einer Überschwemmung reden. Gergely bezeichnete das als Ergebnis des Regens. Da die Donau zu hoch war, gab es eben keinen Abfluß.

„Herr Kollega," sagte der ältere der Herren, „die Kanäle und Abzugsrohre waren rechtzeitig zu schließen und diese Regenmengen auszupumpen. Tag für Tag, Stunde für Stunde hätte hier gearbeitet werden müssen in den letzten zwei Wochen. Sie lassen die Donau ja von unten herein!"

Gergely war betroffen von dem Ton, den die Abgesandten seines Onkels heute gegen ihn anschlugen, und er bot seine Demission an. Er wolle niemandem im Wege sein.

„Pardon," sagte der Sprecher, „dazu haben wir keinen Auftrag. Der Herr Vizegespan hat unser Winterprotokoll sehr ungnädig bemängelt und uns zur Hilfe hergesandt. Zu sonst nichts. Und wenn es Ihnen recht ist, teilen wir die Arbeit. Sie übernehmen die Sicherung der Paralleldämme hier und an der Theiß, Sie leiten sozusagen die innere Verteidigung. Ich halte den Donaudamm und mein Herr Kollega übernimmt das Oberkommando auf dem großen Theißdamm drüben."

„Gut," sagte Gergely und biß die Zähne zusammen. Er sah sich abgesetzt, in die dritte Reihe gestellt; und diese Streber, sagte er sich im stillen, werden allen Ruhm an sich reißen, wenn es gut ausgeht.

Nun wandte sich der bebrillte Sprecher, den der Richter nur zu gut im Gedächtnis hatte, an ihn selbst, der bleich und müde dastand und stumm zugehört hatte.

„Herr Richter, mein Name ist Stepan. Sie kennen

Digitized by Google

mich wohl noch. Ich meine es gut. Aller Streit um jenes Winterprotokoll sei begraben. Die Stunde ist zu ernst . . ." Und er erhob die Stimme: „Ihr Dorf ist in Todesgefahr — wir brauchen noch tausend Arbeiter, wenn wir es retten sollen."

„Tausend?" stotterte der Richter, den diese ernsten Worte im tiefsten getroffen hatten.

„Sie hätten die Nachbardörfer schon aufbieten sollen, die alle außer Gefahr sind. Sie hätten schon vorgestern Militär verlangen müssen. Es steht schlimmer, als Sie vielleicht glauben. Nach meinen Berechnungen steigt das Wasser noch eine Woche. Schaffen Sie Leute, suchen Sie Helfer!"

Der Klugsbaltzer war nicht leicht aus dem Gleichgewicht zu bringen, aber das packte ihn doch bei einer empfindlichen Stelle. Wie, sie sollten nicht mehr allein imstande sein, sich zu behaupten? Das Dorf habe sich immer selbst geholfen!

„Das ist ausgeschlossen!" rief der Komitatsingenieur. „Da ist zu viel versäumt worden. Ich möchte Ihre Verantwortung in dieser Stunde nicht tragen!"

„Wie wäre das?" schrie der Klugsbaltzer. „Jetzt soll ich die Verantwortung trage? Ich allan? Wo is mei Protescht hinkomme? Wo sin die Kartaschpeeler von d'r Kommission? Ufhänge soll m'r se! Ufhänge!"

„Mäßigen Sie sich!" sagte der Ingenieur. „Denken Sie jetzt an sich und Ihre Gemeinde!"

„Vorwärts, Peterl!" rief der Klugsbaltzer seinem jüngsten Sohne zu, einem frischen, vierzehnjährigen Knaben, der sie alle im Wagen hergeführt hatte. „Mach'

Digitized by Google

da Waga fertich. Mer fahra!" Und zu den Herren gewendet, sprach er. „So geihn m'r halt als Beddler vun Darf zu Darf und bitta um Hilf."

Ingenieur Stepan schrieb indessen auf einem Notizblock ein Telegramm an den Vizegespan. „Bitte," sagte er, „lassen Sie das gleich absenden. Der Herr Vizegespan ist Ihr größter Gönner, er wird alles aufbieten, Sie zu retten."

„Ja, der ist ein Ehrenmann! Der ja!" sagte der Richter vieldeutig. „Aber wo soll ich tausend Männer hernemma?"

Der Ingenieur zuckte die Achseln. „Das ist Ihre Sache. Es droht äußerste Gefahr von zwei Seiten. Wir sind bereit, zu arbeiten. Und verzweifeln braucht man noch lange nicht. Schaffen Sie namentlich Pioniere herbei!" Und beißend sagte er zu dem Stromingenieur: „Daran hätten Sie längst denken müssen, Herr von Gergely."

* * *

Mit heißem Kopf und klopfendem Herzen war der Klugsbaltzer heimgekommen. Die Leute umringten ihn schon auf der Straße. Auch der Oberlehrer eilte herbei, der Jellinek und die Klarinéni, sie wollten alle wissen, wie es draußen stehe. Wo denn die eigentliche Gefahr wäre. Der Richter antwortete ausweichend. Nur beim Theißdamm stehe es schlimm, sagte er. Aber es werde schon gehen. Man möge nur den Mut nicht verlieren!

Dem Postmeister band er das Telegramm an den Vizegespan auf die Seele. Es sei sehr ernst, er möge es geheim halten.

Digitized by Google

Den Oberlehrer Heckmüller nur nahm er mit ſich in ſeine Stube, wenn auch in Ungnade und ſuspendiert von der Schule, war er ihm der liebſte Mann, galt ſein Rat ihm am meiſten. Und jetzt ſagte er ihm alles, jetzt entlud ſich der ganze Ingrimm ſeines Herzens, die ganze Furcht vor dem Ungeheuerlichen, das da draußen drohte. Er müſſe ſelbſt nach Joſefsfeld hinüberfahren und die Gemeinde herbeirufen und dann fort in andere Dörfer. Der Notär ſolle Militär herbeiſchaffen, Pioniere, er wolle die Bauern aufbieten. Aber was kann hier im Dorf geſchehen? Soll man den Leuten die Wahrheit ſagen? Er, Heckmüller, ſei älter, er habe ſchon 1868 mitgetan, er möge nachdenken, was damals alles geſchah. Jetzt müſſe er ſelbſt nur ſchnell etwas eſſen, ſonſt halte er's nicht aus.

Und da war auch ſchon die Baſ' Nantſchi mit einem Frühſtück. Der Peterl hatte ihr alles verraten, ſie weinte und ſchluchzte.

Heckmüller nahm ſich die feuchtgewordene Brille ab, und ſeine Hände zitterten, als er ſie putzte. Aber er faßte ſich. Der ganze Jammer von 1868 ſtand vor ihm auf, und auch die Erfahrungen jener Tage erhoben ſich und wurden lebendig in ihm. „Wir ſind den Hausvätern die Wahrheit ſchuldig," ſagte er. „Wenn Ihr nach Joſefsfeld kommt, bittet auch um Speicher und Hausböden für unſere Vorräte, für unſer Getreide, unſere Weine. Ich will meine Seidenzüchter beſuchen und in jedem Haus vertraulich reden. Die alten Leute müſſen arbeiten, es muß alles fortgeſchafft werden, was Wert hat. Pferde ſind genug da, Getreide ſchaufeln kann bald wer. Und

Digitized by Google

es müſſen ja auch ein paar Männer heimkommen, wenn Ihr auswärtige Hilfe findet ... Aus den tiefergelegeneu Gaſſen laſſen wir heute noch alles heraufſchaffen. Die Schulzimmer faſſen viel. Und alle Kinder müſſen mithelfen ... Das Große Wirtshaus liegt um einen Meter höher als die anderen Häuſer, und auch die Kirche könnte im Notfall Schutz gewähren ... Das beſte Gebet iſt jetzt die Arbeit ... Fahrt nur ruhig fort, Richter. Ich will weiter denken und nachſinnen."

Der Richter hatte mit Gier gegeſſen und zugehorcht, wiederholt genickt und gebilligt, was der Oberlehrer ſagte.

„Nantſchi, das war gut!" ſagte er jetzt. „Wann die Männer drauß' nar aa' was hädde. Was Warmes in all der Näſſ' und der ſchwera Arweit! Sie ſein all' ganz hin."

„Wird auch beſorgt," ſagte Heckmüller. „Baſ' Nantſchi, Anno 1868 haben die Frauen draußen einige Male gekocht in Sturm und Regen. Reden Sie doch mit der Haffnersſuſi und anderen couragierten Frauen; nehmen Sie die Sache in die Hand! Kraut und Speck, Schöpſernes und Gulaſch kann man in jedem Keſſel kochen."

Die Baſ' Nantſchi war ſogleich lebhaft angeregt, ſie trocknete raſch ihre Tränen: „Jo, jo, ich geih glei' nüber zu d'r Suſi. Des mache m'r ſchun heunt Owet."

Der Richter küßte ſein Weib und nahm Abſchied. Man möge nur ſtandhaft ſein, bis morgen abend ſei er wieder zurück.

„Peterl!" rief er zum Fenſter hinaus. „Hoſcht g'füttert? Tränk' die Gäul', mer fahra!"

„Jo, Vatter!" antwortete eine helle Knabenſtimme.

Digitized by Google

Der Klugsbaltzer besprach sich noch kurz mit dem Notär und dessen Stellvertreter und fuhr dann im schärfsten Trab zum Dorf hinaus, gegen die Höhe von Josefsfeld zu, wo die Saaten prächtig standen und wo niemals Hochwasser hindrang. Nicht ohne Neid sah das der Richter. Warum lagen gerade sie in der unglückseligen Tiefebene? Warum hatten es diese Protestanten so gut? Der junge Lehrer Heckmüller erzählte es ihnen vor dreißig Jahren einmal in der Schule, aber er hatte es längst vergessen. Als der edle Kaiser Josef die ersten Protestanten in das Gebiet der Militärgrenze berief, da befahl er, ihnen die allerbesten Ländereien anzuweisen, damit sie an ihre Gleichstellung in seinem Reiche glauben lernten ... Sie waren brave Nachbarn geworden für Karlsdorf, diese lutherischen Schwaben. Nie gab es Grenzstreitigkeiten mit ihnen.

Ob aber jemals ein Karlsdorfer Richter zu ihnen hinüber gefahren war, sie um ihre Hilfe anzusprechen, das wußte er nicht; aber er fuhr voll Vertrauen zu ihnen. Ein Schwabendorf wird das andere nicht verlassen in solcher Not.

Indessen machte Heckmüller seine Wege im Dorf. Er traf den alten Wichnersepp, und der gab noch manchen guten Ratschlag von Anno 1830. Und Heckmüller ging hauptsächlich in die tiefer gelegenen Seiten- und Quergassen, ins „Tal", in den „Grund", ins „Gässel", wo auch sein altes Vaterhaus stand. Die Bauern konnten einspannen und ihre Habe in Sicherheit bringen, die Kleinhäusler nicht. Ihnen hauptsächlich mußte man die zehn großen Klassenzimmer einräumen in den beiden

Digitized by Google

Schulhäuſern. Ihnen ſollte der Tanzſaal des Großen Wirtshauſes Dienſte leiſten.

Und während er ſo die tieferen Gaſſen abſchritt und ſich im Geiſte ſchon das Häuſel ſuchte, in dem er ſelbſt vielleicht ſeine Tage als Penſioniſt der Gemeinde beſchließen würde, kam ihm ein Wort Georg Trauttmanns in den Sinn, jenes prächtigen Mannes, der nur zwei Tage in der Gemeinde weilte und doch ſo nachhaltige Eindrücke zurückgelaſſen hatte in allen, die ihn ſahen und ihn reden hörten. Auch das Dorf ſelbſt ſei zu wenig geſichert, ſagte er, da könnte manches geſchehen für den äußerſten Fall.

Heckmüller hatte auch die alte Straubin beſucht, die lutheriſche Gertreid, und ihr mitgeteilt, wie es ſtehe und wie ſehr der Michel ſich draußen auszeichne. Und dann war er hinausgekommen auf freies Feld. Da war ihm, als ob da draußen einmal ein Damm über die Einbuchtung gelaufen wäre, als ob das Dorf in fernen Zeiten einmal jene Sicherungen gehabt hätte, die der Trauttmann vermißte. Und der Wichnerſepp beſtätigte es ihm. Das alles ſei aufgelaſſen worden, als man die großen Dämme draußen verdoppelt und auf den höchſten Waſſerſtand gebracht hatte. Und es ſeien immer die Ärmſten im Dorf geweſen, die dann doch ab und zu das Waſſer bekommen hätten.

Er hatte alſo richtig geſehen . . .

Da lag wieder eine Aufgabe auf ſeinem Wege.

* * *

Digitized by Google

Noch vor Abend rückten dreihundert Männer aus Josefsfeld ein und traten beim Donaudamm an. Es waren ernste, kernige Gestalten, die nicht viel redeten und sich an die bedrohten Punkte weisen ließen. Wie Werkleute mit Schaufeln und Hauen und Beilen waren sie ausgerüstet, und jeder hatte seinen Tornister mit Lebensmitteln auf dem Rücken für ein paar Tage.

Auch ihr Pfarrer war mitgekommen und hatte im Karlsdorfer Pfarrhaus vorgesprochen. Er bot jede Hilfe an, die seine Gemeinde leisten konnte, und lud den Herrn Amtsbruder für den äußersten Fall, daß er weichen müsse, zu sich. Sein Haus stehe ganz und gar zu Gebote. Im Auftrag des Richters von Josefsfeld könne er melden, daß für beiläufig tausend Personen zur Not Raum geschafft werden kann.

Pfarrer Horvat war überrascht und ergriffen. Ihm hatte man noch gar nicht den hohen Ernst der Lage verraten, und schon war Hilfe da und herzliche Gastfreundschaft. Er dankte. Aber er würde doch wohl nur als letzter weichen, sagte er dem evangelischen Amtsbruder. Das Zentrum des Dorfes liege ja so hoch, daß doch vielleicht für dieses keine unmittelbare Gefahr bestünde.

Draußen brüllte der Donaustrom immer lauter und lauter, als der Abend sich herabsenkte. Auf allen Dämmen schwelten die Fettlampen in den zahlreichen Laternen, die sich wie die Wachtfeuer in einem wildbewegten Heerlager ausnahmen. Auf dem Mitteldamm aber — er hieß der Grünzeugdamm — brannten helle Flammen; dort hatten die Frauen zehn große Kessel, in denen sonst Wäsche ausgekocht wurde, auf Dreifüße gestellt und be-

Digitized by Google

reiteten ihren Männern und Söhnen das erſte warme Mahl nach ſo vielen naſſen Tagen. Auch trockene Wäſche und Kleider hatten ſie ihnen mitgebracht und ſehr viel Zuverſicht und Munterkeit. Drei Faß Wein ließ die Klugsnantſchi hinausführen und machte mit ihren Töchtern die Mundſchenkin. Die Haffnersſuſi aber ſtand mit erhitztem Geſicht zwiſchen zwei Gulaſchkeſſeln und ſchwang ihren großen Schöpflöffel wie ein Zepter. Zwiſchen zwei anderen Keſſeln hantierte ſtill und ernſt die Baſ' Bärbl. Und die Kette ſetzte ſich fort, die angeſehenſten Bäuerinnen waren mitgekommen und kochten da unter freiem Himmel.

Die Männer löſten ſich ab und eilten in Gruppen herbei von der Arbeit. Muntere Worte flogen hin und wieder, man hatte den Humor nicht verloren und ſchien voll guten Muts. Die Mainacht war friſch, aber windſtill und ſternenhell. Aus weiter Ferne hörte man ein Sauſen und Stöhnen, ein dumpfes Rollen, und es war manchmal, als ob auch der Grünzeugdamm da zwiſchen den Krautfeldern erbebe. Von ihren Frauen erfuhren jetzt die Karlsdorfer, daß dort drüben dreihundert Männer aus Joſefsfeld für ſie kämpften. Und man brachte ihnen ein Vivat, ein Eljen, das unheimlich in der Dunkelheit verhallte, ohne das Ohr der Braven zu erreichen.

Ordentlich ſtolz waren die hungrigen Männer, daß ihren Frauen ſo etwas Köſtliches eingefallen war wie dieſer abendliche Beſuch, dieſe Fürſorge für ihr Wohl, und mancher von ihnen gab der Genoſſin heimliche Ratſchläge, was daheim zu tun wäre. Denn in ſeinem tiefſten Innern zweifelte jeder ein wenig an einem guten Ausgang.

Jörgl und ſein Vater kamen endlich auch herbei

Digitized by Google

vom großen Theißdamm. Sie ſchienen halbtot vor Hunger und Müdigkeit zu ſein, und ihr Weg war weit geweſen. Sie leiteten die oberen Arbeiten, weil der Komitatsingenieur am Spitz draußen nötiger zu ſein ſchien. Dankbar waren ſie für die trockenen Kleider und die Wäſche, und das Gulaſch ließen ſie ſich wohl munden. Daß auch die Mutter da war, freute den Haffnerslippl ganz beſonders. Das hätte er ihr nicht zugetraut, daß ſie ſich in einen ſolchen Trubel begeben würde. Und auch er gab ſtille Ratſchläge für daheim. Getreide ſollte die Reſi fortführen nach Joſefsfeld, das Vieh ſollte gleich losgebunden werden in den Ställen, wenn Waſſer käme. Anno 1868 ſeien viele hundert Pferde und Kühe in den Ställen ertrunken, weil ſie niemand losband in der Verwirrung. Lieber ſollten ſie laufen, wohin ſie wollten, ſagte er. Und ſie hörte ſtill zu und nickte nur zu allem.

Der Haffnerslippl und ſein Jörgl zogen ſich in die Dunkelheit hinter ihren Wagen zurück und legten die trockenen Kleider an. Dann lagerten ſie ſich an der Dammböſchung zu kurzer Raſt. Jörgl ſchlief gleich ein, den Vater aber hielt die Sorge wach.

Inmitten des lebhaften Getriebes auf dem Grünzeugdamm tauchte jetzt auch Gergely auf. Auch er hatte Hunger und Durſt, und man war juſt nicht zu freundlich mit ihm. Niemand mochte ihn, keiner beſaß Reſpekt vor ihm. Er hatte einen Teller erlangt und näherte ſich damit der ſchönen Frau Suſi. Scherzhaft und zugleich demütig bat er auch um eine Portion Gulaſch. Die Suſi war nicht überraſcht, daß er gerade zu ihr kam, und ſie ſchöpfte dreimal wortlos aus ihrem Keſſel, ſoviel ſie

Digitized by Google

faſſen konnte, und häufte es auf ſeinem Teller. Er aber flüſterte ihr zu: „Sie ſind das ſüßeſte Weib, das ich in meinem ganzen Leben geſehen habe ... Die Füße möcht' ich Ihnen abbuſſeln, ſchönſte Frau Suſi."

Ganz erſchrocken ſchaute ſich die Suſi um, ob denn niemand da wäre und das höre. Sie ſchämte ſich. Eine flammende Röte ſchlug ihr bis in die Haare empor. Es war gerade niemand in der Nähe, es hatte niemand zugehört ...

„Jörgl!" ſchrie ſie, „Jörgl!" in die Dunkelheit hinaus, nach der Richtung ihres Wagens.

Tief betroffen ſtand Gergely da.

„Jörgl!" rief die Suſi noch einmal.

Schlaftrunken antwortete dieſer: „Jo — ſo — was is denn? ... Willſcht was, Suſi?"

Sie antwortete ihm nicht. Sie hatte wieder ihre Faſſung gewonnen. Und ſie maß jetzt den Frechen, der ſpöttiſch auf ſeinen Teller niederlächelte, und dem ſie vorher gar nicht ins Geſicht zu ſehen gewagt hatte. Ein unbeſchreiblicher Hohn lag in ihrem Blick, eine grenzenloſe Verachtung.

„Willſcht was, Suſi?"

„Naa — naa — bleib nar leia (liegen) und ruhg dich aus ... 's is nit der Müh' wert, daß d' uffſteiſcht," ſagte ſie.

Und Gergely zog ab wie ein geprügelter Hund.

Jörgl ſchlief wieder ein, aber der Vater hatte ſich erhoben und kam herzu.

Er hatte alles beobachtet, er ahnte, was da vorgegangen war ... Wenn das bekannt gemacht würde!

Digitized by Google

Wenn das die Leute da herum wüßten ... Er bat die Susi, sie möchte schweigen. Sonst geschehe vielleicht ein großes Unglück. Es hätten erst gestern ein paar Männer da drüben einander zugerufen, man müßte den Gergely eigentlich ins Wasser schmeißen ...

Die Susi sah den Schwiegervater spitzbübisch an: „A Watsch hädd ich ehm äwer doch gäwe solla. Nitta?"

XXV.

Das war der letzte Abend, den die Leute von Karlsdorf gemeinsam verbracht haben, an dem sie sich noch als eine starke Einheit fühlten in Leid und Freud, an dem sie sogar noch lachten.

Zwischen der majestätischen Donau, diesem Urweltstrom, der durch das Herz Europas rauscht und die Wasser der deutschen Alpen bis an die Küste von Asien hinspült, und der tückisch schleichenden, ewig bohrenden Theiß lag ihre Welt, lagen ihre Gräber und ihre Zukunftshoffnungen. Immer war Krieg bei ihnen, jedes Kolonistenjahr zählte doppelt in diesem gesegneten und ständig bedrohten Stück Erde. Und jetzt hatten sie wieder einmal eine große Schlacht verloren ...

Erst am zweitnächsten Tage war der Klugsbaltzer mit dem Peterl heimgekehrt von seiner Rundfahrt, und es folgten ihm Helfer von überall. Aber auch sie konnten das Unheil nicht mehr abwenden. Die Ereignisse vollzogen sich wie nach einem vorbestimmten Verhängnis.

Der Donaudamm hatte zuerst einen Bruch bekommen. Aber der Komitatsingenieur Stepan mit den dreihundert Männern aus Josefsfeld besiegte die Gefahr. Und es

Digitized by Google

eilten ihm zwei Kompagnien Pioniere zu Hilfe, die den Damm in seiner ganzen Ausdehnung besetzten und hüteten. Die Josefsfelder hatten zwei Tote zu beklagen, ehe die Hilfe kam.

In nervöser Überreizung, in einer Art Verzweiflung war der Oberstuhlrichter nach Karlsdorf geeilt. Und kaum hörte er von den Verlusten an Menschenleben, wollte er auf dem äußeren Theißdamm jede Arbeit verbieten. Er sei verantwortlich, rief er den Karlsdorfern zu, denen am Spitz schon drei Männer waren fortgespült worden; er befehle ihnen, die Arbeit einzustellen. Sie hörten nicht auf ihn. Wie ein brandendes Meer tobten dort die Fluten, und der Südwind peitschte sie über die Köpfe der Arbeiter hinweg. Nur mit Gendarmen könne man sie von da wegholen, ließen sie ihm sagen.

Der Vizegespan, Herr von Tallianffy, kam ebenfalls. Und er hieß den Oberstuhlrichter schweigen, als dieser seine Autorität anrief. Er begriff, was diese Männer verteidigten, und warum sie nicht weichen wollten. Der Klugsbaltzer berichtete ihm über die Lage, so gut er's vermochte; seinen Neffen Gergely aber, der unablässig auf den Oberstuhlrichter einredete, übersah er. Und während Herr von Tallianffy da auf dem zweiten Damm stand, inmitten all der erdeschaufelnden und karrenschiebenden Bauern, gellte auf einmal ein Schrei des Entsetzens aus hundert Kehlen durch die Luft, und alle Hände deuteten nach einer Richtung. Dort rückwärts war der äußere Damm gebrochen, während er vorne, beim Spitz, mit Löwenmut verteidigt wurde. Kaum drei Fuß breit war der Riß, durch den das lehmige gelbe

Digitized by Google

Waſſer plötzlich hereinbrach und von der Dammhöhe in die Riedfelder niederrauſchte. Aber die Lücke wurde im Nu doppelt ſo groß und ein Bach ſauſte hindurch. Jetzt kam das Unheil, jetzt mußten die inneren Dämme ihre Widerſtandskraft beweiſen.

Herr von Tallianffy war ganz bleich geworden. „Dort wäre dein Platz!“ herrſchte er ſeinen Neffen an, den er bisher keines Blickes gewürdigt hatte. „Dort! Dort!“

Aber ſchon waren die Karlsdorfer herbeigeeilt. Der Entſetzensſchrei der Zuſchauer riß ſie zum Äußerſten fort. Der rieſige Straubmichel und die beiden Haffner ſtürzten ſich ohne Beſinnen in die Lücke und boten dem Waſſer die Bruſt. Männer und Buben in bunter Reihe folgten ihnen; ſie bildeten eine doppelte, eine dreifache Mauer, und füllten die Lücke mit ihren Leibern. Das Waſſer ſchäumte an ihnen empor, zerſtob über ihren Köpfen, aber es kam nicht mehr hindurch. Da ſanken ſie unmerklich tiefer; man fühlte, wie das Waſſer unter ihren Füßen das Erdreich wegfraß; ſchon war nur mehr der Kopf des Straubmichel zu ſehen, und ein kalter Schauer ging durch die Seelen von Hunderten.

„Sie ertrinken alle!“ ſchrie der Oberſtuhlrichter.

Aber die erſten Sandſäcke waren ſchon da und wurden raſch vor ihnen verſenkt; die Männer ſetzten die Füße drauf. Und ſo kam Sack um Sack, und ihr Grund wurde ſicherer. Man ſchlug Pflöcke vor ihnen ein und legte Baumſtämme dazwiſchen, füllte die Lücken mit Erdſäcken, und die flinken Dorfbuben brachten biegſame junge Weiden aus den Auen herbei und flochten ſie als

Digitized by Google

Wand in die Pflöcke. Nach einer Stunde konnten die Männer ihre Todeskette wieder lösen. Einige mußten mit Slibowitz gelabt werden, viele erbrachen erst jetzt das grausliche Wasser, das sie geschluckt hatten.

Eine Tat war vollbracht. Man hatte wieder Zeit gewonnen. Und Herr von Tallianffy ritt auf einem Bauernpferd durch die aufgeweichten, in dem trüben Wasser ertrinkenden Saatfelder hinüber zum äußeren Damm, um den Tapferen die Hände zu schütteln.

Ganz durchnäßt kam er zurück. Man hatte ein Telegramm für ihn gebracht, und er las es hastig. „In Budapest beginnt die Donau schon zu fallen!“ rief er.

„Da steigt sie hier noch dreißig Stunden,“ sagte der Klugsbalzer betrübt. „An uns muß alles vorüber!“

„Mut, Herr Richter, Mut, wir müssen es zwingen! Ihre Leute sind Helden!“ sprach der Vizegespan.

Und er begab sich von Gruppe zu Gruppe, von Damm zu Damm; belobte, eiferte an und griff selbst zu, wo er einen Erschöpften traf. So befeuerte er den Mut und die Zuversicht der Leute, und dabei versprach er dem Richter für die Zukunft jedwede Förderung. Das sei der letzte Kampf, den sie auf solche Weise zu führen hätten. Er werde dafür sorgen.

Das glättete manche Zornesfalte, das richtete manches zaghafte Gemüt wieder auf.

* * *

Indessen ereignete sich im Dorfe selbst allerlei. Eine lange Wagenkette bewegte sich auf der Straße gegen Josefsfeld hin; die daheimgebliebenen Greise retteten, was

Digitized by Google

zu retten war. Das Brot wenigſtens ſollte in Sicherheit ſein.

Der Oberlehrer Heckmüller aber hatte die jungen Mädchen aufgerufen zur Schanzarbeit. Die Frauen mußten in allen Häuſern Brot backen für die vielen hundert fremden Männer draußen und für die Soldaten; die Mädchen aber beſaßen keine Aufgabe in der allgemeinen Not. Heckmüller gab ihnen eine ſolche. Sie kamen mit Schaufeln und Schiebkarren, fuhren Erde und Hölzer herbei, nähten Sandſäcke und füllten ſie, gruben ganze Krautfelder um, ohne zu fragen, wem ſie gehörten, und ſtampften ſie zu einem Schutzdamm zuſammen, den ihr Oberlehrer erſonnen. Er hatte niemanden an der Hand, der ihn belehrte; er holte ſich ſein Wiſſen aus dem Lexikon und aus einem vergeſſenen alten Hilfsbuch des Franz.

Die Mädchen glaubten nicht recht an eine ſo große Gefahr, aber ſie kamen alle. Auch die Liszka und ihre Genoſſinnen von der Schandbank des Dorfes durften Erde führen und den Dammkörper feſtſtampfen. Da mußten ſie nicht zurückſtehen wie in der Kirche und auf dem Tanzboden, da ließ man ſie gelten. Und heller Jubel brach los, als die Liszka am dritten Tag doppelt anfuhr, als ſie einen Mann mitbrachte, der alsbald für drei arbeitete. In einem grünen ſteiriſchen Lodenanzug mit Kniehoſen und hohen Wadenſtrümpfen, ein rundes Hütchen mit Stoß auf dem Kopfe, ſo war der junge Mann angetreten, dem ein kleiner blonder Schnurrbart die Oberlippe bedeckte. „Ihr Bruder Lajos!“ ſagten die einen. „Jeſſas, der Herr Kaplan!“ riefen die anderen. Und ſie behielten recht, es war Stefan Michlbach.

Heiter und frohgemut ging er einher, er war aus der Kutte gesprungen. Und lachend trat er in die Reihen der Erdarbeiterinnen. Er hatte nie einen Mädchenblick gescheut, und sie fühlten es alle, daß er ein Hallodri war, ein Luftikus. Jetzt kam er als Bräutigam der Liszka. Und gleich fiel ihm ein Scherzwort von der Lippe, das Flügel bekam. Er wolle auch mithelfen am Jungferndamm, sagte er, und hier alle seine Sünden abbüßen. Und die Schwabenmädchen gingen ein auf seinen Scherz und nahmen ihn, wie er sich gab. Sie stimmten sogar Spottlieder an bei der fröhlichen Arbeit.

Die Sonne brannte heiß, und die Wasserdämpfe ballten sich zu schweren Wolken zusammen über der kochenden Erde. Sie trugen vielleicht neues Unheil in ihrem Schoß, und doch lechzte Mensch und Tier nach einer Lösung der Spannungen.

Auch das Pfarrhaus wurde langsam von der allgemeinen Aufregung des Dorfes ergriffen. Der Pfarrer schaffte fort, was ihm besonders wichtig erschien; die Pfarr- und Matrikelbücher wanderten zunächst zu dem Herrn Amtsbruder nach Josefsfeld. Und sorgfältig verwahrt manches andere, ihm persönlich Wertvolle. Und auch die Klarinéni war in nicht geringer Erregung. So mancher ihrer heimlichen Gläubiger war in Gefahr zu verarmen. Und jetzt hatte sich auch noch der Herr Vizegespan zu Tisch angesagt. Sie sollte ihn endlich bei sich sehen, den Mächtigen, auf dessen Bürgschaft hin sie dem Gergely Tausende geliehen. Vielleicht konnte sie ein bescheidenes Wort darüber anbringen, daß der Herr Neffe ein recht säumiger Zahler sei. Nicht einmal die Zinsen

Digitized by Google

seien eingegangen im letzten Halbjahr. Darüber kann man sich doch beim Herrn Bürgen beschweren.

Sieh da, die Frau von Gergely!

„Hab schon lange nit die Ehr' g'habt, sehr lange nit," begrüßte sie die Klarinéni spitzig. „Was bringen Sie mir, Liebste?"

Der blassen kleinen Frau verschlug es die Rede bei dieser vieldeutigen Grußformel. Was sollte sie denn bringen außer ihrem kummervollen Herzen. Ihre Aufopferung für die Juliska war hier rasch vergessen, wie es schien. Oh, warum hat sie doch damals, nach dem großen Erfolg, wie die Juliska so lange mit dem Grafen draußen geblieben war, nicht den Mund aufgemacht und geredet. So dumm war sie, so verängstigt; sie hatte nicht den Mut, und jetzt war es wohl zu spät. Die ihr helfen konnte, war nicht mehr hier.

Aber jetzt mußte sie reden. Und kostete es auch die Ehre und die Zukunft — sie mußte.

Doch es ging nicht. Nein, nein, es ging nicht.

„Ich will heute nicht stören. Sie haben ja Gäste . . ." stotterte sie. „Nur kein Wort . . . Bitte, liebste, gnädigste Klarenéni, edle Wohltäterin, sagen Sie nur kein Wort, daß wir im Rückstand sind. Der Onkel wäre bitterbös. Mein Mann wird gewiß Oberingenieur werden, wenn alles gut ausgeht; er kommt ins Komitat, und dann sind wir bald in Ordnung. Bitte, bitte, nicht verklagen!"

In flehendem Tone, halblaut, geängstigt, sagte sie das alles, und die Klarinéni wurde stutzig. Ihr schien, als ob da etwas nicht in Ordnung wäre. „Gut, gut, ich will noch warten," sagte sie gedehnt. „Aber in

Digitized by Google

ſolchen Zeiten muß jeder an das Seine denken.“ Und ſie ſagte das mit dem Hinterhalt, die Gelegenheit, an das Ihre zu denken, heute wahrzunehmen, ſo gut es ſich fügen wollte. Der Herr Onkel ſollte nur wiſſen ...

Die verhärmte kleine Frau von Gergely küßte der prallen, feiſten Pfarrersköchin, die ſie ihr im tiefſten Grunde ja doch nur war, die beiden Hände und eilte wieder heim zu ihren Kindern.

Noch einmal gerettet! Es mußte noch nicht geſagt werden, was der unſelige Mann getan.

* * *

„Nur noch ſechzehn Stunden kann das Waſſer der Donau ſteigen!“ ſagte man ſich bei Sonnenuntergang dieſes ſchwerſten Tages. Dann wird man die Pioniere und die Joſefsfelder mit vereinter Kraft gegen die Theiß aufbieten können, „dann kommt Ablöſung!“ ſeufzten ſchon viele der Karlsdorfer.

Blutigrot ſank die Sonne hinter eine grau-ſchwarze Wolkenwand. So plötzlich war ſie dahin, als ob ſie der Hand des Herrn entfallen wäre und nimmer wieder käme. Es herrſchte eine unheimliche Stille in den Lüften. So ruhig war es, daß man ſelbſt die Stimme der Theiß hörte, die ſonſt nur gluckſte und gurgelte. Es war ein Reiben und Mahlen, als ob eine unſichtbare Weltenmühle in Tätigkeit wäre, die Sand und Erde zerrieb. Ein tückiſcher Urlaut des Elementes, für deſſen Wiedergabe noch kein Vokal gebildet wurde. An das Geheul der Donau war man längſt gewöhnt, dieſer Ton aber war

neu. Ein Ungeheuer rieb und fraß und nagte dumpf und gleichmäßig hinter dem Damm.

Jetzt aber hob sich der Wind, ein schweres Gewitter zog herauf. Die ersten Blitze knatterten, und der Donner rollte. Es kam von jenseits der Donau, aus den slawonischen Bergen und warf sich mit elementarem Ungestüm in die Ebene. Wie rasend geworden heulte der Sturm dahin, bildete Wirbel und Wasserhosen, die sich wie Riesensäulen zum Himmel erhoben und alles mitrissen, was in ihren Kreis geriet, Mensch und Tier, Wagen und Pferde.

Das Gewitter der Ebene! Nichts ist so furchtbar, als seine Macht. Frei, ohne Schranken toben die Elemente, und nichts widersteht ihnen.

Blitz auf Blitz krachte nieder, wie umgekehrte Raketen, die der hinter den Wolken nach der Erde schießt. Wie glühende Donnerkeile zischten die Schläge in die unabsehbare Wasserfläche. Alles duckte sich hinter die Dämme oder legte sich flach zur Erde; keiner wollte ein Hindernis sein gegenüber solchen Gewalten. Hoch oben, wie Orgelklang im Weltendom, rollte und hallte der Donner. Und endlich prasselte der Regen nieder, wie von Furien gepeitscht, wie aus zerspellten und geborstenen Wolken. In wilden Stößen, als ob der Sturm immer erst Atem schöpfen müßte zu neuen Taten, tobte das Wetter. Und jede Sturzflut warf ein paar Männer nach rückwärts über den Damm, kopfüber flogen sie in die Pfützen. Die Nacht war rabenschwarz, alle Lichter verlöschten, und man sah sich nur, wenn es blitzte. Wie viele schon fehlen mochten? Niemand wußte es. Keiner

Digitized by Google

hatte mehr einen Ton in der Kehle, man war heiser geschrien und müde bis auf den Tod.

Nach Mitternacht hatte das Wetter sich ausgetobt, es war die Theiß hinaufgezogen, dem Wasser entgegen; das Donnerrollen klang immer dumpfer und ruhiger. Aber ein Rauschen und Sausen lag in der Luft, das man vorher nie vernommen.

War es ein Dammbruch?

Fast stumpfsinnig horchten die Männer.

Der Haffnersjörgl, dem der Vater von der Seite fortgespült worden war wie ein Stück Holz, und der Straubmichel wollten den Grund des seltsamen Geräusches erforschen. Sie tasteten sich an der inneren Dammböschung vorsichtig weiter in der Dunkelheit und kamen dem Lärm immer näher und näher. Nach einer Jochlänge stießen sie auf den nächsten Querdamm, den Grünzeugdamm, auf dem die Wagen in langer Reihe standen und die müden Gäule schnauften, die auch diese Sturmnacht ohne Schutz verbracht hatten. Und von da ging es weiter in den Lärm hinein. Der Mond trat aus den Wolken, und die beiden Männer sahen das Furchtbare bestätigt, das sie ja ahnten. Weit droben war der Damm gebrochen, dreimal gebrochen, und die Wasser sausten in Sturzbächen in die Tiefe.

Jetzt war es aus ... Wie lange konnte es dauern und die drei Bruchstellen waren eine einzige. Es konnte sich nur mehr darum handeln, die inneren Dämme zu halten und das Dorf selbst zu schützen.

Einer Ohnmacht nahe krochen sie wieder zurück bis zum Grünzeugdamm.

Digitized by Google

Die Pioniere ſollten her! Doch wie weit waren die! Ehe eine Botſchaft ſie erreichte, war es wohl zu ſpät. Achtzig tote Pferde hatte man ſchon gezählt in dieſer fürchterlichen Woche. Wer hat noch eines, das laufen kann? Der Klugspeterl, der unter ſeinem Wagen auf dem Grünzeugdamm die Nacht verbracht hatte, erbot ſich, zu Fuß hinüber zu laufen. Er kenne alle Wege, und der Mond ſcheine ja auch. „In Gottesnamen, Büberl, lauf, lauf!“ rief der Jörgl ihm zu. „Nur die Pioniere können noch helfen!“

Als der Morgen graute war noch kein Peterl da und kein Pionier. Und es wäre auch zu ſpät geweſen. Die Theiß, der die Donau ſo hartnäckig die Gaſtfreundſchaft verſagte im eigenen Bett, hatte einen anderen Weg gefunden. Jetzt ſah man es mit Grauſen. In einem kilometerbreiten Strom ergoß ſie ſich ſeitwärts nach dem Karlsdorfer Gebiet, ſchon waren wohl zehntauſend Joch Feld unter Waſſer. Die inneren Dämme erwieſen ſich als zu nieder und zu ſchwach.

Dem Stromingenieur Gergely hatte in der allgemeinen Verwirrung ſeine Frau einen Brief oder ein Telegramm geſchickt, eine Botſchaft, die ihn erblaſſen machte, aber niemand kümmerte ſich mehr um ihn, alles eilte zu den Wagen, es gab nur noch den Rückzug in das Dorf. Viele Männer heulten beim Anblick ihrer Felder; andere fluchten; die meiſten aber waren ſtumm geworden.

Während auf dem Grünzeugdamm alles einſpannte und aufbrach, viele zu Fuß vorauseilten, ſtieg die Sonne ſtrahlend aus den Waſſern empor. Sie war wieder-

Digitized by Google

gekommen, aber ſie beſchien eine andere Landſchaft als geſtern noch; ſo muß ſie über dem Chaos geleuchtet haben am erſten Schöpfungstag ...

In der Ferne ſah man auf einem noch aus der Flut herausragenden Damm einen einzelnen Menſchen ſtehen, der die Arme zum Himmel hob und winkte und winkte. Der Ton ſeiner Stimme reichte wohl nicht ſo weit, ſeine Rufe hörte man nicht.

Abgeſchnitten! Ohne Rückweg!

Wer konnte da helfen? Alles floh heimwärts.

Jörgl erkannte die Umriſſe der Geſtalt — es war des Richters Peter. O du armer, braver Junge! Er hatte ihn gehen laſſen, er hatte ihn geſchickt. Und er mußte ihn auch retten.

Schon war ſein Wagen eingeſpannt, mit dem er heimkehren wollte, ohne den Vater heimkehren wollte ... Ihm graute vor der Fahrt, vor dem Ende dieſes Tages. Haus und Hof kann man wieder aufbauen, aber der Vater kam nicht wieder. Und wie wird ſie es tragen, die Mutter, die kaum Geneſene? Mochten ſie alle Eile haben, heimzukommen, er hatte keine.

Raſch waren ſeine müden Gäule wieder ausgeſchirrt, und er ſchwang ſich auf den einen und ritt mit ihnen ins Waſſer. Es reichte den Pferden zuerſt nur bis an den Leib, aber es ſtieg und ſtieg, und bald mußten ſie ſchwimmen. Peterl ſchien frohgemut, er warf den Hut in die Luft, juchzte und fing ihn wieder mit den Händen auf. Er merkte, daß es ihm galt, was da geſchah. Die Flut ging reißend von den Dämmen herunter, und die müden Tiere konnten kaum noch rudern, als ſie in

Digitized by Google

die Strömung kamen. Aber der Jörgl redete ihnen freundlich zu und klopfte ihnen zärtlich die Hälſe, bis ſie an der Dammböſchung anlangten und wieder Boden unter die Füße bekamen. Da ſchnauften ſie aus. Und Peterl ſtieg auf das zweite Pferd.

Der Klugsbaltzer war mit dem früheſten aufgebrochen, um hinauszufahren zu ſeinen Leuten. Auch im Dorfe war die Sturmnacht ſchrecklich, und der Kirchenvater hatte die Wetterglocke läuten laſſen, wie ſonſt nur bei allerſchwerſten Gewittern. Man ahnte daheim dunkel, daß es die Schickſalsnacht war. Und daß ſie es war, das ſah der Richter jetzt. Er begegnete nur Flüchtlingen und ſah nur Waſſer. „Umkehren!“ „Es iſt alles vorbei!“ riefen ihm die heiſeren Männer zu.

Er kehrte nicht um. Er wollte heute gern der Letzte ſein. Und jetzt rief ihm einer zu, daß ſein Peterl noch weit draußen wäre, mitten im Waſſer.

Und er ſah die ferne, kleine Geſtalt ... Und er ſah auch den Hut fliegen und ſah den nahenden Retter.

Jörgl brachte ihm den Sohn zurück.

Mächtig erſchüttert ſchloß der Klugsbaltzer ſeinen Jüngſten in die Arme. Dieſer aber war ganz munter und erzählte, daß der Herr Pionierhauptmann ſich empfehlen laſſe, er dürfe den Donaudamm nicht verlaſſen, ſonſt ſei alles verloren.

Es war alles verloren ...

Als erſter war der Dorfrichter mit den beiden Haffner vor einer Woche hinausgefahren, als letzter fuhr er jetzt heim, aber der Platz neben ihm war leer — ſein Ge-

Digitized by Google

vatter fehlte. Und ſechs andere Männer waren verſchollen!

Und ſie waren alle umſonſt geſtorben.

Es war eine ſtumme, traurige Heimfahrt. Und das Waſſer folgte ihnen. Nicht ſtürmiſch, nicht wild und tödlich, denn es kam nicht der Fluß, es war nur Stauwaſſer, das dem Dorfe zutrieb. Langſam anſchwellend, aber greifbar ſich nähernd, ſtill und ſchleichend kam die Theiß hinter ihnen her. Es war gar nicht nötig, daß ſich neuerlich der böſe Südwind hob und das Waſſer vor ſich her peitſchte, damit es nur ja früher ins Dorf käme als der Richter und der tieftraurige Haffnersjörgl. Die Keller ſtanden daheim ohnehin ſchon unter Waſſer, die Mauern zahlreicher Häuſer waren unterwaſchen und aufgeweicht von dem endloſen Regen — ſie werden jetzt alle einſtürzen und Hab und Gut der Ärmſten unter ſich begraben. Doch was lag ſchließlich an dem Dorf und an den Häuſern, die man wieder aufbauen konnte. Waren doch ihre Fluren verſchlammt und verſandet, die ſie alle ernähren und erhalten ſollten, war doch die Ernte vieler Jahre dahin und aller Glaube an den Beſtand der Gemeinde.

Welch ein Jammer! Welch ein tauſendfältiges Leid! Hatten ſie dieſe Heimſuchung verdient?

Träne um Träne rollte ſtill und unbemerkt über die gebräunten Wangen des Klugsbalzer, und er wußte wohl ſelbſt kaum, daß er ſie vergoß, ſo tief war er verloren in Gedanken. Er war ſich keiner Schuld bewußt, keiner Unterlaſſung. Wenn von Schuld geſprochen werden durfte, dann lag ſie ganz wo anders ... Oder war man

Digitized by Google

vielleicht zu weichmütig geworden und zu vertrauensselig in dem Menschenalter, das keine Heimsuchung mehr gebracht hatte? Ein anderes Regiment mußte beginnen, ein neues, starkes Kolonistengeschlecht erzogen werden; auf niemand durfte man künftig bauen als auf die eigene Kraft. Inmitten der halborientalischen Faulheit und Nichtsnutzigkeit, von der man umringt war, und in die man selber zu versinken drohte, wenn man abließ von der Väter Art und Sitte, von der Väter Tüchtigkeit und Redlichkeit — da mußte man seiner Sendung bewußt bleiben und durfte den Schwabentrotz und den Schwabenmut nicht sinken lassen.

Kopf auf, mag auch die Sintflut kommen!

Die große Überraschung der Heimkehrenden war der Jungferndamm. Und er hielt stand, er trotzte der schleichenden Schlammflut, die ihn umspülte.

Verdruß und Ärger mischten sich bald in die seltsame Überraschung. Zum erstenmal hatte der alte Heckmüller etwas schlecht gemacht. Was fiel ihm denn ein?

Das Wasser kam, aber es drang nicht in die tiefer liegenden krummen Gassen der Kleinhäusler und Handwerker, wie nach Anno 1868; nein, es kam durch die Hauptstraßen herein und lief den Großbauern zuerst in die Höfe und Scheuern. Der Übereifer eines alten Idealisten hatte eine gleiche Schicksalslinie hergestellt zwischen den Kleinen und den Großen.

Es gab Wutanfälle im Dorfe. Am liebsten wäre man ausgezogen, den unbestellten Damm zu zerstören. Aber der Klugsbalzer hielt die Leute zurück. Ihm gefiel

Digitized by Google

dieſe Tat. Und es blieb ja für alle Waſſer genug, auch für die kleinen Leute des Dorfes.

Drei Tage ſtieg das Waſſer nur langſam und allmählich, man konnte bergen und retten. Dann aber mußte ein letzter, innerer Dammbruch erfolgt ſein, denn das Waſſer kam in Wellen daher, ſtürzte durch Türen und Fenſter und warf Mauern um. Weiber und Kinder flüchteten, in den Ställen brüllte das Vieh in Todesnöten und konnte nicht überall befreit werden. Im Pfarrhof und Schulhaus, Gemeindehaus und Großen Wirtshaus, in der Kirche ſelbſt drängten ſich die Flüchtenden zuſammen. Nur fünfzehn Häuſer im Mittelpunkt blieben unverſehrt, dreihundert ſtürzten ein oder waren doch für lange unbewohnbar.

Zu Hunderten kampierten die Menſchen im Freien, Dampfſchiffe kamen und führten ſie fort; man teilte ſie indeſſen auf in andere Gemeinden. Und eine Gruppe von Verzweifelten hatte ſich gebildet, die den Ruf ausſtieß: „Auf, nach Amerika!“ Als ihr Leidensſchiff ſie die Donau aufwärts trug, befand ſich unter ihnen allen nur ein glückliches Menſchenpaar: Die Liszka und ihr Freund. Die Heimat gönnte ihnen kein eheliches Band, aber dort drüben frug wohl niemand darnach, wer ſie waren.

Wie auf einer Inſel lebten die Zurückgebliebenen, und man erfuhr endlich, daß der Gergely nicht heimgekehrt war zu den Seinen ...

Als das Waſſer zu ſinken begann, umſchlichen die Auswanderungsagenten wie die Hyänen das Dorf, und zu ihnen geſellten ſich übereifrige patriotiſche Sendlinge. Die einen hofften auf ein fettes Geſchäft, die anderen

Digitized by Google

lauerten auf größere Beute — sie warteten auf den Beschluß der Gemeinde, sich aufzulösen. Da war dann Raum für eine nationale Siedelung auf Staatskosten im Mittelpunkt deutschen Lebens. Aber die einen und die anderen fielen ab mit ihren Hoffnungen und Wünschen.

Wohl löste sich die Gemeinde auf für einen Sommer, nur wenige Familien konnten zurückbleiben. Aber nach Amerika wollte keiner, dem noch ein Stück Feld gehörte unter dem Schlamm der Theiß. Und hätte er sein Vätererbe mit den Fingern aus diesem Schlamm hervorgraben müssen, preisgab er es nicht.

Als Knechte und Mägde mußten sich viele verdingen, als Schnitter in die großen Schwabendörfer gehen, um sich das Brot zu verdienen für dieses verlorene Jahr. Dann aber, wenn die Wasser dieser Sintflut wieder abgelaufen waren, dann wollten sie alle, alle wiederkommen und ihr Lebenswerk von vorne beginnen. Sie waren nicht niederzuringen, die Schwaben von Karlsdorf, weder durch die Menschen, noch durch die Elemente.

Und ehe sie auseinander gingen, hielt ihnen der Pfarrer noch ein feierliches Hochamt, versammelte er die Gemeinde noch einmal um sich zu einer Predigt. Der alte Heckmüller, der ja nur vom Schuldienst enthoben war, spielte die Orgel. Der Klugsbaltzer aber hatte dem Pfarrer die Bitte vorgetragen, daß nach Schluß des Gottesdienstes, zum Abschied, das Schwabenlied in der Kirche gesungen werden dürfe. Der Pfarrer las den Text aufmerksam durch und gewährte die Bitte.

Die Jugend sang das Lied, die Alten kannten es noch nicht. Aber als die feierliche Schlußstrophe wiederholt

Digitized by Google

wurde, da erhoben auch ſie ihre Stimmen und ſangen tief erſchüttert mit:

O Heimat, deutſchen Schweißes ſtolze Blüte,
Du Zeugin mancher herben Väternot,
Wir ſegnen dich, auf daß dich Gott behüte,
Wir ſtehn getreu zu dir in Not und Tod.

Nie haben die Glocken der Heimat ſo erhaben in ihnen allen geläutet wie in dieſer Scheideſtunde, nie war ihnen ihr blühendes Dorf ſo teuer wie das vielgeprüfte, das zerſtörte.

Digitized by Google

Von **Adam Müller-Guttenbrunn** erschien zuletzt im gleichen Verlage:

Der große Schwabenzug

Roman

Sechstes bis achtes Tausend

Broschiert M. 4.—, gebunden M. 5.—

Adam Müller-Guttenbrunn hat mit „Götzendämmerung" und „Glocken der Heimat" eine Serie von Heimatsromanen aus dem heutigen Leben des Deutschen Volkes in Ungarn begonnen. „Der große Schwabenzug" aber gehört an die Spitze dieser Reihe, denn er behandelt die nach der Türkenzeit erfolgte Einwanderung der Schwaben in Ungarn, er schafft den Hintergrund für die früheren Bücher. Karl von Lothringen und Prinz Eugen haben das Land nach dreißigjährigen Kämpfen befreit, der Kaiser ruft Kolonisten herbei, und ein Völkerstrom ergießt sich alsbald aus dem Süden des deutschen Reiches über Wien hinab nach Ungarn. Die Donau trägt sie in die neue Heimat, wir begleiten sie auf ihrer Fahrt und sind Zeugen ihrer Besitzergreifung von dem öden, versumpften, menschenleeren Lande. Mit einer erfrischenden Herzenswärme wird dabei eine Fülle von Einzelschicksalen vor uns aufgerollt. Aber wieder legt es der Verfasser darauf an, eine Volksgesamtheit zum Helden seines Buches zu machen, so wie er es in den „Glocken der Heimat" getan. Dieser neue Roman ist ein hohes Lied vom deutschen Auswandrer, es lebt in all diesen wanderlustigen, arbeitsfreudigen, starken Menschen aus Schwaben und Franken, aus Württemberg, Baden und dem Elsaß etwas Sieghaftes und Großes; Männer und Frauen sind wie von einer nationalen Sendung erfüllt.

„. . . Man kann sagen, daß dieses Buch eine Notwendigkeit bedeutet, daß es uns fehlte, daß es heute, wo das Deutschtum mehr denn je alle Kräfte sammelt, die Erfüllung eines Wunsches ist, und eine Tat, die nicht lebendig genug genannt werden kann . . . Ein warmes, farbenreiches Heimatsbuch, und doch auch ein ernstes, großes Gemälde. Also eine Dichtung mit allen Zeichen einer solchen."

Otto Alscher in „Deutsch-Österreich".

„. . . Es ist dem Dichter in bewunderungswürdiger Weise gelungen, diese Völkerwanderung als etwas Großes und Überwältigendes hinzustellen. Wie in der Malerei durch die Wiederholung derselben Bewegung ein einheitlicher, großer Eindruck erzeugt werden kann, so wird auch hier an allerlei Einzelgestalten dieses große Drängen des saatenstreuenden deutschen Volkes dem Leser zum Erlebnis gemacht. So ist dieses Buch zugleich ein neuer Ausdruck für die Bestrebung unserer heutigen Literatur, die Arbeit als Gegenstand dichterischer Behandlung zu wählen . . ."

Grazer Tagblatt.

Digitized by Google

Von **Adam Müller-Guttenbrunn** erschien ferner im gleichen Verlage:

Götzendämmerung

Ein Kulturbild aus Ungarn

Neuntes Tausend

Broschiert M. 4.—, in Originalband M. 5.—

„Ein Meistergriff war es, die wechselvollen politischen Ereignisse der letzten Jahre in Ungarn ... in Form einer Erzählung zusammenzufassen. Dringend zu wünschen wäre, daß recht viele Leser im Deutschen Reiche — und gerade solche, die sonst nicht die Zeit finden, sich mit sogenannter schöner Literatur zu befassen, ihr Urteil über die Verhältnisse der anderen Hälfte des verbündeten Donaureiches durch ein Buch sich berichtigen ließen, dem man mit Sicherheit prophezeien darf, daß es auch in hundert Jahren noch — mag die Zukunft sich gestalten wie sie will — seinen Wert behaupten wird, als Kultur- und Lebensbild aus dem heutigen Ungarn ...“ **Tägliche Rundschau.**

„Man muß es mit Freuden begrüßen, wenn einmal ein Mann auftaucht, der uns etwas anderes, Interessanteres und Bedeutsameres zu erzählen hat, als, ob der Hans seine Grete gekriegt hat oder nicht; ein Mann, der das gewaltige Gären seiner Zeit belauscht, und der es versteht, uns ein kleines Bild dieses fesselnden und ergreifenden Prozesses zu geben. Ein solcher Mann ist der Verfasser des Buches „Götzendämmerung“. Um es nur gleich zu sagen: ich glaube nicht, daß im abgelaufenen Jahre — und vielleicht auch in den früheren Jahren nicht — ein belletristisches Buch erschienen ist, das in solchem Grade zeitgemäß ist, das ein so wichtiges Thema behandelt und die Aufmerksamkeit des Publikums in solchem Maße verdient. .... Es ist ein Buch für Männer!“ **Gegenwart.**

„... Müller-Guttenbrunn hat mit diesem Heimats-Kampfroman dem großen Mangel abgeholfen, den die Freunde des ungarländischen Deutschtums empfanden, wenn sie nach Schriften über die nicht-siebenbürgischen Deutschen gefragt wurden. ...“

Volkserzieher.

Digitized by Google

Von **Adam Müller-Guttenbrunn** erschien ferner im gleichen Verlage:

Arme Komödianten

Ein Geschichtenbuch

Fünftes Tausend

Broschiert M. 4.—, gebunden M. 5.—

„. . . Diese sechs Geschichten sind durchaus frei von jeder noch so leisen Tendenz politischer Art, sind rein der Freude am Erzählen entsprossen; kein Leser wird den Band unbefriedigt aus der Hand legen. **Deutsche Tageszeitung.**

„Arbeit und Liebe haben auch Adam Müller-Guttenbrunn zu einem unserer besten und feinsten Heimatskünstler emporgetragen, haben aus dem Deutsch-Banater einen Wiener gemacht, der um unsere Vaterstadt besser Bescheid weiß als so mancher Eingeborene, und der mit der Wiener Volksseele so innig vertraut ist, als hätte er nie anders als wienerisch gedacht und empfunden. Er lauscht ihr die zärtlichsten Geheimnisse und heimlichsten Regungen ab, und was er aufspürt, verklärt sich in seinen Geschichten zu einer schlichten edlen Volkspoesie von liebenswürdig anheimelndem Reiz."

Österreichische Rundschau.

„. . . Nur ein Reifer, der lächelnd im Theater des Lebens sitzt und sich in die armen Komödianten, die da agieren, mild verstehend hineindenken kann, vermochte dieses vom Geiste unserer Zeit erfüllte Buch zu schreiben; es reiht sich den früheren Dichtungen des Verfassers würdig an."

Leipziger Neueste Nachrichten.

„. . . Der Verfasser hat es verstanden, mit einfachen Mitteln lebenswahre Gestalten zu zeichnen und kleinen, aber ergreifenden Alltagsschicksalen eine allgemeinere Bedeutung zu verleihen. Das spielt sich noch mit solcher Frische vor uns ab, daß wir die zahlreichen Figuren greifbar vor uns zu sehen glauben und ihnen nachfühlen können." **Die Zeit.**

„. . . Ein still beglückender Hauch von mildem Verstehen, eine warme Gemütstiefe liegt über all diesen echten wienerischen Geschichten, die, mit der wunderbaren Stilkunst Müller-Guttenbrunns wiedergegeben, — wie prächtig z. B. ist die Schilderung des Kahlenberges im ‚Kartäuser' — den Perlen deutscher Novellistik zugezählt werden müssen." **Salzburger Volksblatt.**

Digitized by Google

Von **Adam Müller-Guttenbrunn** erschien ferner im gleichen Verlage:

Der kleine Schwab'

Abenteuer eines Knaben

Zehntes Tausend

Kartoniert M. 1.—

„. . . Knapp und einfach erzählt Müller-Guttenbrunn mit leisem Lächeln und heimlichen Tränen; seine Geschichte eines schwäbischen Bauernburschen in der Fremde wirft aber ein helles Streiflicht auf die verwickelte Lage der beiden unverwüstlichen deutschen Einsprengsel in Ungarn und gibt damit den Ausblick auf ein Völkerschicksal frei. Keine Propagandareise, kein deutscher Schulmann und lauter Kongreß wird uns das Verständnis für die Not dort drüben so tief und herzlich erschließen wie dieses stille Buch, das nicht predigt und nicht aufruft, bloß Erinnerungen widerglänzen läßt. Das Büchlein sei den deutschen Schulbibliotheken und Vereinigungen zur Verbreitung guter Volksschriften ans Herz gelegt." **Ludwig Finckh in „Die Propyläen".**

„. . . Das ist von der allerbesten Art der Erzählerkunst, ist meisterhaft in der schlichten Sicherheit der Darstellung, ist erstklassig. Und das Ganze wirkt so wunderbar voll und geschlossen, daß man mit Freuden den weiteren Schöpfungen dieses neuentdeckten, längst bekannten Dichters entgegensieht, wie man vernimmt, einer Reihe von Romanen aus demselben Stoffgebiet, dem nun unsere herzliche Neigung für immer gehört.

‚Der kleine Schwab' ist ein Volksbuch, das in keiner Schülerbücherei fehlen sollte." **Ostdeutsche Rundschau.**

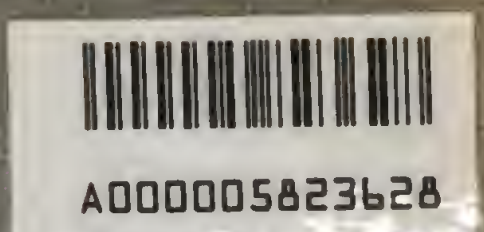
„. . . Poesie, erfrischender Reinheit und Klarheit der Sprache neben persönlichen Erlebnissen ein beachtenswertes, buntbewegtes Kulturbild. . . Das Buch verdient nach jeder Richtung hin beachtet und gelesen zu werden." **Leipziger Tageblatt.**

Digitized by Google

698230

PT 2625
.U55
G57

A000005823628


A000005823628